Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

Heft 44 (1987)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196

Visual Library

Fontane Blätter

1987/2

Band 6, Heft 6
(Heft 44 der Gesamtreihe)
Artikel-Nr. 31782
ISSN 0015-6175

Hinweise für die Autoren von Manuskripten

Wir bitten,

1. Name und Anschrift auf dem Manuskript zu notieren, dazu eine kurze Angabe zur Person (Institution) für ein Autorenverzeichnis;

2. alle Manuskripte in zweifacher Ausfertigung einzusenden, Umfang max. 25 Maschinenseiten zu 60 Anschlägen pro Zeile, 30 Zeilen pro Seite (breiter Rand);

3 Anmerkungen mit den Fußnoten gesondert hinzuzufügen, diese fortlaufend zu zählen und bei Rückverweisen diese nicht mehr mit a. a. O. zu kennzeichnen, sondern mit Kurztiteln zu arbeiten – ggf. auf eine wichtige Anmerkung weiter oben zu verweisen (Ziffer).

4. Hervorhebungen im Text werden **halbfett** wiedergegeben, im Manuskript sind diese Passagen durch Unterstreichung zu kennzeichnen.

5. Erstkorrekturen lesen die Autoren selbst. Änderungen auf dem Umbruch die über das Berichtigen von Satzfehlern hinausgehen (oft das Neusetzen mehrerer Zeilen erfordern), können den Autoren berechnet werden.

Wir danken für das Beachten dieser Vorgaben; erleichtert wird dadurch die Arbeit der ehrenamtlich arbeitenden Redaktion.

1987/2

Band 6, Heft 6
(Heft **44**
der Gesamtreihe)
Artikel-Nr. 31 782
ISSN 0015-6175

Fontane Blätter

Inhaltsverzeichnis Heft 44

Seite

Widmung und Gratulation

— Professor Pierre-Paul Sagave zum 75. Geburtstag 601

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

— Günter de Bruyn: Ein unveröffentlichter Fontane-Brief aus der „Wanderungs"-Zeit 603

— Helmut Richter: Theodor Fontane und Guido Weiß. Bericht und Dokumentation 606

Fontane-Konferenz und Fontane-Biographie

— Peter Wruck: Theodor Fontane in der Rolle des vaterländischen Schriftstellers. Bemerkungen zum schriftstellerischen Sozialverhalten (Hauptreferat) 644

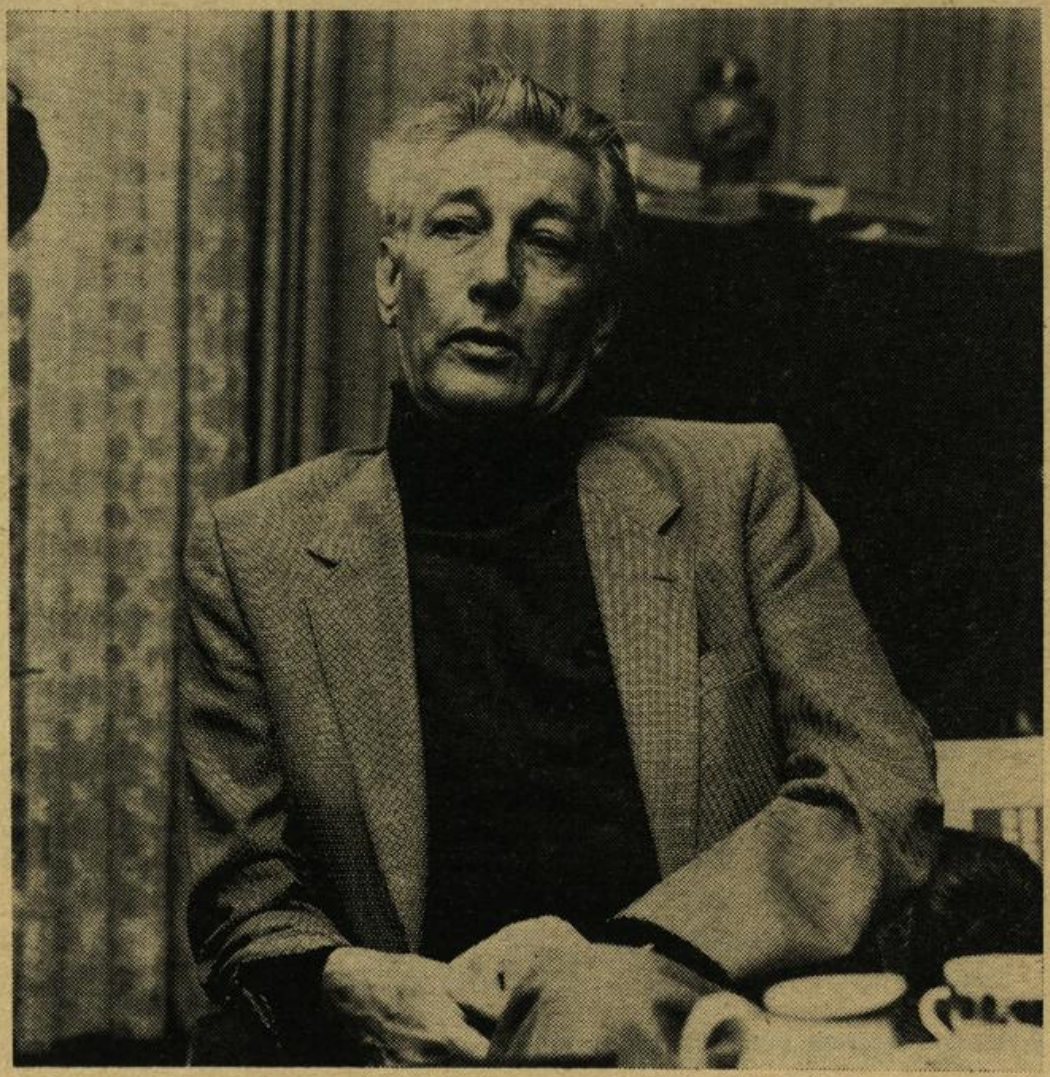
— Otfried Keiler: Vorwort zu den Konferenz-Protokollen (Potsdam 1986) an Stelle eines Abschiedswortes des scheidenden Chefredakteurs 667

Fortgeführte Diskussion

— Peter Goldammer: Auch auf den Text kommt es an. Zur Diskussion um eine kritische Fontane-Ausgabe 672

Information — Bibliographie

— Auswahlbibliographie: November 1986 bis März 1987. Bearbeiter: Helga Breithaupt (Handschriften), Peter Schaefer (Literatur) 701



Professor Pierre-Paul Sagave

Foto: Manfred Krause, Berlin

Joachim Schobeß/Otfried Keiler (Potsdam)

Professor Pierre-Paul Sagave zum 75. Geburtstag

Wir widmen dieses Heft 44 der „Fontane-Blätter" unserem französischen Freund und Kollegen zu seinem Geburtstag.

Neben der folgenden Darstellung, die Joachim Schobeß, der Begründer der Zeitschrift, verfaßte, zeichnet sich dieses Heft dadurch aus, daß es wenige längere Arbeiten vereint, die sich auf die dritte Potsdamer Fontane-Konferenz (1986) beziehen. Pierre-Paul Sagave war damals leider verhindert, sandte uns aber eine in herzlichen Worten gehaltene Grußadresse. Heute entbieten ihm alle Mitglieder der Redaktion diesen Gruß, voll Dankbarkeit und mit den besten Wünschen.

Professor Dr. Pierre-Paul Sagave wurde am 3. Januar 1913 als Sohn einer hugenottischen Familie in Berlin-Lankwitz geboren. Nach dem Besuch einer Vorschule von 1919 bis 1921 absolvierte er das humanistische Mommsen-Gymnasium in Berlin-Charlottenburg bis 1931 und legte hier das Abitur ab. Im Februar 1931 siedelte Pierre-Paul Sagave nach Frankreich über und studierte an der berühmten Sorbonne Literaturwissenschaft und alte Sprachen. 1933 bis 1938 arbeitete er als wissenschaftlicher Assistent an der Universität Aix-Marseille und diente ab 1938 in der französischen Armee. Hier überlebte er als Infanterist im Jahre 1940 den Überfall des Hitlerfaschismus auf Frankreich. 1941 fand P.-P. Sagave den Weg zur Résistance, der französischen Widerstandsbewegung, konkret in der Marseiller „Franc Tireurs et Partisans Francais", bis 1944. Diese bedeutende Widerstandsgruppe war besonders ab 1942 aktiv, als auch Südfrankreich von der faschistischen Armee besetzt wurde. P.-P. Sagave, von der Résistance wegen seiner perfekten Deutschkenntnisse in die Präfektur des Pétain-Regimes eingeschleust, konnte hier unter Einsatz seines Lebens die Zerstörung des Marseiller Hafens beim Abzug der deutschen Verbände auf Grund seiner Verbindungen rechtzeitig verhindern.

1945 bis 1954 finden wir Sagave als Dozent an der Universität Strasbourg, 1955 bis 1965 als Professor an der Universität Aix-Marseille, von 1965 bis 1982 an der Universität Paris X. Seit etwa Mitte der sechziger Jahre schickte Professor Dr. Pierre-Paul Sagave zahlreiche Doktoranden nach Potsdam. Häufig war auch er persönlich Benutzer und gerngesehener Gast im Theodor-Fontane-Archiv. Anläßlich der wissenschaftlichen Konferenz zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes vom 10. bis 12. September 1969 in Potsdam konnten wir P.-P. Sagave als Referent begrüßen (s. Bibliographie). Darüber hinaus trieb er wiederholt historische Studien im Zentralen Staatsarchiv der Deutschen Demokratischen Republik in Potsdam und im Staatsarchiv Potsdam — Orangerie. Enge Beziehungen pflegt unser Jubilar zur Generaldirektion der Deutschen Staatsbibliothek. Seit 1983 ist Professor Dr. Pierre-Paul Sagave Träger des Jakob-und-Wilhelm-Grimm-Preises der Deutschen Demokratischen Republik.

Wir achten und ehren Pierre-Paul Sagave nicht nur als Historiker und bedeutenden Fontaneforscher, sondern auch als einen mutigen Antifaschisten, der

unter Einsatz seines Lebens dem völkermordenden Hitlerfaschismus Widerstand entgegensetzte. In unserer langjährigen Zusammenarbeit haben wir seine Produktivität und Zuverlässigkeit schätzen gelernt. Wir gratulieren Pierre-Paul Sagave von Herzen und wünschen Gesundheit und Schaffenskraft und hoffen auf weiterhin gute Zusammenarbeit im Dienste des Dichters Theodor Fontane.

Auswahlbibliographie

Aspects du protestantisme dans les romans de Fontane. — In: Etudes Germaniques. Année 14. 1959, Nr 1, S. 22–39, 8°

Un Roman berlinois de Fontane: Schach von Wuthenow. — In: Sagave, P.-P., Recherches sur le Roman Social en Allemagne. 1960, S. 87–108. 8°

Theodor Fontane: Schach von Wuthenow. Vollständiger Text der Erzählung. Dokumentation. (Frankfurt a. M., Berlin: Ullstein 1966.) 188 S. 8° (Dichtung u. Wirklichkeit. 23.)

Forschung an der Universität Paris. [Vergabe von Dissertationsthemen über Theodor Fontane. Zusammenarbeit mit dem Fontane-Archiv.] — In: Fontane-Blätter, Bd 1. 1969, S. 423–426. 8°

Freundschaftliche Atmosphäre. (Fontanekonferenz in Potsdam. Interview.) — In: Märkische Volksstimme Potsdam 15. 9. 1969.

De quelques thèmes révolutionnaires français dans la littérature allemande. — In: Hommage à Marache. 1972, S. 421–430. [Darin: S. 426 f. über „Vor dem Sturm" und „Schach von Wuthenow".]

„Schach von Wuthenow" als politischer Roman. — In: Fontanes Realismus. Wissenschaftliche Konferenz zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes in Potsdam. Vorträge u. Berichte. Berlin: Akademie-Verl. 1972, S. 87–94. 8°

[Rez.] Bange, Pierre: Ironie et dialogisme dans les romans de Theodor Fontane. Grenoble 1974. — In: Fontane-Blätter. Bd 3. 1973–75, S. 315–317.

„Zum zehnjährigen Bestehen der ‚Fontane-Blätter' sende ich die herzlichsten Glückwünsche ... " — In: Fontane-Blätter. Bd 3. 1975, S. 322. 8°

Theodor Fontane et la France de 1870/71. — In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. 1976, S. 160–177. 8°

Krieg und Bürgerkrieg in Frankreich. Erlebnis u. Dichtung bei Theodor Fontane. Joachim Schobeß zum 70. Geburtstag. — In: Fontane-Blätter. Bd 4. 1979, S. 452–471. 8°

Theodor Fontane und die französische Revolution. — In: Festgabe f. Joachim Schobeß zum 75. Geburtstag am 22. April 1983. (Fontane-Blätter. Bd 5. 1983, S. 286–294. 8°)

Günter de Bruyn (Berlin)

Ein unveröffentlichter Fontane-Brief aus der „Wanderungs"-Zeit

Daß der nachstehend mitgeteilte Brief Fontanes[1] an „Hochgeehrter Herr", in dem nach den Woellner-Bildern in Groß-Rietz gefragt wird, zur „Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow"[2], einem der schönsten „Wanderungs"-Kapitel, gehört, ist auf den ersten Blick klar. Unklar dagegen bleibt, an wen das Schreiben sich richtet.

Aus dem Text der „Osterfahrt" auf den Adressaten des Briefes zu schließen, verbietet sich. Erstens geht aus dem Brief hervor, daß Fontane auf seiner Fahrt „um den großen Schermützel[3] herum" die Person, der er schreibt, nicht traf, und zweitens darf man die „Osterfahrt", deren kunstvolle Gestaltung jedem Romankapitel Ehre machte, nicht für eine Reportage halten, die den tatsächlichen Begebenheiten genau entsprach. Da wurde erfunden und weggelassen, Wahrheit und Dichtung um der Wirkung willen also gemischt. Während der Kutscher Moll[4], den es tatsächlich gab, in kräftigen Farben ausgemalt wurde, verschwand das Apotheker-Ehepaar Roggatz aus Fürstenwalde[5], das mit von der Partie war, ganz aus dem Bild. Nach dem im Wald lebenden Emeritus mit der abenteuerlichen Biographie, der angeblich Pastor in Pieskow gewesen war (wo es nie einen gegeben hat), wird man wohl immer vergeblich forschen; und falls die Groß-Rietzer auf die Idee kämen, an ihrem Gasthof eine Tafel mit der Aufschrift „Hier verbrachte Theodor Fontane die Nacht vom 8. zum 9. April 1881" anzubringen, würden sie einer Fiktion zum Opfer fallen; denn weder Autor noch Kutscher schliefen hier bei Vollmondschein ein, um am nächsten Tag Blossin aufzusuchen: die kleine Reisegesellschaft kehrte vielmehr noch am Abend des 8. April nach Fürstenwalde zurück.[6]

Da Fontanes Auskunftsperson in Groß-Rietz, laut „Osterfahrt", der Kantor war, könnte als der Briefadressat, der „vor fast 6 Jahren" Fontane von den Woellner-Bildern berichtet hatte, der nicht auftretende Pastor des Dorfes vermutet werden; doch macht das „Evangelische Pfarrerbuch"[7] diese Annahme zunichte, indem es mitteilt, daß der damalige Pastor von Groß-Rietz erst vier Jahre in dieser Gegend war. Die Frage würde also wahrscheinlich unaufgeklärt bleiben, hätte Fontane nicht seine Korrespondenz im Tagebuch vermerkt. Unter dem Datum des Briefes, dem 12. April 1881, einem Dienstag, heißt es dort: „Brief an G. Roggatz in Fürstenwalde und an Pastor Waubke in Pfaffendorf."

Beides waren also Briefe, die sich auf Fontanes letzte Fahrt ins Märkische bezogen. Der an Roggatz wird ein Dankbrief für die gewährte Gastfreundschaft gewesen sein, dem schon ein Dankgeschenk vorausgegangen war: ein Exemplar von „Vor dem Sturm"[8]; der zweite, unten abgedruckte, holte Erkundigungen ein: von Pastor Waubke[9], der von Fontanes Jahrgang (also auch schon 62) war, seit 27 Jahren in der Gegend von Groß-Rietz (in Beeskow, Sauen, Pfaffendorf) amtierte und Fontane (um 1875 etwa) auf die Woellner-Bilder hingewiesen hatte. Interesse an der ungewöhnlichen Karriere des

Johann Christoph Woellner als Hofmeister in Groß-Behnitz am Mikroskop. Porträt in Öl von etwa 1760 (Ausschnitt)

Pastorensohnes aus Döberitz, der dann der mächtigste Beamte Preußens wurde, hatte doch Fontane in den „Wanderungen" schon gezeigt.[10]

Der Antwortbrief aus Pfaffendorf, den wir nicht kennen, scheint Fontanes Zweifel ganz zerstreut zu haben; denn die „Osterfahrt" geht auf die Frage, ob es sich denn bei dem Dargestellten wirklich um Minister Woellner handelt, gar nicht ein.

Leider sind von den vier von Fontane beschriebenen Porträts nur zwei (erbärmlich schlecht) erhalten: das des jungen Hauslehrers oder Domänenrats, der mit dem Mikroskop beschäftigt ist (ein „in der Tat schöner abbéhafter Mann ... anziehend bis zum Verführerischen"), und das der Witwe des Generals Itzenplitz auf Groß-Behnitz, bei der der spätere Minister (den Friedrich II. einen „betriegerischen und Intriganten Pfafen" genannt hatte) Hauslehrer, Pastor, Gutsverwalter, Schwiegersohn — und Geliebter[11] gewesen war.

Fontane fand die beiden Woellner-Bilder „gut ... in einzelnen Partien sogar vortrefflich gemalt", die Frauen-Porträts aber „nur Durchschnitt". Mir scheinen die beiden noch vorhandenen Bilder gleich vortrefflich und auch von gleicher Hand gemalt zu sein. „Von welcher Hand, würde sich durch Kunstverständige leicht feststellen lassen", schrieb Fontane vor 106 Jahren.

Zu wünschen wäre, die Kunstverständigen von heute versuchten es. Vielleicht könnten sie meine Vermutung bestätigen, die auf Christian Bernhard Rode (1725–1797) zielt. Die Bilder befinden sich heute im Biologischen Heimatmuseum Beeskow. Während des Druckes dieser Zeilen kam die erfreuliche Nachricht, daß das Bildnis Woellners jetzt restauriert wird.

Berlin, 12. April 81.
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Am vorigen Freitag war ich um den großen Schermützel herum und kam auch nach Groß-Rietz, wo ich dann nicht versäumte, die beiden Woellner-Bilder in Augenschein zu nehmen, über die Sie vor fast 6 Jahren schon die Freundlichkeit hatten an mich zu schreiben.

Ich möchte nun in einem alles nur touristenhaft berührenden Beeskow-Storkow-Kapitel auch Groß-Rietz und seiner Bilder Erwähnung thun, bin aber doch nicht sicher, ob es die Woellner-Bilder sind. Bei meinen länger als 20 Jahren eingesammelten Erfahrungen weiß ich nur leider zu gut, wie wenig zuverlässig Dorftraditionen sind und so geht denn meine ergebenste Anfrage dahin, ob Ihnen bei Namengebung der Bilder gute Quellen: Aktenstücke, Familienpapiere, Briefe zur Verfügung standen? Ist dies der Fall, so füg' ich meiner Frage noch die zweite hinzu: wie sich's mit den beiden Frauen-Portraits verhält? Sie gehören offenbar zu dem schwarzen Herrn mit dem Mikroskop in der Hand hinzu, denn Rahmen und Größe sind dieselben, wenn auch nicht Werth und Alter. Ist es Woellner, so darf man wohl annehmen, daß es Frau v. Itzenplitz u. Tochter ist.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane

Anmerkungen

1 Im Fontane-Archiv unter C 118

2 Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 4. Teil: Spreeland. Berlin: Aufbau 1979. S. 25–63

3 Obwohl der Scharmützelsee auch schon zu Fontanes Zeiten so hieß, schreibt Fontane immer Schermützel; sein Zusatz „groß" ist wohl zur Unterscheidung vom Schermützelsee bei Buckow (Märkische Schweiz) bestimmt.

4 Moll, Karl (um 1848–1912); über sein Leben siehe den Aufsatz des Storkower Heimatforschers Paul Holz im „Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte", 16. Bd Berlin (West) 1965.

5 Daß Fontane in Begleitung des Ehepaares Roggatz nach Groß-Rietz fährt, geht aus dem in der Anmerkung 8 zitierten Brief hervor.

6 In den Tagebuchnotizen vom 8. April 1881 heißt es: „Frühstück mit dem Roggatzschen Paare ... Um 10 Abfahrt ins Land Beeskow-Storkow; erst nach Rauen, dann über Markgrafensteine ... nach Groß-Rietz. Um 7 ½ von dort zurück, um 10 wieder in Fürstenwalde ..."

7 Evangelisches Pfarrbuch für die Mark Brandenburg seit der Reformation. Bearbeitet von Otto Fischer. Berlin 1941. Bd II,1. S. 205–206 (Der Pastor hieß Hermann Ernst Fischer.)

8 Am 9. April 1881 schrieb Fontane in einem Brief an seinen Verleger Wilhelm Hertz: „Darf ich Sie freundlichst bitten, ein recht hübsches gebundenes Exemplar meines Romans [„Vor dem Sturm"] einpacken und wo möglich heute noch unter umstehender Adresse zur Post geben zu lassen ... Ich bin seit einer Stunde von Fürstenwalde zurück, von dem aus ich gestern eine große Partie um den Schermützel herum, an den Markgrafensteinen vorbei, bis nach Groß-Rietz (Minister Woellner unter Fr. W. II.) machte, und möchte mich gegen meine liebenswürdigen Begleiter: Roggatz und Frau, natürlich Apotheker, gerne nach meiner schwachen Kraft erkenntlich zeigen. Literarisches wird zwar nicht geschätzt, aber ich kann doch nicht silberne Leuchter oder eine Pfefferkuchenkiste schenken." (Th. Fontane: Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898. Hrsg. v. Kurt Schreinert. Stuttgart 1972. (Veröff. d. Dt. Schillergesellschaft. Bd 29)

9 Paul Christian Waubke (1819–1897), war in Thüringen geboren, hatte in Königsberg (Neumark) das Gymnasium besucht, in Halle, Greifswald und Berlin studiert und war seit 1854 Diakon in Beeskow, seit 1858 Pastor in Sauen und seit 1871 Pastor in Pfaffendorf. (Evang. Pfarrerbuch. Bd II,2, S. 935–936)

10 Fontane hatte Woellner imf „Oderland" (Kapitel „Kunersdorf") kurz erwähnt; im „Havelland" (Kapitel „Geheime Gesellschaften im 18. Jahrhundert") hatte er schon halb zu einer Rehabilitierung des Vielgeschmähten angesetzt; er wollte auch ausführlicher über ihn schreiben, doch hatte sich die Familie von Itzenplitz das verbeten. (Siehe Brief vom 19. 1. 1870 an August von Meding. In: Freundesbriefe. Letzte Auslese. Berlin 1943. Bd 1, S. 224 ff.)

11 Fontane sagte dazu: „Auch die Mutter, heißt es, war ihm nicht unhold. ‚Nicht unhold' darf man am Ende sagen und ist ein statthafter Ausdruck." (S. 48) Nach Paul Bailleu war sie ihm „sehr gewogen". (Allgemeine Deutsche Biographie. 44 Bd. Leipzig 1898.)

Helmut Richter (Leipzig)

Guido Weiß und Theodor Fontane. Bericht und Dokumentation

I

In den letzten Jahrzehnten hat die Forschung, wesentlich angeregt durch die vollständige Veröffentlichung der Briefe Fontanes an Georg Friedländer (1954), der Entwicklung im politischen Denken des Dichters und deren Beziehung zu seinem literarischen Schaffen besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Neue methodologische Ausgangspunkte – wie die Frage nach den „Literaturver-

hältnissen" oder, damit verwandt, der gesamten „literarischen Kultur" einer Epoche — haben dieser Tendenz neue Impulse gegeben. Die Buchveröffentlichung der bereits in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre entstandenen, für jede Beschäftigung mit dieser Problematik grundlegenden Untersuchung von Charlotte Jolles „Fontane und die Politik" im Jahre 1983 war ein deutlicher Ausdruck dieses anhaltenden Interesses.

Erstaunlich ist es, daß in diesem Zusammenhang der Essay keine Beachtung fand, den der demokratische Publizist und Politiker Guido Weiß (1822–1899) unter dem Titel „Musen und Grazien in der Mark" am 20. 6. 1889 in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht hat, der von Leopold Sonnemann herausgegebenen einzigen Tageszeitung der deutschen Demokratie von überregionaler Bedeutung, in welchem dem sozialen Gehalt und dem freien menschlichen Ethos des Berliner Erzählers und dem aktuell-politischen Engagement des Theaterkritikers Fontane maßstabsetzende Bedeutung zugewiesen wurde und auch der märkische Wanderer ein aufgeschlossen-mitgehendes Interesse fand.

Ein ebenso reizvoller wie schwieriger Charakter schien einer Begegnung zwischen Weiß und Fontane vorbestimmt, handelt es sich doch um zwei Männer, die in Vormärz und Revolution in den Reihen derselben — freilich kaum schon organisierten — Partei gekämpft hatten, dann aber in ganz gegensätzlicher Weise durch die Jahre der Konterrevolution, des Verfassungskonflikts und der preußisch-deutschen Kriege ins wilhelminische Reich gelangt waren, wo sie sich nun zu der Zeit, als Weiß seinen Aufsatz schrieb, auch von sehr unterschiedlichen oder doch unterschiedlich scheinenden Positionen her mit diesem Reich auseinanderzusetzen hatten. Auf der einen Seite der unbeugsame Kämpfer, der als enger Freund Johann Jacobys, seit dem Vormärz Führer der deutschen kleinbürgerlichen Demokraten, bis in die Mitte der achtziger Jahre immer wieder am Versuch mitgewirkt hatte, aus der 1849 unterlegenen Bewegung eine auf der Höhe der Gegenwart stehende, ideell geschlossene und organisatorisch handlungsfähige Partei zu formieren, bis er sich endlich auf die publizistische Bewahrung und Verteidigung seiner Überzeugungen beschränken mußte. Auf der anderen Seite einer jener vielen, die sich nach 1850 von den demokratischen Idealen ihrer Jugend abgewandt hatten, dessen Kompromiß mit dem Status quo im Dienst der eben noch bekämpften Regierung aber durch besonders beschämende Züge gekennzeichnet gewesen war[1], dessen Anschauungen sich danach „meist mit dem Nationalliberalismus gedeckt"[2] hatten, der den menschlichen und poetischen Konsequenzen solcher Anschauungen aber in der Hinwendung zur Mark Brandenburg als alternativer historisch-kultureller Lebensform zu entgehen gewußt hatte, um endlich aus der entschlossenen Orientierung auf das Leben, „das wir führen"[3], zu jener Haltung zu finden, die er in seinen letzten Lebensjahren wiederholt in die Worte faßte, er sei im Alter „immer demokratischer geworden".

Wahrscheinlich hatte die durch Sommer und Urlaub bedingte Lähmung des literarischen Lebens in Berlin, aber auch die Veröffentlichung des Artikels in dem hier wenig geschätzten antipreußischen „Demokratenblatt" dazu geführt, daß Fontane mit Verspätung und nur durch Zufall[4] von seiner Existenz erfuhr: er wandte sich deshalb Anfang August in erstaunlich zwangloser Weise direkt an Weiß und erhielt von diesem mit einem leider nicht erhaltenen Begleitbrief ein Exemplar der entsprechenden Ausgabe. Fontanes sehr persönlich gehaltener

Antwort- und Dankbrief vom 14. 8. 1889 ist seit seiner Veröffentlichung im zweiten Briefband der Jubiläumsausgabe (Berlin 1920) bekannt und wiederholt in Auswahleditionen der Briefe des Dichters entnommen worden; bereits zu Beginn des Jahrhunderts war er im Auszug von Siegmund Schott (1852–1910) bekanntgemacht worden, der ihn in seinem Artikel über Guido Weiß im 5. Band des „Biographischen Jahrbuchs und deutschen Nekrologs" eingebaut hatte. Siegmund Schott war Schüler und Freund von Weiß; als Kritiker für die „Frankfurter Zeitung" und die linksliberale „Allgemeine Zeitung" in München hatte er in den neunziger Jahren wiederholt mit Fontane korrespondiert.

Vielleicht hat die Tatsache, daß Guido Weiß nur im Umkreis dieser literarischen Begegnung in der Korrespondenz Fontanes genannt und auch in seinen autobiographischen Schriften nicht erwähnt wird, die Forschung bisher davon abgehalten, diesem kurzen, aber intensiven und offenbar weitgehend unbelasteten Gespräch nachzugehen. Sein Tenor läßt jedoch darauf schließen, daß wir hier Zeugnissen einer tieferen, wechselseitig von Aufmerksamkeit und Interesse für den Weg des anderen getragenen und von gegenseitiger Achtung erfüllten Beziehung gegenüberstehen. So wird vor allem ein anderer Grund die Zurückhaltung der Forschung erklären: Guido Weiß zählt heute zu den vergessenen Schriftstellern. Diese Tatsache ist eine Folge jener Betrachtung literarischen Schaffens, vor der bereits Siegmund Schott in seinem Nekrolog warnte: „Wer die Bedeutung eines Schriftstellers nach der Anzahl der von ihm veröffentlichten Bücher schätzt, der wird über Weiß nicht viel zu sagen wissen. Er hat kein einziges Buch geschrieben ... Er war ein langsamer Arbeiter, da er unablässig änderte und feilte, was er sagen wollte ..." Vor allem aber sind durch die geschichtliche Entwicklung Deutschlands die Versuche der demokratischen Kräfte, den unheilvollen Weg der Verpreußung zu verhindern, für lange Zeit aus dem allgemeinen Bewußtsein wie aus der Forschung verdrängt worden: Die Einigung von oben und der junkerlich-bourgeoise Klassenkompromiß wurden als der entweder einzig vernünftige oder, durch tragische Umstände erzwungen, einzig mögliche Weg der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert betrachtet.

Die marxistische Geschichtswissenschaft hingegen hat, vorgeprägt durch seinen Schüler Franz Mehring, das Wirken und Streben von Guido Weiß in der bürgerlich-demokratischen Bewegung stets mit Achtung gewürdigt[5]: Die interdisziplinäre Arbeit erfordernde Erschließung und Analyse der Gesamtheit der ökonomischen, politischen, historischen, kulturpolitischen und literaturkritischen Publizistik von Weiß steht indessen noch aus. Dabei sieht sich in erster Linie die Literaturwissenschaft gefordert, nachdem die Historiker, aufbauend auf systematischen Untersuchungen der differenzierten Entwicklungen innerhalb der liberalen und demokratischen Kräfte des deutschen Bürgertums nach 1848[6], abermals nachdrücklich auf die Beziehungen zwischen dem Kampf der Arbeiterklasse gegen das Sozialistengesetz und den verstärkten Aktivitäten bürgerlich-demokratischer Kräfte in den achtziger Jahren mit der oppositionellen Bewegung innerhalb der Intelligenz dieser Zeit hingewiesen haben[7], die sich künstlerisch in der kräftigeren Herausbildung kritisch-realistischer Elemente und im deutschen Naturalismus reflektieren. Die seit Mitte der siebziger Jahre wachsende Aufmerksamkeit von Weiß für Probleme der gegenwärtigen Lite-

raturentwicklung, des Erbes und der Kulturpolitik, in deren Zusammenhang auch sein Interesse für das Umfeld Fontanes steht, ist symptomatisch für diese Entwicklung. Eine systematische Auswertung der von Weiß zwischen 1873 und 1879 herausgegebenen Zeitschrift „Die Wage" gewinnt in diesem Zusammenhang große Bedeutung; in der Perspektive sollten in diese Arbeit die bedeutenden demokratischen und linksliberalen Presseorgane der Zeit, die „Frankfurter Zeitung" und die Wochenschrift „Die Nation", einbezogen werden.
Da wichtige Etappen der Biographie von Guido Weiß noch genauer zu untersuchen sind, die bibliographische Erschließung seines Schaffens erst eingeleitet werden konnte und seine Publizistik auf Grund einer schwierigen Quellenlage nur schwer zugänglich ist, beschränkt sich die vorliegende erste Betrachtung der Beziehungen zwischen Weiß und Fontane auf eine noch keineswegs aus systematischer Nachforschung hervorgegangene Skizze der Entwicklung von Weiß, die auch wahrscheinliche Berührungspunkte mit Fontane zu bezeichnen versucht, und auf den Wiederabdruck der beiden bisher ermittelten Aufsätze, in denen sich Weiß über Fontane äußerte. Bei der Darstellung dieses politischen Publizisten kann nicht darauf verzichtet werden, die Entwicklung und einige Grundpositionen der bürgerlichen Demokratie in Berlin einzubeziehen: dies ist umso notwendiger, als die Forschung bisher weitgehend darauf verzichtet hat, den konkreten politischen Stellenwert der vielzitierten kritischen Äußerungen Fontanes über das wilhelminische Reich und seine späten Bekenntnisse zur Demokratie genauer zu untersuchen. Es wird davon ausgegangen werden können, daß dieser Begriff für Fontane vor dem Hintergrund seiner eigenen Positionen und Erfahrungen von 1848—1850 wie der leidenschaftlichen Auseinandersetzungen, die seit dem Verfassungskonflikt der sechziger Jahre in den liberalen Parteien gerade Berlins um die Bewahrung und Weiterentwicklung demokratischer Positionen geführt worden sind, nicht den recht allgemeinen, etwas verwaschenen Sinn besaß, in dem er heute nicht selten verwendet wird.
Aus Gründen des Umfangs wie einer Fülle ungeklärter Voraussetzungen muß darauf verzichtet werden, eine umfassende Analyse der Texte zu versuchen und dabei das Dankschreiben des Dichters einzubeziehen, das in seiner fast untrennbaren Verknüpfung von freudiger Genugtuung und teils sanfter, teils entschiedenerer Reprimande ein besonders reizvolles Exemplar jenes fontaneschen Brieftyps darstellt. Der Versuch muß sich damit begnügen, das Material vorzustellen, sein Umfeld anzudeuten und so die Aufmerksamkeit auf einige wenige beachtete geschichtliche und literarische Voraussetzungen von Werk und Entwicklung Fontanes zu lenken.[8]

II

Guido Weiß wurde am 18. 8. 1822 als Sohn eines Arztes in Neumarkt/Schlesien geboren und absolvierte die ersten Semester seines Studiums der Medizin in Breslau. Hier soll er, folgt man dem Bericht Siegmund Schotts, in den Häusern der wohlhabenden Handelsbourgeoisie, die Gustav Freytag für „Soll und Haben"" als Vorbild diente, jene Sicherheit des gesellschaftlichen Umgangs erworben haben, die ihm in zeitgenössischen Berichten nachgesagt wird. Es muß freilich ergänzt werden, daß Weiß in Breslau wohl vor allem die für sein

politisches Wirken entscheidenden sozialen Erfahrungen gesammelt hat: im Erlebnis des ungeheuren Elends, das Wilhelm Wolff, der aus der radikalen Breslauer Burschenschaft hervorgegangene spätere Kampfgefährte von Marx und Engels, zu Beginn der vierziger Jahre in seinen Zeitungsberichten über die „Kasematten", das Arbeitshaus im Hinterland des Weberelends in Schlesien, einem entsetzten Publikum enthüllte. Besonderen Einfluß auf die Entwicklung des Studenten gewann die vielseitig anregende Persönlichkeit des Botanikers, Naturphilosophen und radikal demokratischen, aus christlich-sozialem Engagement mit der Arbeiterbewegung sympathisierenden Politikers Christian Gottfried Nees von Esenbeck (1776—1858), der noch mit Goethe im wissenschaftlichen Briefwechsel gestanden hatte.

Wohl nicht zufällig setzte Weiß sein Studium im badischen Heidelberg fort, wo sich zuerst in Deutschland eine demokratische Bewegung zu formieren und vom kompromißbereiten Liberalismus zu lösen begann. Hier wurde er Mittelpunkt eines Kreises junger Oppositioneller, in dem er eine lebenslange Freundschaft schloß mit Hermann Becker, dem „roten Becker", später Mitglied des Bunder der Kommunisten und im letzten Lebensjahrzehnt nationalliberaler Oberbürgermeister von Köln, und dem späteren vulgärmaterialistischen Philosophen Jakob Moleschott. In dieser Zeit wurzeln die guten Beziehungen von Weiß zu den süddeutschen Demokraten, die ihn nach 1848 in besonderem Maße dazu drängten, engere Kontakte zwischen den norddeutschen, vor allem preußischen Demokraten und denen in Wüttemberg und Baden herzustellen, was aber angesichts der dort herrschenden antipreußisch-föderalistischen Tendenzen immer wieder scheiterte. Erfolgreicher war er im Bemühen, zumindest ein in Grundfragen geschlossenes Auftreten der demokratischen Publizistik herbeizuführen, wie er es selbst durch die gleichzeitige Arbeit an der „Vossischen" und „Frankfurter Zeitung" wie durch die Wahl der Autoren für „Die Wage" praktizierte.

Die letzte Zeit seines Studiums verbrachte Weiß in Berlin, wo er 1844 promovierte und zunächst plante, sich für Geschichte der Medizin zu habilitieren. Aus der Einsicht, daß eine akademische Karriere und aktive politische Arbeit in Preußen nicht vereinbar sein würden — Rudolf Virchow sollte dies 1848/49 deutlich erfahren —, und unter dem Eindruck der sich verschärfenden gesellschaftlichen Auseinandersetzungen wandte er sich ganz der Pressearbeit zu. In der Revolution gehörte er zu den Aktivisten der radikalen Demokratie: im Zusammenhang mit den Volksunruhen nach der Verhaftung Waldecks, des Führers der kleinbürgerlichen Demokratie Berlins, im Mai 1849 wurde er inhaftiert und von einem Kriegsgericht zu drei Monaten Gefängnis verurteilt — erstes Glied einer langen Kette von Konflikten mit der Staatsgewalt, die ihn danach als verantwortlichen Redakteur wiederholt hinter Gitter brachten. Erste Station seiner journalistischen Laufbahn war die „Vossische Zeitung" gewesen, wo er als Korrektor und Nachtredakteur begann und später Parlamentsberichterstatter war. In einem biographischen Nachruf schrieb die „Frankfurter Zeitung" am 16. 1. 1899 über diese Anfänge des Journalisten: „Die Berichte von Weiß über die Sitzungen des Abgeordnetenhauses in den 1850er Jahren erregten bald allgemeines Aufsehen. Er wußte die Niederträchtigkeit und Hinterlist der widrigsten Reaktion, die Preußen je erlebt hat, in der Ausarbeitung der Reden der liberalen Opposition so scharf zu geißeln wie

kein Anderer, und auch im literarischen Teil der Zeitung, der ihm wegen seines reichen und umfassenden Wissens überlassen war, führte er diesen Kampf, wenn auch mehr zwischen als in den Zeilen."

Nach der Reaktionszeit war Weiß gleichzeitig Herausgeber der „Zeitschrift des Zentralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen" (1859–62). In der 1861 gegründeten Deutschen Fortschrittspartei, die zunächst die liberalen wie die demokratischen Kräfte aus Bürgertum und Kleinbürgertum vereinigte und bei den Wahlen, vor allem unter dem Einfluß der von der Bourgeoisie gegründeten Arbeiterbildungsvereine, auch die Stimmen vieler Arbeiter gewinnen konnte, stand er auf dem äußersten linken Flügel, der unter Führung von Jacoby bemüht war, gestützt auf die Volksbewegung eine kämpferische Politik zu entwickeln, deren Ziel eine durchgreifende Liberalisierung in Preußen als Voraussetzung der für die von der Partei erstrebte kleindeutsche Lösung der nationalen Frage Deutschlands war. In diesem Zusammenhang verließ Weiß die gemäßigte „Vossische Zeitung" und übernahm am 1. 10. 1863 die Leitung der seit 1861 erscheinenden „Berliner Reform", die in der Tradition von Arnold Ruges „Deutscher Reform" aus den Tagen der Revolution stand und deren Chefredakteur bis dahin der ehemalige Junghegelianer Eduard Meyen gewesen war. Das Ausscheiden aus der „Vossischen Zeitung" hat offenbar das Vertrauensverhältnis zu deren Leitung nicht getrübt; Weiß blieb ihr als freier Mitarbeiter verbunden.

Auf dem Höhepunkt des Verfassungskonflikts bemühten sich Jacoby und Weiß, die Linken in der Fortschrittspartei zu entschiedenen Aktionen gegen Bismarck zu drängen. Seit 1864 arbeitete in der Redaktion auch Friedrich Stephany (1830–1912), der später, seit 1880 Chefredakteur der „Vossischen Zeitung", einer der wichtigsten literarisch-politischen Partner und Vermittler des alten Fontane wurde. Stephany, nach einer nicht näher begründeten Information Franz Mehrings ‚in einem gelehrten Beruf gescheitert'[9], war dadurch bekannt geworden, daß er als Vorsitzender des Vorstädtischen Handwerkervereins, in dem sich vor allem die qualifizierten Maschinenbauarbeiter der Fabriken um das Oranienburger Tor organisiert hatten, am 12. 4. 1862 Ferdinand Lassalle zum ersten Male Gelegenheit gegeben hatte, in einer Arbeiterversammlung die Grundzüge seines „Arbeiterprogramms" vorzutragen. Er hatte anfangs wohl auch am Ende 1864 gegründeten „Sozialdemokrat", dem Organ des Allgmeinen Deutschen Arbeiter-Vereins, mitgearbeitet, der durch die Mitwirkung von Marx und Engels wie zahlreicher mit der Arbeiterbewegung sympathisierender Demokraten für kurze Zeit zum Sprachrohr der radikalen Opposition wurde. Nach der Annäherung der Führung des ADAV an Bismarck kam es schon im Frühjahr 1965 zur Distanzierung von Marx und Engels und nachfolgend der meisten Demokraten vom „Sozialdemokrat": in dieser Auseinandersetzung trat die „Berliner Reform" an die Seite von Marx und Engels und bot ihnen Gelegenheit, ihre Positionen offensiv darzulegen. Seit dieser Zeit gab es mehrfach Kontakte von Marx zu Weiß, wie sich auch freundschaftliche Beziehungen zu anderen späteren Eisenachern entwickelten, vor allem Bebel und Liebknecht, die sich von Sachsen aus um die Zusammenarbeit der sich herausbildenden marxistischen Arbeiterbewegung mit der bürgerlichen Demokratie im Kampf gegen den preußischen Militarismus und die Staatsstreichpolitik Bismarcks bemühten. Nachdem die wachsende Volksbewegung

Bismarck gezwungen hatte, einer drohenden Revolution von unten durch die von oben, den Krieg von 1866 und die Gründung des Norddeutschen Bundes, zuvorzukommen, wurde bald deutlich, daß nicht nur die seit 1867 in von der Fortschrittspartei abgeskaltene Nationalliberale Partei, sondern auch die Masse der Führer der Restpartei in dem nunmehr einsetzenden Ringen um den Ausbau des werdenden Nationalstaats primär an der Sicherung ihrer ökonomischen Interessen, kaum aber an der verfassungsmäßigen Begründung der demokratischen Rechte und Freiheiten gegen die überkommenen feudalbürokratischen und militaristischen Strukturen des preußischen Staates interessiert waren. In dieser Situation gründeten die Demokraten um Jacoby und Weiß Anfang 1867 die Zeitung „Die Zukunft", zunächst noch zur Unterstützung der Linken innerhalb der Fortschrittspartei, seit 1868 immer entschiedener zur Vorbereitung einer eigenen demokratischen Organisation, wie sie 1868 zunächst für Süddeutschland mit der „Deutschen Volkspartei" gegründet wurde. Weiß wurde ihr Chefredakteur, Stephany folgte ihm in die Redaktion, und 1869 fand hier auch Franz Mehring seine erste journalistische Stellung — noch als Student, charakteristisch für die Aufnahme der Zeitung, die als „das Blatt der gebildeten, politisch empfindenden Jugend galt".[10]

Im „Vorbereitenden Komitee zur Einigung der Volkspartei in Nord- und Süddeutschland", auf zahlreichen Volksversammlungen und in einer Redaktionsgruppe zur Vorbereitung eines Parteiprogramms arbeiteten Weiß, der 1869/70 Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses für den Wahlkreis Frankfurt/Main war, und Stephany gemeinsam mit: als dieses Programm im Sommer 1870 der Öffentlichkeit vorgelegt wurde, fand es allerdings angesichts des Kriegsausbruchs, der Siege über Frankreich und der anschließenden nationalistischen Euphorie kaum mehr größere Beachtung. Die Orientierung großer Teile nunmehr auch des Kleinbürgertums und der Intelligenz auf die scheinbar unmittelbar bevorstehenden glanzvollen Zeiten des neuen Deutschen Reiches ließen den Plan einer demokratischen Partei scheitern und brachten auch die „Zukunft" bald in eine schwere Krise. „Von der ‚Zukunft' weiß ich Ihnen nicht mehr zu sagen, als daß sie eben noch erscheint — von Tag zu Tag", schrieb Weiß schon im August 1870 an Jacoby, „an ihre Zukunft glaube ich nicht mehr. Über den Krieg hinaus halte ich sie wohl noch, dann mag sie unter Protesten, Konfiskationen usw. zu Grabe gehen ... Der Begriff unserer Partei ist so rein geworden, daß er nahe daran ist, aller Körperlichkeit zu entsagen."[11] Der klare Protest der Demokraten gegen die Annexion von Elsaß und Lothringen, der Jacoby im September 1870 auf die Festung Lötzen brachte, beschleunigte noch diese Entwicklung: am 31. 3. stellte die „Zukunft" ihr Erscheinen ein; Weiß' engster Mitarbeiter Stephany hatte die Zeitung schon zuvor verlassen, was diesen umso mehr treffen mußte, als er 1869 seinen einzigen Sohn durch Selbstmord verloren hatte. Anläßlich der Aufgabe der Zeitung schrieb er am 28. 3. 1871 an Jacoby: „Dazu kommt, was sich freilich nicht drucken ließ, daß ich die Vereinsamung nicht länger ertragen kann. Stephany ist schon seit vorigen August zur ‚Vossischen Zeitung' übergegangen, auf Rat und Betreiben von mir, denn er geriet bei dem Gehalt, das ihm die ‚Zukunft' nur geben konnte, in Schulden und hat Weib und Kind."[12]

Im Frühjahr 1871 beteiligte sich Weiß am Versuch seiner Berliner Freunde, mit Hilfe eines „Demokratischen Vereins" die Wahl Johann Jacobys in den

neuen Deutschen Reichstag durchzusetzen. Die drei Grundsatzforderungen des Vereins bildeten, jeweils aktualisiert, die Basis für die politische und publizistische Arbeit der Berliner Demokraten bis zum Ende der Bismarckzeit, als ihre Organisation sich aufzulösen begann:

- Wesentliche Erweiterung der Rechte des Reichstags, vor allem durch Einführung der Verantwortlichkeit der Minister vor dem Parlament
- Verfassungsrechtliche Einführung und Garantie der Grundrechte: Presse-, Versammlungs- und Organisationsfreiheit, freier Unterricht, Religionsfreiheit und Zivilehe
- Entschiedene Einschränkung des Militarismus, Abschaffung aller militärischen Privilegien, Verkürzung der Dienstzeit von drei Jahren auf eines, jährliche Bewilligung des Militärbudgets.

Diese Forderungen wurden durch im Zuge der kapitalistischen Entwicklung fortlaufend konkretisierte soziale Forderungen im Interesse insbesondere des Proletariats ergänzt, getragen von der schon 1848 von Jacoby formulierten Überzeugung, „nicht die politische Freiheit sei das letzte Ziel, sondern auf diese gegründet die Reformation der Gesellschaft, das aus sittlicher Freiheit erwachsende Wohlergehen, das menschenwürdige Dasein aller"[13].

Wenngleich – Vorspiel für die Härte der kommenden Auseinandersetzungen, die die Demokraten innerhalb und außerhalb der Fortschrittspartei wie später der Deutschen Freisinnigen Partei zu führen hatten – bereits die Aufstellung Jacobys als Kandidat von den liberalen Fortschrittlern hintertrieben wurde, blieb doch der Verein bis 1873 bestehen und entwickelte ein reges politisches Leben. (Wohl auch deshalb lehnte Weiß das Angebot der angesehenen österreichischen „Neuen Freien Presse", in Wien eine leitende Redaktionstätigkeit zu übernehmen, ab.) Dies nicht zuletzt dank der Teilnahme zahlreicher Mitglieder der „Eisenacher", der 1869 gegründeten Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschlands. Grundlage dieser Kooperation, die sich vor allem in der Zeit der Sozialistengesetze bewährte, war die Erkenntnis führender Berliner Demokraten, nach ihrem Führer scherzhaft die „Jacobyten" genannt, das angesichts der Erfahrungen der sechziger Jahre – wie es die „Frankfurter Zeitung" 1869 formuliert hatte –, „eine radikale Veränderung der gegenwärtigen Lage Deutschlands nur von der Tätigkeit derjenigen erhofft werden (dürfe), die am meisten darunter leiden und die durch ihre Zahl, ihre Energie, ihren Mut, ihre Ehrlichkeit und ihren noch nicht zu korrumpierenden geraden Verstand allein stark genug sind, jeden Cäsarismus zu vernichten – den Arbeitern."[14] Auf dieser Grundlage entwickelte sich auch ein reger persönlicher Umgang zwischen führenden Eisenachern und Demokraten, von denen eine ganze Anzahl später zur Arbeiterpartei übertraten: August Bebel hat in seinen Lebenserinnerungen anschaulich darüber berichtet. Sein mutiges und konsequentes Auftreten im Reichstag habe ihm „große Popularität in den Arbeiter- und demokratischen Bürgerkreisen verschafft", schreibt er und betont: „Letztere gab es damals noch... Sie gruppierten sich um Dr. Guido Weiß... Zugehörige dieser Gruppe waren William Spindler, der Sohn des Gründers des großen Färbereigeschäftes W. Spindler, van der Leeden, Dr. G. Friedländer, Morten Levy, Dr. Meierstein, Boas, Dr. Stephany, später Chefredakteur der ‚Vossischen Zeitung' und andere. Auch der damals noch sehr junge Franz

Mehring, den ich durch Robert Schweichel kennengelernt, gehörte zu diesem Kreis. Blieben Liebknecht und ich über Sonntag in Berlin, so trafen wir in der Regel mit mehreren der Genannten, unter denen sich auch öfter Paul Singer befand, in einer Weinstube zusammen. Nach stillschweigender Übereinkunft tranken alle einen billigen Moselwein, sogenannten Kutscher, den Schoppen zu fünfzig Pfennig. Nachher ging es nicht selten noch in ein Bierhaus. Meine Leistung im Trinken war allezeit eine minimale, aber Schweichel, Liebknecht, Guido Weiß, Mehring, waren trinkfeste Mannen. Mehr als einmal gingen wir, doch stets aufrechten Hauptes, nach Hause, als schon die Sonne hell leuchtend am Himmel stand."[15]

Es scheint so, als habe die Begegnung mit einer neuen Generation und Qualität politischen und sozialen Kampfes Weiß geholfen, die Enttäuschung über das wiederholte Scheitern der Versuche demokratischer Parteibildung zu überwinden; sie öffnete ihm den Blick auf weitere Perspektiven, auch wenn sie nicht die seinen waren. So hat er den späteren Beitritt Jacobys zur Sozialdemokratie nicht gebilligt, der vor allem einen demonstrativen Protest gegen das politische System des verpreußten neuen Reiches darstellen sollte: für sich selbst folgerichtig hatte Jacoby sich zwar als Kandidat für die SDAP aufstellen lassen, zugleich aber erklärt, er werde einen Sitz im Parlament nicht einnehmen, „von der Unmöglichkeit überzeugt, auf parlamentarischem Wege einen Militärstaat in einen Volksstaat umzugestalten".[16] Vor dem Hintergrund der Kritik an diesem Schritt Jacobys, der die erfolgreiche und aufopferungsvolle Mobilisierung der sozialdemokratischen Wähler ihres Sinns beraubte, schrieb Mehring in seinem Nachruf auf Weiß 1899: „Weiß dachte zu groß von der Arbeitersache, um bloß mit ihr zu demonstrieren, und er wußte sich zu sagen, daß er bei seinem Alter, seiner Natur, seiner Vergangenheit nicht praktisch an der sozialdemokratischen Agitation teilnehmen könne. Weit mehr als durch solche Beteiligung, die ihn, wie er nun einmal war, schnell zerbrochen hätte, ohne der Partei irgend etwas zu nützen, hat er die Arbeiterbewegung dadurch gefördert, daß er ihren Kämpfern seine Blätter immer offen hielt und ihr ehrlicher Bundesgenosse war in ihrem Kriege mit der politischen und sozialen Reaction."[17]

Diese Anerkennung Mehrings gilt vor allem dem Unternehmen, das den geschlossensten Eindruck von den Grundpositionen des Publizisten Weiß und insbesondere von seinem Wirken im neuen Reich vermitteln kann: der Ende 1873 aus dem Geiste Ludwig Börnes gegründeten Wochenschrift für Politik und Literatur „Die Wage". Ihre Wirkungsstrategie zielte ausdrücklich nicht mehr auf die Vorbereitung einer Parteigründung, sondern die Zeitschrift wollte den verstreuten Demokraten Norddeutschlands zunächst vor allem das Bewußtsein vermitteln, nicht allein zu stehen, womit sie natürlich auch einer neuen Generation Orientierungshilfe geben konnte und wollte. Sie folgte damit gleichsam der langfristigen optimistischen Orientierung, die Jacoby auf dem Höhepunkt des Siegestaumels von 1870 gegeben hatte: „So trostlos die politischen Zustände der Gegenwart sind, wir wollen — im festen Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit — nicht müde werden, an der Verwirklichung unserer Grundsätze zu arbeiten. Die Geschichte lehrt: Wo Recht und Freiheit des Bürgers mißachtet werden, da sind Schlachtenglück und Kriegsruhm nur ein glänzendes Elend. Auch in unserem Volke wird diese Erkenntnis sich Bahn

brechen und ein in Freiheit geeintes republikanisches Deutschland die – wenn auch vielleicht späte, doch sichere – Frucht der Erkenntnis sein."[18] In der kritischen Denunzation des „glänzenden Elends" in den politischen, sozialen und geistig-kulturellen Strukturen und Tendenzen des sich konstituierenden Kaiserreichs, in ihrem sozialen Engagement und in ihrer Weltoffenheit liegt das geschichtliche Verdienst dieser äußerlich so bescheidenen Zeitschrift, die in ihren besten Jahren nicht mehr als etwa 300 Abonnenten besaß. Auch für sie gilt, was Walter Wittwer über die 1885 unter Mitwirkung von Weiß zustande gekommene Demokratische Partei resümiert: Obwohl sie „nur für einen kurzen Zeitraum existierte und ohne sichtbaren Erfolg wirkte, trug sie zur Bewahrung kleinbürgerlich-demokratischer Ideen und ihrer Fortentwicklung unter neuen gesellschaftlichen Verhältnissen wesentlich bei."[18a]

Zu der relativ kleinen Schar von Mitarbeitern der Zeitschrift zählten Bruno Bauer, Karl Grün, Ludwig Walesrode, der Germanist Victor Hehn sowie der Anglist und Romanist Friedrich Kreyßig; neben dem später bekannten Leipziger Nationalökonomen und Gründer des ersten deutschen Instituts für Zeitungswissenschaft Karl Bücher war auch Fontanes früher Leipziger Freund Max Müller aus Oxford gelegentlicher Mitarbeiter. Von April 1874 bis Juni 1875 war Franz Mehring Mitredakteur und aktiver Beiträger der Zeitschrift; vor allem in der Mitte dieses Zeitraumes, als Weiß an Typhus erkrankt war, hat er ihr Gesicht weithin geprägt. Ein Grundprinzip der „Wage", authentische Information durch Dokumentation zu geben, gewann besondere Bedeutung in der Frühzeit des Sozialistengesetzes, wo sie an die Seite der Verfolgten trat und ihren Kampf durch ausführliche Berichte über die Positionen der Partei und Hinweise auf ihre Veröffentlichungen unterstützte. Unter den Auswirkungen der antisozialistischen und antidemokratischen Hysterie, die die Reaktion zur Durchsetzung ihrer Politik schürte und die offenbar manchen Abonnenten vertrieb, mußte die Zeitschrift im Frühjahr 1879 ihr Erscheinen einstellen. Weiß arbeitete fortan als freier Mitarbeiter, vor allem an der „Vossischen" und der „Frankfurter Zeitung", wo er bereits 1872/73 das Ressort der Außenpolitik geleitet hatte; mit ihrem leitenden Redakteur Josef Stern, 1882–85 Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses, war die Tochter von Weiß verheiratet. Sie starb nur kurze Zeit nachdem die Begegnung mit Fontanes Frau in Kissingen den kurzen Briefwechsel Fontanes mit Weiß eröffnet hatte. Dies mag, verbunden mit der in den achtziger Jahren einsetzenden Erblindung von Weiß, die Weiterführung ihrer Korrespondenz verhindert haben.

Als zu Beginn der achtziger Jahre das Bismarck-System in eine akute Krise geriet, war mit der Linksschwenkung großer Teile von Bürgertum und Kleinbürgertum nochmals die Chance für eine eigenständige demokratische Partei gegeben. Die Notwendigkeit dazu wurde verstärkt durch das demagogische Vorgehen der rechten Kräfte in der Fortschrittspartei um Eugen Richter, die unter der Losung, eine umfassende und starke liberale Partei schaffen zu wollen, sich im Frühjahr 1884 mit der seit 1880 von der Nationalliberalen Partei abgespaltenen „Liberalen Vereinigung" zur Deutschen Freisinnigen Partei zusammenschlossen, wodurch die Volksbewegung abgewiegelt und der kompromißbereite Flügel der Bourgeoisie gestärkt werden sollte. Bereits die erste wesentliche Aktion der neuen Partei – ihr Abstimmungsverhalten im

Mai 1884 ermöglichte die ereute Verlängerung des Sozialistengesetzes — führte den Demokraten vor Augen, daß für sie in der neuen Partei kein Platz war. Im November wurde erneut ein „Demokratischer Verein" gegründet, dessen Vorsitz Weiß übernahm; sein Sekretär war Georg Ledebour, der später in der SPD beziehungsweise USPD bekanntgeworden ist. Der am 11. 12. 1884 in der Berliner „Volkszeitung" veröffentlichte programmatische Aufruf „An die Demokraten Norddeutschlands" nahm die im Vereinsprogramm von 1871 enthaltenen Ziele neu auf und stellte neben der Forderung nach demokratischen Rechten und Freiheiten den Kampf gegen „den Ruin des Volkes" durch den Militarismus und die wachsenden Rüstungslasten sowie den Aufruf zur friedlichen Lösung der immer bedrohlicheren internationalen Konflikte in den Mittelpunkt.

Die meisten Wortführer der im September 1885 gegründeten und etwa 10 Jahre wirkenden Demokratischen Partei versuchten deren Einfluß durch die Abwerbung von Arbeitern aus der SDAP zu verstärken und diese an ihr Programm eines friedlichen Ausgleichs der sozialen Gegensätze zu binden. Dies verriet ihre Unfähigkeit, den schmalen Raum zu erkennen, der einer demokratischen Gruppierung im Spannungsfeld zwischen der Partei des Proletariats und dem breit differenzierten System der bürgerlich-liberalen Parteien verblieb. Im Gegensatz dazu wandte sich Weiß vor allem an die „gebildeten Klassen" und den „höheren Industrie- und den höheren Kaufmannsstand": „Aus diesen Männern wieder etwas zu sammeln, diese wieder zum Bewußtsein gemeinsamer Pflichten und alter ruhmvoller Traditionen zu bringen, ist eine Aufgabe, die ihre Schwierigkeiten hat, aber nicht aussichtslos ist."[19] Auch dieser Versuch, an die Traditionen von 1848 anzuknüpfen, die in den Tagen der Konfliktzeit noch einmal kurzfristig lebendig geworden waren, konnte unter den veränderten ökonomisch-sozialen Voraussetzungen keine Basis einer Parteibildung mehr werden, wohl aber dazu dienen, aktuelle Volksbewegungen oder einzelne Protestaktionen, wie sie etwa in den neunziger Jahren von der wissenschaftlich-künstlerischen Intelligenz mit Hilfe der SPD gegen die Umsturzvorlage vorgetragen wurden, wirkungsvoll zu unterstützen.

Von solchem Bemühen war, so weit dies bisher überblickt werden kann, die späte Publizistik von Weiß wesentlich bestimmt: in ihrem Zentrum steht die autobiographisch fundierte Aufarbeitung des Vormärz und der Revolution von 1848 in Berlin.[20] Damit folgte er gleichsam einer Anregung des Vereins Berliner Presse, der am 23. 9. 1885 einen Abschiedsabend anläßlich der Übersiedlung des Publizisten nach Frankfurt am Main veranstaltet hatte. Im Bericht der „Vossischen Zeitung" vom 24. 9. (Beilage) über diese Veranstaltung, auf welcher der aus der bürgerlichen Demokratie hervorgegangene, seit Mitte der sechziger Jahre als Schriftsteller und Kulturpolitiker für die marxistische Arbeiterbewegung arbeitende Robert Schweichel (1821—1907) Weiß gewürdigt hatte, heißt es: „Wieviel Leute gibt es noch, die so sehr im Brennpunkte des Berliner geistigen und politischen Lebens von 1848 bis auf die heutige Zeit gestanden haben wie er? Kaum jemand wäre berufener als er, zum Chronisten des literarischen und politischen Berlin seit 1848 zu werden. Als ein Stück verkörperter Berliner Chronik scheidet Guido Weiß aus Berlin..." Wenige Monate nach Fontane, am 15. 1. 1899, ist Weiß, in seinen letzten Lebensjahren völlig erblindet, in Frankfurt gestorben.

Angesichts der noch ausstehenden bio-bibliographischen und analytischen Erschließung von Guido Weiß erhalten zeitgenössische Berichte und Erinnerungen über seine Persönlichkeit und sein Wirken zentrale Bedeutung für die Beantwortung der Frage, welches Bild Fontane von ihm hatte gewinnen können und wie der nach dem Tenor seiner Briefe vorauszusetzende persönliche oder doch intensiv vermittelte Kontakt zu ihm entstanden sein mag. Dabei wird zunächst auszugehen sein von der jeweils kurzfristigen und, wie von Charlotte Jolles dargestellt, problematischen Mitarbeit Fontanes am Feuilleton der „Vossischen Zeitung" 1856 und 1859, im weiteren aber von der großen und von keiner Seite bestrittenen verdienstvollen Rolle, die Weiß im Pressewesen der preußisch-deutschen Hauptstadt gespielt hat. „In dem anfangs der sechziger Jahre begründeten Verein Berliner Presse hat er von Anfang eine führende Stellung eingenommen und bis zu seiner Übersiedlung nach Frankfurt am Main behauptet", heißt es im Erinnerungsbericht des Publizisten Isidor Kastan über die Presse der Hauptstadt. „Er hat das zarte Pflänzlein sorgsam betreut und vor gefährlichen Stürmen behütet. Daß der neue Journalisten- und Schriftstellerverein, denn als solcher trat er damals ins Leben, die schweren Kinderkrankheiten überstehen konnte, war nicht zum wenigsten Weiß' Verdienst. Er war ein ausgezeichneter Verhandlungsleiter, der selbst die Widerstrebendsten unter dem Federvolk fest in den Zügeln zu halten verstand. Weiß war einer der besten Vorsitzenden im Verein Berliner Presse; er hat an der Schaffung seiner ersten, allerdings noch recht bescheidenen Wohlfahrtseinrichtungen tatkräftig Anteil genommen. Mit der Entwicklungsgeschichte des Vereins Berliner Presse ist der Name Guido Weiß unauslöschlich verknüpft."[21] Selbst wenn Fontanes gelegentliche Äußerung, er sei „noch nie in dem Verein ‚Presse' gewesen"[22], zutreffen sollte — sie darf füglich bezweifelt werden, gehörte er doch neben Hesekiel, der Gründungsantrag und Satzungsentwurf formuliert hat, Julius Faucher und Weiß zu den „Stiftern" des Vereins, der auch die Feier zu seinem 70. Geburtstag mit trug — konnte er vom Wirken Weiß' nicht unberührt geblieben sein: daß es in Berlin nach Fontanes Urteil „eine gewisse Zeitungssolidarität" gab, „die durch die Parteifarbe wenig beeinträchtigt wird"[23], wäre nach diesem Bericht auch ein Verdienst von Weiß, der ab 1892 eine der ersten Alterspensionen des Vereins erhielt.

Dieser Rolle im Verein entspräche, was über seinen Einfluß auf jüngere Mitarbeiter und Kollegen überliefert ist. „Um diesen geistvollen Schriftsteller", schreibt unser erster Gewährsmann, „scharte sich eine Anzahl jüngerer aufstrebender Talente, die allesamt ihrem Führer mit einer herzlichen Ergebenheit anhingen"; wobei er hervorhebt, daß Weiß „seinen Mitarbeitern vollste Freiheit (ließ), sich nach ihrer Eigenart zu entwickeln. Unvergeßlich bleibt die Art, wie er an den ihm übergebenen Arbeiten hier und da Verbesserungen anbrachte, kleine Lichter aufsetzte, durch ein hinzugefügtes Wort dem Gedanken einen schärferen Ausdruck verlieh ... In Guido Weißens Schule, wenn dieses Wort auf dessen Art überhaupt angewendet werden darf, hat mancher sein Bestes gelernt, dem später in der breiten Öffentlichkeit eine ansehnliche Rolle zu spielen beschieden war." Weiß fühlte sich nicht nur für die fachliche Ausbildung seiner Mitarbeiter verantwortlich, sondern auch für ihre berufliche Entwicklung, bei der er sich uneigennützig als Vermittler einschaltete. Wie er

Friedrich Stephany an die „Vossische Zeitung" vermittelt hatte, so empfahl er den jungen Franz Mehring und den um einen Ausweg aus unbefriedigendem Schuldienst ringenden Karl Bücher an die „Frankfurter Zeitung". „In seinen Arbeiten", so charakterisierte Mehring in seinem Nachruf den journalistischen Stil von Weiß, „war nichts Pedantisches, keinerlei Rhetorik und keinerlei Liederlichkeit, keine Magerkeit und kein unnützes Füllsel; hinter jedem Worte ein Gedanke und der Gedanke durchgängig so originell wie das Wort. Sein Stil war im höchsten Maße anregend, suggestiv, wie die Engländer sagen; Weiß verstand es meisterhaft, jeden Gegenstand nur so weit zu erschöpfen, daß dem Leser das fruchtbarste Nachdenken übrig blieb." Und auch er steigert sich zu einer dankerfüllten Anerkennung, wie sie sich ähnlich bei ihm kaum wieder findet: „Glücklich, wer in diese Schule gehen durfte, wenn auch keiner, der sie genossen hat, daran denken durfte, dem Lehrer gleichzukommen!" Siegmund Schott, der Weiß wohl erst nach 1885 in Frankfurt nähertrat, hebt in ähnlich bewegter Weise den hohen Gewinn des persönlichen Umgangs mit Weiß hervor: „Wie viel Geistvolles und Tüchtiges sich auch in dem findet, was er geschrieben hat, sein Bestes gab er in den Gesprächen, die oft einen Kreis junger Freunde um ihn vereinigte. Allen Hörern bot der vollendete Causeur, der einen wahren Schatz von Erinnerungen in sich barg, nie versiegenden Genuß."

Schott gibt in seinem Nekrolog auch das Leitmotiv an, das über dem politischen Wirken von Weiß gestanden zu haben scheint. „Den politischen Idealen, denen er in seiner Jugend anhing, ist Weiß bis an sein Lebensende treu geblieben. Aber ungeachtet seiner ausgeprägten Stellung genoß er in allen Kreisen um der Lauterkeit seines Charakters und des Adels seiner Persönlichkeit willen rückhaltlose Verehrung. Der radikale Demokrat war zugleich nach seinen künstlerischen Anschauungen und Bedürfnissen, seinem erlesenen Geschmack ein richtiger Aristokrat." Diese Verknüpfung einander scheinbar ausschließender Elemente, der wir im Erscheinungsbild zahlreicher alter Achtundvierziger in der von bourgeoisem Nützlichkeitsstreben und platter Gesinnungstüchtigkeit geprägten wilhelminischen Gesellschaft wiederholt begegnen, hebt auch Kastan hervor: „Er war Demokrat aus Überzeugung, aber Aristokrat in seinem Fühlen und in seinem Empfinden." In „Von Zwanzig bis Dreißig" hat Fontane angedeutet, welche Eigenschaften ihm eine Annäherung an die nationalliberale und fortschrittliche Partei erschwert hätten, und verweist dabei auf den Ton, in dem die Liberalen ihre Positionen vorzutragen liebten: auf das ‚rechthaberisch Doktrinäre', das sich bei der Fortschrittspartei als der eines „rabiaten Konventiklers", bei den Nationalliberalen noch unangenehmer als der „eines geistig und moralisch mehr oder weniger in Hochmut verstrickten Besserwissers[24] geäußert habe. Diese Kritik war vor allem deshalb so persönlich, weil sie sich mit dem Wissen verband, daß diese Opposition stets die entscheidenden Machtfragen umging, sich auf „Kleinkram, Redensartenkram und Spielerei"[25] reduzierte. Von beiden Elementen, vor allem von jeglicher Rechthaberei, war Weiß offenbar weit entfernt. „Nur um Gottes willen nicht in den Brustton der Überzeugung verfallen" — dies war nach Aussage Kastans Weiß' „erste und nachdringlichste Mahnung an seine Jünger". Franz Mehring berichtet, in „seiner Art, die öffentlichen Dinge anzusehen und zu beurteilen", habe etwas „vom künstlerischen Schauen und Schaffen gelegen". „Hatte er

eines seiner kleinen Meisterwerke gebildet, so beschied er sich gern; sein Bedürfnis nach Anerkennung war gering, und von allem Kliquen- und Koteriewesen hielt er sich mit dem instinktiven Abscheu des Gentleman fern. Dabei war er aber auch ganz durchdrungen von der humanen Gesinnung unserer klassischen Literatur; ohne je seiner persönlichen Würde etwas zu vergeben, stand er persönlich auf gutem Fuße mit seinen heftigsten politischen Gegnern, die seinen Charakter achteten und seinen Geist bewunderten; als die ‚Zukunft' im Frühjahr 1871 eingehen mußte, hatten selbst Bismarcks Organe ein Wort ehrlichen Bedauerns." Und aus seiner Erfahrung notwendiger harter Auseinandersetzungen schließt er diese Erinnerungen mit nachdenklich einschränkenden Sätzen ab: „Sonst sagen die Nekrologe der Tagespresse mit Recht, daß Weiß keinen persönlichen Feind gehabt habe. Es ist ein hohes und verdientes, aber für einen kämpfenden Politiker kein zweifelsfreies Lob."

Die Tatsache, daß Weiß nur im unmittelbaren Umkreis der literarischen Begegnung von 1889 bei Fontane genannt wird, korrespondiert mit dem aus seinen autobiographischen Schriften und Briefen erwachsenden Eindruck, daß er die Entwicklung seiner ehemaligen Parteigenossen aus Vormärz und Revolution nach 1850, etwa auch die solcher wichtigen Bezugsfiguren seiner frühen Gedichte und Publizistik wie Ruge, Jacoby, Waldeck oder einflußreicher Persönlichkeiten wie Lassalle und Franz Duncker, kaum zur Kenntnis genommen habe. Sie schien jedenfalls kein Gegenstand seiner Selbstverständigung oder des Gedankenaustauschs zu sein: Alternativen zu seiner eigenen Entwicklung zu erörtern, sei es im Blick auf sich selbst oder auf verwandte Schicksale, erschien ihm wohl wenig sinnvoll. Diese Strategie der Ausblendung und Verdrängung ist ein Produkt der Selbstkritik und des politischen Rückzugs in den frühen fünfziger Jahren, die sich — wie bei der demokratischen Bewegung insgesamt — gegen die illusionären Hoffnungen von 1848—50 wandten, im besonderen aber gegen das eigene Verhalten in den Jahren der Reaktion, das er nichtsdestoweniger als „Lüge, Verrat, Gemeinheit" empfinden mußte: in dieser Zeit hatte er sich „allgemach an den Gedanken gewöhnt", wohl nicht nur „den Poeten in den Koffer zu packen und fest zuzuschließen", sondern auch den Demokraten: dort mochten sie „ausschlafen bis auf bessere Zeiten."[26] Die Verdrängungsstrategie nach außen korrespondierte also folgerichtig mit der gegenüber der eigenen Entwicklung: sie funktionierte bis über den Beginn der „besseren Zeiten" hinaus und verhinderte so auch, daß sich mit dem Bekenntnis zum „Immer-demokratischer-Werden" die Feststellung einer Rückkehr verband. Oder war dies bereits mehr dem Bewußtsein geschuldet, daß das demokratische Bekenntnis unter den Bedingungen der Jahrhundertwende eine ganz neue Dimension gewonnen hatte? An Friedrich Stephany, den wichtigsten Adressaten seiner politischen Bekenntnisse neben Friedländer und der Familie, schrieb er fünfzig Jahre nach der Revolution von 1848 und in kritischer Erinnerung an sie: „Unsere Enkel werden erst die wirkliche Schlacht zu schlagen haben."[26a]

Wie wenig diese Strategien tatsächlich Abschottung gegenüber der Umwelt oder gar Stillstand der eigenen Entwicklung bedeutet hatten, offenbart das Gesamtschaffen Fontanes gerade in seiner widersprüchlichen Geschlossenheit: dafür, daß auch die alten Parteigenossen, wie auch immer er aus gereifter Selbst- und Welterfahrung jeweils zu ihrem Wirken gestanden haben und

stehen mochte, nicht aus dem Blickfeld geraten waren, ist vor allem der Dankbrief an Weiß vom 13. 8. 1889 ein schöner Beleg, und man würde gern den Inhalt des Briefes von Weiß kennen, zu dem Fontane geschrieben hat: „Haben Sie herzlichen Dank für jedes Wort. Daß es so ist, wie es ist, ist gerade das Beste und mir wohltuendste." Aufschlußreich ist auch die Genugtuung Fontanes, in Weiß einen Partner zum Gespräch über Franz Ziegler[27] und Mark Anton Niendorf[28] zu haben, beide Demokraten von 1848 und im Nachmärz auch als Erzähler hervorgetreten, deren Entwicklung nach der Revolution einen in unterschiedlicher Weise dramatischen Verlauf genommen hatte.
Weiß' und Fontanes Bemerkungen über Ziegler bildeten angesichts der Unmöglichkeit, in begrenzter Zeit einen Überblick über die Literaturkritik von Weiß zu gewinnen, den Anhaltspunkt, von dem aus eine dem Aufsatz von 1889 voraufgegangene Erwähnung Fontanes erschlossen werden konnte. An sich eher peripher, ist sie doch von großer Bedeutung für die spätere ausführlichere Darstellung und Bewertung. Als Weiß in seiner Arbeit von 1889, ironisch anknüpfend an Goethes Abfertigung des Pfarrers Schmidt aus Werneuchen, die Entwicklung einer spezifisch märkischen Dichtung zu verfolgen versuchte, schloß er sich damit Franz Ziegler an, der in seiner autobiographisch-novellistischen Skizze „Meine erste Rebellion", im Januar 1866 zuerst in der „Vossischen Zeitung" erschienen, Alexis, Hesekiel, Fontane und sich selbst in diesen Zusammenhang gestellt hatte. Nachdem Ziegler seine Prosa 1872 in der dreibändigen Ausgabe „Gesammelte Novellen und Briefe aus Italien" veröffentlicht hatte, widmete ihr Weiß (1874) in der „Wage" eine ausführliche Rezension, die sich über die literarische Kritik hinaus zu einer grundsätzlichen Darstellung des historisch-politischen und moralisch-psychologischen Phänomens der „altpreußischen Demokratie" auswuchs: in ihrem literaturkritischen Teil aber wurden Hesekiel und Fontane aus dem Kreis der „Musen und Grazien der Mark" verwiesen.
Es ist kaum vorstellbar, daß Fontane beide Texte unbekannt geblieben sein könnten: ihr Vor-Gang mußte schon vom Titel her seine Neugier auf den Essay von Weiß aufs äußerste reizen, umso mehr, als dort, wie er hörte, nun als „Held" agierte. Ist bereits die Konstellation von 1889 für sich reizvoll genug, so entsteht vor dem Hintergrund der Position von Weiß aus dem Jahre 1874 das bewegte Bild einer durch die Geschichte und deren Verarbeitung bewirkten offenbar wechselseitigen Annäherung, deren künftige Analyse vor dem Hintergrund nicht nur Fontanes, sondern auch des literaturkritischen Konzepts von Weiß einen Beitrag zur Erkenntnis der Wechselbeziehungen zwischen demokratischer Politik und wirklichkeitsverpflichteter Literatur zu leisten verspricht.

III

Der erste Text von Weiß wird um die ersten 6 und die letzten 4 Seiten seiner Veröffentlichung in der „Wage" vom 31. 7. und 7. 8. 1874 gekürzt wiedergegeben. Er ist dort eingeleitet von sehr lebendig, aus der Perspektive des Zeitgenossen, insbesondere des Parlamentsberichterstatters erzählten Szenen aus dem politischen Wirken Zieglers zwischen 1848 und 1850 sowie einem

Blick auf seine parlamentarische Tätigkeit seit 1864, die im Kontext des Aufsatzes eine Materialsammlung darstellen für Weiß' Sicht der „altpreußischen Demokratie", auf deren historisch begründete Spezifik er dann in unserem Textauszug zu sprechen kommt. Diese historisch-psychologische Darlegung erschien Franz Mehring so überzeugend, daß er sie weitgehend in den Gedenkartikel übernahm, den er — auch unter dem Titel der Rezension von Weiß — 1903 zum 100. Geburtstag Zieglers in der „Neuen Zeit" veröffentlichte. Von diesem Ansatz her hat Mehring dann freilich vor allem die weltanschaulich-politische Entwicklung der altpreußischen Demokraten in den Jahrzehnten nach 1848 kritisch analysiert und gezeigt, welche Probleme aus deren offensichtlich unüberwindlicher Bindung an die Vergangenheit erwuchsen. Er sah diese vor allem in der Unfähigkeit begründet, die Revolution von 1848 „rückhaltlos anzuerkennen und namentlich ihre notwendigen Konsequenzen zu ziehen": „Von nun an", schrieb Mehring, „gehen die Wege der Bucher, Rodbertus, Waldeck, Ziegler wunderlich durcheinander; von Junkertum bis zum Proletariat, vom Feudalismus bis zur Sozialdemokratie streifen sie alle möglichen Parteien; einen sicheren Kurs finden sie niemals mehr."[29]

Die Erkenntnisse und Schlußfolgerungen von Weiß und Mehring sollten auch für die Analyse der widersprüchlichen Entwicklung Fontanes fruchtbar gemacht werden, assoziiert man doch bei der Lektüre der Ausführungen von Weiß wiederholt unwillkürlich ähnliche Bekenntnisse des Dichters in Vers und in Prosa. Bereits Charlotte Jolles hat in „Fontane und die Politik", noch ohne nähere Begründung, darauf hingewiesen, daß es „unter den preußischen Demokraten nicht an solchen (fehlte), die preußische und demokratische Gesinnung ehrlich miteinander verbanden"[30]: die von Weiß analysierten Voraussetzungen der märkisch-preußischen Demokratie sind wohl — neben den Einflüssen der hugenottischen Abstammung und der stark antikapitalistischen Komponente seiner Sicht des Adels — ein wesentlicher Ausgangspunkt zum Verständnis der lebenslang zwischen Verehrung und Kritik schwankenden Stellung Fontanes zu Preußen, zu den Hohenzollern wie zum preußischen Adel.

Der zweite wesentliche, unmittelbar den Bezug zum Essay von 1889 herstellende Aspekt ist die Diskussion von Zieglers Hinweis auf das Phänomen einer spezifisch märkischen Poesie. Der Gegensatz zwischen Ziegler und Weiß hinsichtlich der Zugehörigkeit von Hesekiel und Fontane zu der auf, wie Weiß 1889 formuliert, „provinziale" Authentizität bei der Gestaltung von Landschaft, Volksleben, Menschenbild und Geschichte bemühten Poesie kann nicht überraschen. Die ersten drei Bände der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" konnten wohl den „altpreußischen Demokraten" trotz offensichtlich gegensätzlicher politischer Haltungen als Ausdruck „märkischer Gesinnung" erfreuen,, während den Repräsentanten der vor allem seit der Rolle des Hohenzollernregimes bei der Niederschlagung der Revolution von 1848/49 strikt antipreußischen deutschen Demokratie insgesamt der große Anteil stören mußte, den die Geschichte des märkischen Adels und des preußischen Staates in Fontanes Darstellung besaß; er drängte für ihn märkische Landschaft und Volksleben besonders weit zurück. Dies umso mehr, als der Prozeß sowohl der erzählerischen Reife als auch der politischen Ernüchterung, den, wie Gotthard Erler dargestellt hat, die „Entstehung der ‚Wanderungen' zwischen 1859 und 1881 spiegelt und repräsentiert"[31], eben noch keineswegs

an den kritischen Punkt 1876 gekommen war. Eine Grundtendenz auch der bis in seine letzten Lebensjahre anhaltenden Weiterarbeit an den „Wanderungen" – und dies deutet selbstverständlich auf die tiefere innere Übereinstimmung der Positionen von Weiß und Fontane im Literaturprozeß ihrer Zeit – ist die Vertiefung des unverwechselbar Märkischen: für diese Leistung des reifen Fontane hat gerade die dem Naturalismus nahe junge Generation eine besondere Empfänglichkeit und Hochachtung bewiesen, man denke etwa an die großen Arbeiten von Maximilian Harden und Wilhelm Bölsche von 1889 beziehungsweise 1898. Wesentlich ist der Hinweis auf die „provinziale" märkische Dichtung, aber vor allem für eine neue Aspekte erschließende Analyse der Voraussetzungen des Erzählers Fontane. Die Erzählungen von Franz Ziegler wie die von Mark Anton Niendorf, auf die Weiß in seinem Essay von 1889 zusätzlich verweist, sämtlich entstanden und veröffentlicht während der langen Inkubationszeit von „Vor dem Sturm", lassen neben interessanten Themen- und Figurenbezügen zum Werk Fontanes auch umfangreiche Stoff- und Problemkomplexe bewußt werden, die Fontane gänzlich ausblendete, wobei ungeachtet einer in unterschiedlicher Weise naiven Erzähltechnik einige dieser Erzählungen durchaus menschlich-poetischen Reiz und vor allem eine beträchtliche kultur- und sozialgeschichtliche Aussagekraft besitzen. Die Fruchtbarkeit einer vergleichenden Betrachtung dieser Erzähler – auch Hesekiel sollte nochmals einbezogen werden, so sehr Weiß' Position ihm gegenüber berechtigt erscheint – liegt auf der Hand; aus ihr wäre ein noch deutlicheres Verständnis der besonderen Leistung Fontanes und des zeitgenössischen Standards zu gewinnen, von dem er sich durch die Intensität seiner Arbeit offenbar in ähnlicher Weise zu entfernen bemüht war wie als Verfasser Berliner Romane vom „Berliner Roman". Auch in diesem Fall bedeutete ja – wie der Brief an Weiß bestätigt – die Nichterwähnung dieser Autoren in seiner Selbstverständigung keineswegs, daß Fontane sie nicht zur Kenntnis genommen hätte.

Auf den letzten Seiten der Rezension stellt Weiß kritisch-engagiert und mit umfangreicheren Auszügen einige der Erzählungen Zieglers im einzelnen vor. Dabei hebt er die zentrale Rolle hervor, welche die Periode von 1806 bis 1815 als Stoff spielt, jene Zeit, „wo die Weltgeschichte selbst in ihren unmittelbarsten Gestaltungen vor dem Dorfjungen vorüberzog und ihm unverlöschbare Lehren ins Herz grub". Einen wichtigen Platz erhält dabei die „schönste und vollendetste der Ziegler'schen Arbeiten" – sie hat auch am längsten Zieglers Namen in den Literaturgeschichten lebendig erhalten – „Landwehrmann Krille", 1864 in der „Vossischen Zeitung" und 1865 als Einzelausgabe bei Franz Duncker erschienen, gewürdigt als „ein Stück aus dem Seelenleben der Niedersten im Volke, ein Bild des Ehrgefühls und Pflichtbewußtseins, so einfach und erhaben, daß es unter die Schmuckstücke der deutschen Darstellungen aus dem Volk gehört . . ."

An das Ende unseres Teilabdrucks wird der letzte Abschnitt der Rezension gestellt, der noch einmal die Verknüpfung von Politik und Poesie im Wirken dieses wie Weiß fast vergessenen Mannes charakterisiert und zugleich ein Beispiel ist für Weiß' Schreibart als Signum dessen, was über sein Wesen überliefert ist. Ebenso wenig wie das scharfe Wort hat er den aus dem Herzen kommenden persönlichen Ton gescheut, so daß auch deshalb seine besten Arbeiten jenen „seltenen Vorzug" besitzen, den Gottfried Keller an Jeremias

Gotthelf rühmte: „daß er seinen Stoff immer erschöpft und entweder mit einer zarten und innigen Befriedigung oder mit einer starken Genugtuung zu krönen versteht."[32]

Der Essay „Musen und Grazien in der Mark" und Fontanes Brief vom 14. 8. 1889 ergeben ein dichtes und relativ geschlossenes Bild der Übereinstimmung und des Dissenses, so daß in diesem Rahmen kein einläßlicher Kommentar notwendig ist. Der Essay behandelt zunächst die märkische Dichtung an deren bahnbrechenden Repräsentanten Willibald Alexis, wobei, gleichsam den zweiten Teil vorbereitend, die historisch-politischen Wirkungen dieses Autors das Zentrum bilden. Überraschend an Weiß' Sicht der Preußenrezeption um 1848 ist — wohl dem Essay-Charakter der Arbeit geschuldet — die deutliche Überzeicknung der initiatorischen Rolle von Alexis, das Fehlen eines Hinweises auf Hegel und die Junghegelianer wie auf die Lessing-Monographie von Adolf Stahr (1858), bei der, worauf Mehring in seiner „Lessing-Legende" (1893) nachdrücklich hingewiesen hat, „keine geringeren als Johann Jacoby, Ferdinand Lassalle und Franz Ziegler" die „sehr fürnehmen Paten"[33] gewesen waren. Den Ausführungen über Alexis folgt eine bei aller Hochschätzung im Vergleich zur Rezension von 1874 eher zurückhaltende Würdigung Zieglers. So fällt besonders auf, daß Fontanes Antwortbrief eine zwar in fragender Haltung vorgetragene, in ihrem Tenor aber doch ebenso deutliche wie unangemessene Distanzierung von Ziegler enthält. Sie zielt offenbar weniger auf Zieglers literarisches Schaffen — hier wäre die Warnung vor einer Überschätzung durchaus diskutabel — als auf dessen Charakter. Eine Parallele zu Fontanes Haltung gegenüber Ludwig Pietsch scheint sich anzudeuten[34] — einem anderen Demokraten von 1848, dem bei ähnlich schwierigen Startbedingungen 1850 ein Weg erspart geblieben war, der Fontanes Kompromiß mit den Feinden von gestern vergleichbar gewesen wäre. Im Gegenzug ließe sich die polemische Frage stellen, ob nicht auch die Entwicklung Fontanes insgesamt die eines ‚echt märkischen Schlaubergers' gewesen sei.

Der in unserem Kontext zentrale Gehalt des Essays ist die weitgehende Revision eines Fontane-Bilds, zu der sich Weiß im Nachvollzug der Entwicklung gedrängt sah, die Fontane seit 1874 genommen hatte: sie wird getragen von der differenzierten, nunmehr von hohem Respekt erfüllten Sicht der weltanschaulich-politischen Position des Dichters, Schriftstellers und Kritikers Fontane wie der spezifischen Substanz seines dichterischen Werkes. Die Breite der Fontane-Kenntnisse, welche diese Revision bewirkte, zeigt, daß die fast abschätzige Geste, mit der Fontane seinerzeit bedacht worden wir, Weiß' Interesse an diesem Autor nicht beendete, sondern daß er dessen Weg weiterverfolgt hatte. Eine wesentliche Voraussetzung dafür mag es gewesen sein, daß Fontanes Kontakt zur „Vossischen Zeitung", an der Weiß bis in die neunziger Jahre mitarbeitete, seit dem Ende der siebziger Jahre immer enger geworden war. Zur Stellung des Theaterkritikers war die Mitarbeit als Erzähler und Literaturkritiker getreten, nicht zuletzt hatte sich rasch ein von beiderseitigem Vertrauen getragener Umgang mit Friedrich Stephany wie mit den jungen Kritikern und Germanisten Brahm und Schlenther entwickelt, die in ähnlicher Weise wie Guido Weiß und auch Ludwig Pietsch zugleich für die „Frankfurter Zeitung" schrieben. Nicht ohne Stolz berichtete die „Geschichte der Frankfurter Zeitung" (1906): „Von der Wandlung der jungen Literatur-

historiker Brahm und Schlenther, die als Wilhelm Scherers und Erich Schmidts Schüler die Biographen Heinrich von Kleists und der Gottschedin geworden waren, zu den Gründern der ‚Freien Bühne', die im Frühjahr 1889 in Berlin erstand, bietet das Feuilleton der Frankfurter Zeitung jener Tage ein Spiegelbild."[35] An gleicher Stelle wird betont, daß eine Eigentümlichkeit des Feuilletons der „Frankfurter Zeitung" sein „enger Anschluß an die Politik gewesen sei. Es zählte sehr viele mehr oder weniger politische Artikel, und offenbar nicht nur deshalb, weil die meisten Jahre hindurch ein politischer Redakteur auch das Blatt unterm Strich leitete." Die „hervorragendsten Mitarbeiter des Feuilletons" seien „ausgeprägt politische Persönlichkeiten" gewesen.

Es bezeichnet Fontanes Standort 1889, daß ihm nicht nur die literarhistorische Einordnung in Weiß' Arbeit „unendlich wohl" tat, sondern daß er auch die pointierte Würdigung seiner Kritik am märkisch-berlinerischen „Radau-Patriotismus" im Parteiblatt der deutschen Demokraten und aus der Feder einer so „ausgeprägt politischen Persönlichkeit" wie Weiß nirgends mit Unbehagen registriert, sondern ausdrücklich begrüßt hat: ja, in seinem Brief an die Tochter vom 19. 8. 1889 hat er seiner von Weiß zitierten Kritik einen noch viel weitergehenden Bezug gegeben, als er von Weiß unterstellt werden konnte, so daß sie nunmehr auf das offiziöse Selbstverständnis des wilhelminischen Reiches insgesamt zielte. „Der Aufsatz ist ausgezeichnet", schrieb er an seine Tochter Martha, „was ich sagen würde, auch wenn ich gar nicht darin vorkäme; wir befinden uns über so vieles in unserm künstlerischen, politischen, ja auch wissenschaftlichen Leben (‚Deutsche Wissenschaft'; nieder mit jedem, der da nicht ehrfurchtsvoll erbebt!) in einem so tiefen chauvinistischen Irrtum, daß es einem ordentlich wohltut, diese Dinge mal von einem freieren Geiste beurteilt zu sehen."[36]

Wie weit die innere Übereinstimmung zwischen Weiß und Fontane ging, beziehungsweise wie genau der kritische Publizist die Entwicklungstendenz im Verhältnis des Dichters zur Gegenwart erkannt hatte, belegt aber vor allem die Tatsache, daß es Weiß wagen konnte, den Bezug der von ihm herangezogenen Passage des Theaterkritikers Fontane beinahe auf den Kopf zu stellen, ohne dessen Protest hervorzurufen. Fontanes entschiedene Absage an den „märkischen Radaupatriotismus" hatte sich nämlich keineswegs unmittelbar auf Wildenbruchs „Die Quitzows" bezogen, wie Weiß ausdrücklich erklärt: im Gegenteil hatte er dieses Stück nicht nur wegen seiner poetischen Qualitäten aus dem übrigen Schaffen Wildenbruchs herausgehoben — es sei „voll Wahrheit und Leben" sowie „erhebender Schönheit" und werde „bleiben", wenn dessen andere Dramen „über kurz oder lang weggefegt sein" würden —, sondern gerade wegen seines **nicht** provinziellen, **deutschen** Charakters. „... um dieser seiner Vorzüge willen paßt es überall hin, so daß ich denen nicht zustimmen kann, die geneigt sind, bloß von einem Berliner oder höchstens von einem brandenburgischen Stücke zu sprechen. Nein, es ist ein **deutsches** Stück, das als solches weit über die Territorien zwischen Havel und Spree seinen Siegeszug machen und alle partikularischen Gefühle — wohin vor allem auch der **Provinzial**partikularismus unserer altpreußischen Provinzen gehört — siegreich überwinden wird."[37]

Auf diesen Gedanken war Fontane dann einige Wochen später zurückgekommen, als er das Drama „Friedrich von Hohenzollern und die Quitzows" zu

besprechen hatte. Dessen Autor Wilhelm Wendlandt konnte er höchstens gute Absichten zubilligen, das Stück selbst, Flickwerk ohne Genie und ohne den Geist der Geschichte, registrierte er nur als „Probe aufs Exempel", daß Wildenbruch, „all seinen Anfechtbarkeiten zum Trotz, seine Sache versteht", und in seinem Stück über die Quitzows „nun schon ganz gewiß". Ausgehend vom großen Erfolg dieses Werks in Berlin wiederholte er dann, seine damalige optimistische Prognose freilich vorsichtig relativierend: „Ob sich, was ich nach der ersten Aufführung als eine Hoffnung aussprach: ein Siegeszug über alle größeren deutschen Bühnen bis in nächster Zeit erfüllen wird, weiß ich nicht, aber die Möglichkeit schien mir damals wenigstens vorzuliegen und gründete sich auf das große dramatische Kunstmaß, mit dessen Hilfe Wildenbruch es verstanden hat, einen dem großdeutschen Geschmack eigentlich widerstreitenden, ja manchenorts geradezu widerwärtigen Stoff doch ebendiesem Geschmacke schmackhaft zu machen, nicht **durch** sein Märker- und Berlinertum, sondern **trotz** desselben." Mit den Worten, dies sei der Punkt, an den er „noch einige Bemerkungen knüpfen und zu Maß und Vorsicht mahnen möchte"[38], leitet er darauf zu der von Weiß zitierten Partie über, deren eindeutig auf Wendlandts schwaches Stück bezogenen Tenor jener in nicht unproblematischer Weise auf Wildenbruch zurückbezieht. Daß Fontane, in dessen Überlegungen vielleicht sogar die Keimzelle für den gesamten Essay von Weiß erblickt werden kann, dagegen keinen Widerspruch erhebt, bedeutet eine nachdrückliche Rechtfertigung dieses kühnen, aber, wie sich zeigte, sachlich wohlfundierten Verfahrens.

Die Mitte des Aufsatzes, die wohl am stärksten Interesse und Zustimmung Fontanes finden mußte, bilden die Ausführungen von Weiß zum Berliner Roman. Auch sie könnten sein aktueller Ausgangspunkt gewen sein, schließen sie doch an die nicht zuletzt durch Fontanes „Irrungen, Wirrungen" geförderte Diskussion dieses Themas an. Zur Überprüfung regt die These Weiß' zum gleichsam kulturpolitischen Hintergrund dieses Romantyps an, die seine Anmerkungen zur nationalliberalen Ästhetik und Kritik von 1974 weiterführt. Sein Urteil über den Berliner Roman bewegt sich deutlich im Umfeld der Überlegungen Fontanes wie auch der Kritiken von Brahm und Schlenther. Fontanes Brief an Lindau vom 3. 11. 1886 wie seine Rezension von dessen „Der Zug nach dem Westen" (am 27. 12. 1886 in der „Vossischen Zeitung") zeigen seine Distanzierung von einem Typ des „Berliner Lebens- und Gesellschaftsbilds", in dem „das Zuständliche, die Szenerie" die „Hauptsache" darstellte: „heute sind die Gestalten, die Charaktere Hauptsache."[39] Im April 1886 hatte Paul Schlenther in seiner Kritik „Neue Novellen" in der „Deutschen Rundschau" das Streben vieler Erzähler, „modern und real zu sein" und eine „Berliner Localliteratur" zu schaffen, ausdrücklich begrüßt, zugleich aber an den rezensierten Werken von Heyse, Lindau, Frenzel und Dernburg bemängelt, daß „das Berlinische mehr in den Details als in der Hauptsache, mehr in den ausgedehnten Schilderungen als in der Handlung" (S. 156) hervortrete. Besonderes Interesse verdient der Schluß dieser Besprechung, wo es heißt: „Wie es bei allem Neuen nicht anders ist, greifen noch viel Unberufene nach der Siegespalme, und von den durch Talent, Weltkenntnis und Bildung Berufenen irrt mancher noch in manchmal sehr dunklem Drange... Und betrübend ist es nur, daß so mancher der Allerfestesten und Längsterwählten

diese Quellen nicht suchen hilft, weil psychologische Spitzfindigkeiten ihn von der Beobachtung des wirklichen Lebens abkehren." (S. 158) Sollte dies nicht zuletzt ein Appell an Fontane gewesen sein, der sich offenbar verunsichert durch das zwiespältige Echo auf „L'Adultera" (1880, bziehungsweise 1882), seinen ersten, nur von Schlenther in gemäßer Weise gewürdigten Berliner Roman, von diesem Feld seither ferngehalten hatte? Ihm waren, weniger zwiespältig, aber auch kühler aufgenommen, „Graf Petöfy", das Scherenberg-Buch, „Schach von Wuthenow" und „Unterm Birnbaum" gefolgt; „Irrungen, Wirrungen", womit Fontane seit spätestens Ende 1882 befaßt war, hatte er immer wieder vor sich hergeschoben. Die enthusiastische Aufnahme, die „Irrungen, Wirrungen" dann bei der jungen Kritik fand, war vermutlich durch die Genugtuung verstärkt, Fontane wieder und in neuer Intensität auf dem Wege zu sehen, der nach ihrer Überzeugung zu seinem Eigentlichen führte.

Die dichte Darstellung, die Jürgen Jahn im Anhang der Aufbau-Ausgabe des Romans von dessen Wirkung gibt, läßt das bei allen Nuancierungen einheitliche Auftreten der Kritik aus dem Umkreis der „Zwanglosen" erkennen, an ihrer Spitze der von Stephany unterstützte Schlenther in der „Vossischen" und Brahm in der „Frankfurter Zeitung": ein Jahr später folgten ihr in übergreifenden Zusammenhängen Guido Weiß sowie Maximilian Harden in seiner Geburtstagswürdigung für „Die Nation", die hochangesehene und anspruchsvolle Wochenschrift der 1880 aus der Nationalliberalen Partei ausgeschiedenen linksbürgerlichen „Liberalen Sezession". Trotz der Freude, von der Jugend auf den Schild erhoben worden zu sein, schien für Fontane die Zustimmung des Altersgenossen Weiß zu seiner literarischen Entwicklung fast noch mehr zu zählen: der Beifall der Jungen blieb gleichsam unberechenbar. In dieser Tendenz erinnert sein Brief an Weiß an die ähnlich bewegten Zeilen an Ludwig Pietsch vom 23. 12. 1885, Dank für dessen Rejension von „Unterm Birnbaum", die Fontane als „beschämend freundlich" empfunden hatte.[40] Was den Dichter an den wenigen Sätzen von Weiß zu „Irrungen, Wirrungen" besonders anrühren mußte, war die lebendig nachempfundene Würdigung der Lebensechtheit Lenes – gerade diese Partie hebt ja bis in die Diktion hinein die Kritik von 1874 auf, Fontanes Darstellung fehle die charakteristische Atmosphäre und das individuelle Detail –, ferner die Selbstverständlichkeit, mit welcher der alte Demokrat ohne jegliche irritierende Erinnerung an die voraufgegangenen ungemäßen Debatten Fontanes „kleine Demokratin"[41] als „reine Frauenfigur" heraushebt und gerade von hier aus ihm seine gestalterische Kraft bestätigt. Erfreut hat Fontane gewiß auch die „Weisheit", in der sein Kritiker die in den zeitgenössischen Rezensionen unbeachtet gebliebene zentrale Rolle erkannt hatte, die das populäre vormärzliche Lied „Denkst du daran, ich danke dir mein Leben" für die Struktur des Romans spielt.

Man kann es sich versagen, Vermutungen anzustellen, ob Weiß in persönlichen Beziehungen nicht nur zu Stephany, sondern auch zu den jungen Kritikern der „Vossischen" und der „Frankfurter Zeitung" gestanden hat. (Daß Siegmund Schott zu einem Kreis junger Journalisten um Weiß gehörte, in dem offenbar gern und mit Achtung Fontanes gedacht wurde, hat dieser selbst berichtet.) Wichtiger ist der unübersehbare Grundkonsens, der auch in der Literaturkritik demokratischer und linksliberaler Blätter deutlich wird: Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung" waren ja auch solche vorzüglichen Fontane-Kritiker

wie Fritz Mauthner, Maximilian Harden und Wilhelm Bölsche. Solche Übereinstimmung belegt die Elemente der Kontinuität zwischen bürgerlichen Demokraten des Vormärz und der Revolution und der oppositionellen jungen Generation, die ihre bestimmenden Erfahrungen aus der sozialen, politischen und geistigen Krise seit Mitte der siebziger Jahre empfangen hatte. Die fördernde Rolle, die diese Presse für die Entwicklung des Erzählers Fontane gespielt hat, korrespondiert mit ihrer bahnbrechenden Rolle bei der Einführung und Durchsetzung des Naturalismus und mit der Tatsache, daß zahlreiche linksbürgerliche Germanisten vor allem in der „Frankfurter Zeitung" eine erste Basis fanden, von der aus sie für das von der Bourgeoisie aufgegebene revolutionär-demokratische Erbe sowohl der deutschen Literatur (Börne, Heine, Junges Deutschland) als auch von politischen Persönlichkeiten wie Johann Jacoby wirken konnten[42]. Zu denken ist hier an Ludwig Geiger, Johannes Proelß, Alfred Klaar und Ernst Elster, aber auch an den Historiker Gustav Mayer, der später den Prozeß erforschte, in dem sich die Arbeiterbewegung von der bürgerlichen Demokratie in Deutschland gelöst hat.[43]

Weiß hat wiederholt auf die Wirksamkeit nationalliberaler Kulturpolitik im Wilhelminischen Reich aufmerksam gemacht: dies sollte ein Anstoß sein, der Frage nach einem vergleichbaren immanenten wie expliziten Konzept der demokratischen Kräfte im 19. Jahrhundert und dabei insbesondere den Beziehungen nachzugehen, die im Zeitraum von Büchner bis Fontane zwischen den realgeschichtlichen Perspektiven demokratischer Politik einerseits und der individuellen Verbindlichkeit volksverbunden-humanistischer Autorenpositionen sowie dem Gesellschaftskonzept und Menschenbild eines auf die knkrete Wirklichkeit verpflichteten bürgerlichen Realismus andererseits bestehen. Daß dabei, korrespondierend mit der problematischen Stellung der bürgerlichen Demokratie zwischen Bourgeoisie und Proletariat, das Maß der Fähigkeit politisch-soziale Perspektiven außerhalb der gegebenen Gesellschaftsordnung zu erkennen und gestalterisch zu integrieren, eine wesentliche Rolle spielen mußte, liegt auf der Hand. Die aus solchen Wechselbeziehungen entstehenden ästhetischen Probleme mußten umso größer sein, als gerade die mit der demokratischen Bewegung des 19. Jahrhunderts verbundenen Autoren, neben Fontane auch Raabe, Spielhagen und Storm, an einem aufklärerisch-klassischen Funktionsverständnis der Kunst festhielten, das sie zur — wie auch immer partikulären, stets aber sinnstiftenden — Integration eines alternativen Menschenbilds verpflichtete. Auf der Basis der gemeinsamen künstlerischen Orientierung auf „das Leben, das wir führen", hieß das, daß die Autoren gezwungen wurden, gleichsam nach Rollen innerhalb des vorgefundenen sozialen Panoramas zu suchen, in deren Gestaltung Elemente eines solchen Menschenbilds integriert werden konnten, zusammengefügt aus Erinnerung, Hoffnung der Zukunft und autobiographisch-bekenntnishaften Zügen. Viele der Frauengestalten wie auch einzelne Adelsfiguren Fontanes oder auch sein Professor Schmidt in „Frau Jenny Treibel" erhalten von hier aus ihre Ambivalenz, wobei Willibald Schmidt mit seinem Kollegenkreis eine Brücke bildet zu den äußerlich philiströsen Originalen Raabes, die Demokratismus und kritische Freiheit ihres Autors bewahren, wobei dessen Verständnis dieser Figuren als des eigentlichen „deutschen Adels" gleichsam wieder zu Fontane zurückführt.

Die Widerspiegelungs- und Rezeptionsproblematik, die aus diesem Lösungsansatz erwächst, ist gerade in unserem Kontext deutlich zu erkennen. Sie prägt sich aus in der Schwierigkeit eines adäquaten Verständnisses der Autorenpositionen, die sich in Weiß' Sicht Fontanes als ‚unabhängig konservativ' — so sehr sie dessen Selbstverständnis 1889 auch noch entsprechen mochte — ebenso ausdrückt wie in Mehrings nur zwei Jahre später folgender Verurteilung von „Irrungen, Wirrungen" als Musterbeispiele einer „Poesie des Kapitalismus". Solche eigenümliche weltanschaulich-ästhetische Modellierung der Wirklichkeit schafft die Notwendigkeit einer komplexen Analyse aller Wirklichkeitsbezüge und Wirkungsaspekte eines Werkes, soll die Position des Autors genau erfaßt werden, wobei ein Abweichen von seinen Selbstdeutungen kein Gegenbeweis zu sein braucht. Ein tieferes Verständnis setzt den Verzicht auf die kurzschlüssige Verknüpfung von Menschenbild, sozialer Stellung und Funktion der Figuren und die unreflektierte Hinnahme ihrer Bewertung durch den Autor geradezu voraus: daß an dieser Problematik besonders jene Zeitgenossen, die nach der Möglichkeit direkter Indentifikation und eindeutiger Kunstwirkung suchten, so oft scheiterten — wie die zeitgenössischen Fontane-, Raabe- und auch Storm-Rezeption belegt —, ist angesichts der Objektivität der zugrundeliegenden Problematik kein Zufall.

Die systematische Untersuchung solcher ästhetisch-literarischer Phänomene in ihren gesellschaftlichen Voraussetzungen kann dazu beitragen, die Problematik des kritischen Realismus im deutschen 19. Jahrhundert tiefer zu begründen, sie auch als spezifischen Ausdruck jener geschichtlichen Übergangssituation zu verstehen, die sich in der sozialen und politischen Stellung der bürgerlichen Demokratie dieser Zeit manifestiert. Wo sich wie hier historisch-biographische Kontakte und literaturgesellschaftliche Beziehungen zwischen beiden Formen des geschichtlichen Prozesses darbieten, sollten sie künftig stärker auf ihre Aussagekraft befragt werden.

IV Dokumente

1. Guido Weiß: Ein altpreußischer Demokrat. Gesammelte Novellen und Briefe aus Italien von Franz Ziegler. 3 Bde. Berlin: Franz Duncker (1872). (...)

Inzwischen ist uns neben diesem persönlich politischen auch das literarische Bild erwachsen. Novellen und Skizzen, die in den Fünfziger und Sechziger Jahren in den Feuilletons liberaler Blätter veröffentlicht worden waren, sind 1872 gesammelt in drei Bänden bei Fr. Ducker erschienen und sollen, wie schon erwähnt, nun in neuer Auflage erscheinen. Sie haben, wie uns scheint, in der ersten Ausgabe nicht die Würdigung gefunden, die ihnen allein gerecht wird, man hat sie abstract belletristisch behandelt und von diesem Standpunkte aus unter das achtbare Mittelgut verwiesen. Oder man wußte recht wohl, von welchem Ende aus sie anzufassen wären, hat sich aber gehütet, das zu thun oder auch nur zu sagen. Das Letztere möchten wir besonders jener jetzt das große Wort führenden, durch Rückversicherung wohlbewahrten Kritik zum Vorwurf machen, die, so wenig sie es Wort haben will, wesentlich Parteikritik, und zwar nationalliberale, ist. Denn, wie in der Politik, findet

sich diese Partei auch in der Ethik und Ästhetik wieder, sie schont eben, als Fäulnißerscheinung, nicht Haut, nicht Fleisch, nicht Knochen. Diese Kritik hat — und diesmal rührt der Vorwurf nicht von einem Autor her, in welchem Falle er gewöhnlich nicht viel zu bedeuten hat — die Ziegler'schen Novellen todtgeschwiegen, weil sie politische Novellen sind und zwar anderer Farbe als jetzt gerade Mode ist. Nun besitzt aber, in natürlichen Nachwehen dessen, daß unsere große klassische Literatur eine vorrevolutionäre ist, Deutschland von wirklicher politischer Belletristik blutwenig, daß schon darum Aufmerken Noth thäte. Dazu kommt, daß es hier nicht ein Belletrist ist, der, weil es ihm etwa zeitgemäß vorkäme, seine Helden mit etlichen liberalen Phrasen ausstattete oder gar ihnen das neue deutsche Reich auf den Leib construirte, wie einen neuen Lappen auf die alte Jacke — an dergleichen wäre allenfalls Vorrath in der modernen Literatur —: sondern es ist ein im politischen Leben hart erfahrener Mann, der die Dichtung nicht ohne die Wahrheit versteht. Es ist endlich, wie sich nun eigentlich von selbst versteht, eng begrenzte Zeit und eng begrenzte Boden, aus denen die Dichtung erwächst, es ist eigenes Leben, das da pulsiert, kein Andrer schreibts ihm nach.

Aber der dichterische Werth! ruft man uns dazwischen. Gemach, lassen wir den Verfasser selbst reden. Da sagt er in **Meine erste Rebellion**: „... Lächelt nur über die Mark und die Märker. Über ihre hohen Tugenden wagt ihr nicht mehr zu lächeln, und ich nehme das Verdienst für mich in Anspruch, daß ich der erste gewesen bin, der mit unverhüllter Dreistigkeit für uns den Mund geöffnet hat, gleichgültig ob gut oder schlecht. Also noch ein Beweis: wir haben eine märkische Nachtigall, Willibald Alexis, ferner zwei kleine Sprachmeister, recht ächte märkische Singvögel, die lieblichen Grasmücken Hesekiel und Fontane, und einen heiseren Rohrsperling, mich selbst. Alle vier sind wir, wie ich glaube — denn ich habe die Männer noch nie gesehn — einig in märkischer Gesinnung und doch sind die beiden Alten, Alexis und ich, resp. Liberale und Demokraten, und Fontane und Hesekiel, die Jüngeren, sind conservativ.

‚Wie geht das zu?'

Weil wir als Knaben die Luft von 1813 eingesogen haben, diese aber der Zeit der Reaktion angehören. So ist Jeder ein Kind seiner Epoche und sollte auch dieser heraus beurtheilt werden. Und nun kommt Ihr jungen Leute noch und neckt mich mit meiner märkischen Haferflöte? Auf Alles muß ich nun einmal mit einer Geschichte erwidern:

Wir hatten in der literarischen Gesellschaft ein Meisterstück von Goethe gelesen; ich führte einen alten Superintendenten, der zuweilen zu Hochzeiten ein Gedicht gemacht hatte, nach Hause. ‚Ach!' rief er plötzlich aus, indem er stillstand und mich ansah: ‚lieber Ziegler! dieser Goethe — ja, wer nur Zeit gehabt hätte, aber diese abscheulichen Superintendenturgeschäfte!'

Ich, damals junger Vorlaut, glaubte vergehen zu müssen vor Lachen! Und nun? Seid doch erst zwölf Jahre Rechtsanwalt und oberbürgermeistert dann erst lange Jahre, dekretiert einmal, wenn die Gasse nicht gefegt, der Spritzenschlauch nicht gethrant ist, regelt die Registratur und die Kassen, beschäftigt Euch so lange geistreich und dann noch mit Politik, leidet Untersuchung, und Alles, was drum und dran hängt, und dann dichtet einmal!

O Willibald, o Fontane, o Hesekiel! rufe ich nun auch wie der alte Superintendent, o wer nur Zeit gehabt hätte! über diese abscheulichen Geschäfte!"
Nun, er hat zwar Unrecht mit Hesekiel und Fontane, denn mögen sie in der Mark geboren sein und märkisch Land gefeiert haben in Vers wie in Prosa; ihrer Dichtung fehlt der Kiengeruch, ihrem dichterischen Wesen das Knorrige, das zusammen zum Dichter der Mark gehört. Und in die Lücke, die wir so gemacht haben, mag getrost unser Poet von seinem bescheidenen „Rohrsperling" aufwärts einrücken.
Ganz wohlbedacht haben als Merkzeichen ächt märkischer Poesie den Kiengeruch genannt. Denn wenn die viel mißbrauchte Symbolisierung von Land und Leuten durch ihren heimischen Pflanzenwuchs irgendwo ohne allzu gewaltsame Anstrengung der Phantasie angebracht ist, so in dem märkischen Wesen der Kiefer. Wie der knorrige Baum, einsam auf dürftiger Scholle entsprossen, mit unverdrossenster Zähigkeit die Wurzeln senkt und windet um das Gestein und durch den öden Sand bis zur Wasserader hin, oder sie weitaus an der Fläche breitet, um doch des Regens und Thaues teilhaftig zu werden, wie er die Äste deht und in scharfen Winkeln absetzt, als müsse er sich auch durcharbeiten zu spärlichen Strichen des Windes und der Sonne, und wie er dann so ganz und voll das Bild der aus bitterster Nothwendigkeit erwachsenen freiesten Individualität gewährt, die von gefällig harmonischer Schönheit nichts hat, aber dem Männerauge wohlthut; wie aber auch der Baum, in der Genossenschaft der Haide erwachsen, in scharfer Zucht aufwärts geht und gute Fühlung mit den Nachbarn hält: so ist er ein gutes Abbild märkischen Wesens. Und wenn vorher neben Ziegler nur Wilibald Alexis genannt war als Dichter dieses Typus, so hätte in erster Reihe Heinrichs von Kleist gedacht werden müssen und des ganz specifischen Zuges, in welchem er das Problem der Freiheit und Unterordnung im Kohlhaas wie im Homburger Prinzen behandelte. Dieser specifische Zug ist dem Märker aber auch eigen als Politiker. Er mag, auf dem Wege seiner persönlichen Entwicklung und Erfahrung, recht oppositionell, er mag Demokrat geworden sein, aber er nimmt's mit der Freiheit, die er verlangt, gewaltig stramm. Die Frage, ob Republik oder Monarchie, läßt ihn ziemlich kalt, jedenfalls würde er dem Präsidenten seiner Republik ein gut Stück persönlicher Machtbefugniß geben und von der vielköpfigen Republik oder gar der directen Gesetzgebung durch das Volk hat er sicherlich keine guten Begriffe. Der scharf gegliederte Staat, wie er ihn selber aus der Mark Brandenburg entstanden und hervorgewachsen weiß, ist und bleibt sein Vorbild, die Decentralisierung flößt ihm Mißtrauen ein und an der Selbstverwaltung glaubt er keine guten Erfahrungen gemacht zu haben. Der Staat der Manchesterlehre[44] ist ihm ein Greuel, es soll von oben her ordentlich bis in Gemeinde und Haus eingegriffen werden, seine Vaterlandsliebe findet in streiger Zucht ihren besten Boden. Die Macht und Kraft des Staates ist ihm Herzenssache — darum hat ihm auch die Kernfrage der letzten Jahrzehnte deutscher Geschichte, der Wettstreit um Einheit oder Freiheit, niemals groß Kopfzerbrechens gemacht —, die Freiheit hat, als Abstraction, nur Sitz in seinem Kopfe. Es war ein ächtes Stück altpreußischer Demokratie, als Waldeck den um ihre gute Verfassung besorgten Kurhessen[45] 1866 das eifernde Wort hinwarf: ‚Nun kommen uns die Leute mit ihren Verfassungen und solchen Dingen' und in derselben Rede herzlicher Freude darüber voll war, daß nun

das alte Hochstift Münster[46] wieder unter Eine Krone komme. Denn das historisch Gewordne hat für diese Demokratie einen hohen Werth, wie sie denn eben selbst durchaus historisch Gewordne ist. Aus der willkürlichen Gabe Friedrichs des Zweiten, aus dem Allgemeinen Landrecht[47], hat sie ihre ersten Begriffe geschöpft und mit Stolz ist sie sich bewußt, daß hierin vor 1789 bereits die Ideen der Revolution ausgesprochen gewesen sind. Von dem Weltgange, den diese dann mit und unter Napoleon machte, haben die altpreußischen Landestheile nichts Anderes zu verspüren gehabt, als die unbeschreiblich schweren Lasten des auf erschöpftem Boden hausenden Krieges, die Vortheile der modernen französischen Gesetzgebung kamen den unter preußischem Scepter verbliebenen Provinzen nicht zu Gute. Statt dessen kam jene große stille Revolution durchaus preußischer, monarchischer Natur, die von 1806—13 sich in den Seelen der Einzelnen ebensowohl wie in dem gesammten Staatswesen vollzog: die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung, in deren Traditionen heute noch wesentlich das wurzelt, was später unter dem Anprall der Reaction sich zur preußischen Demokratie verhärtet hat. Diese historische Gebundenheit, an welcher die süddeutsche Demokratie nicht leidet, ist es, die das Verständnis von Nord und Süd so hart erschwert. Der Föderalismus ist dem Preußen, Pommern, Märker, Schlesier — obwohl 1848 von einem Wiederabfall an Österreich gefabelt wurde — etwas schlechthin Unbegreifliches und das eine einheitliche Reich mag und kann er sich auch nicht anders, denn als Großpreußen, denken: nun, und die Geschichte gibt ihm ja mehr und mehr Recht.
Das will gemerkt sein, um danach das Maaß der Hoffnungen zu bemessen, die der Demokratie in Deutschland auf vielleicht noch lange Zeit hinaus nur blühen und wenn einer unserer süddeutschen Freunde sich über Ziegler's Schriften hermachen und ehrlich sagen wollte, was ihm darin auf- und anstößt, so würde das die Tiefe der verschiedenen Anschauung sehr lehrreich klären.
Wir nennen Ziegler, weil in ihm das poetische Beiwerk am wenigsten störend sein würde. Denn wer freilich in die Fülle der Gestaltungskraft, in Schwung und Farbenglut der Schilderung, in feine und überraschende Kunst der Verwicklung und Lösung das ganze und alleinige Wesen der Poesie legt, der wird zur Begeisterung an diesen Erzählungen nicht gelangen. Der Verfasser hat die Freiheit, welche man dem philosophischen Romane schon längst zugesteht, in Anspruch genommen für eine in Deutschland sehr vernachlässigte Unterart des letztern, für den politischen Roman: er benutzt die Einkleidung nur als Verkleidung, aus dem heraus er, der Verfasser selbst, dem Leser die Lehren seines Lebens vorträgt. Das geschieht mit Aufwendung bescheidener Mittel. Es ist ein bekanntes Bild von Meister Knaus[48], der preußische Invalide. Streng in der Zeichnung, sparsam in der Farbe, nüchtern in der Composition, sitzt der kleine dürftige Mann da, das Bändchen im Knopfloch ist schier das einzige Bunte, und wie verschossen auch das! Daneben müßte man, von einem Pariser Künstler gemalt, einen französischen Invaliden haben, „vierzig Jahrhunderte" von Farbe und Decoration sähen auf ihn herab! So mit den Helden Ziegler's. Aber der Mann nimmt's gewaltig ernsthaft mit seiner Arbeit, es ist ihm nicht ein müßiges Thun der Mußestunden, was er da dem Publikum anbietet, mit seinem Herzblut — um die Redensart einmal aufrichtig zu nehmen — hat er seine Figuren gefärbt. Das fühlt sich auch überall durch und das mag immerhin ästhetisch als Fehler gelten: überall tritt er, der

Schreiber der Geschichten, mit dem verhaltenen Fluche: Wahrlich, denn mir selber ist so geschehen! hervor.
(...)
Die meisten der Ziegler'schen Arbeiten stammen aus den Jahren 1850—60, aus der Zeit also, in welcher der Mann, „dem in seinem Leben viel bitteres Unrecht geworden" — wie dieser Tage in einer seltsamen Anwandlung freiwilliger Ehrlichkeit die Nordd. Allg. Ztg., das Regierungsblatt in Preußen, sagte — auf der Höhe des reifen Mannesalters sich zurückgeworfen sah an die Schwelle des Lebenserwerbes. In dieser, der Verzweiflung so bequemen Lage trat neben Weib und Kind — und das Herzhafte solcher Liebe preist er wiederholt in bewegten Worten — als ernsthafte Freundin ihm zur Seite sie, die sonst der Jugend lockige Scheitel liebt, die Dichtkunst, und in ihrem Dienste gewann er den Arbeitsfrohmuth wieder. Das ruht wie ein Segensspruch auf diesen Bänden, auch für den Leser.

Quelle: Die Wage. Wochenblatt für Politik und Litaratur. Hg. von Dr. Guido Weiß. 2. Jahrgang, Nr. 31 vom 31. 7. 1874 und Nr. 32 vom 7. 8. 1874.

2. Fontane an Guido Weiß

Berlin, Anfang August 1889 (Entwurf)

Hochgeehrter Herr Doktor,

Auf der Kissinger Brunnen-Promenade hatte vor gerade 8 Tagen meine Frau die Freude, die Bekanntschaft Ihrer Frau Tochter zu machen und aus dem Munde derselben von einem Essay zu hören, den Sie, hochgeehrter Herr Doktor, geschrieben haben sollen. Und ein Held darin bin ich. Da ich mir nicht oft in dieser Rolle vorgestellt worden bin, so begreifen Sie, daß ich danach dürste, diese neue Bekanntschaft zu machen. Wo finde ich es oder mich? An welche Zeitung oder vielleicht selbst an welche Buchhandlung (wenn als Broschüre erschienen) habe ich mich zu wenden? Ihre Güte wird sich mir Neugierigem erbarmen und mir eine kurze Benachrichtigung gönnen.
Ihnen schon herzlich dankend, zugleich mit dem Ausdruck lebhaften Bedauerns, daß es mir in Folge unserer bevorstehenden Abreise versagt blieb, Ihre Frau Tochter auch meinerseits kennen zu lernen,

in vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane

Quelle: Theodor Fontane: Briefe an die Freunde. Letzte Auslese. Hrsg. von Friedrich Fontane und Hermann Fricke. 2 Bde. Berlin: 1943, 2. Bd, S. 454.

3. Guido Weiß: Musen und Grazien in der Mark

Als Goethe vor nun fast hundert Jahren seinen harmlosen Spaß mit dem würdigen Pastor zu Werneuchen und dessen **Almanach der Musen und Grazien,** war mit dem Anlaß des Gedichts auch die Überschrift von selbst gegeben; sie sollte eben nur die Philisterhaftigkeit des geistlichen Herrn, die Dürftigkeit der Natur, die er besang, und der geistigen Genüsse, an denen er sich ergetzte, verspotten[49]. Und dazu war damals guter Grund vorhanden: die Mark Brandenburg, die man zumeist nur nach der nächsten Umgebung Berlins kannte und würdigte, — kein deutscher Landstrich, dessen Bedeutung dermaßen von der Hauptstadt aufgesogen wurde und wird, wie die Mark! —

trug seit alten Zeiten den Spottnamen der Sandbüchse des Heiligen Römischen Reiches, und ein Sinn für die feinere melancholische Schönheit märkischer Seen und Wälder war damals, wo man ja nur wenige Jahrzehnte vorher erst angefangen hatte, an der „wilden und erschröcklichen Schweiz" das Erhabene zu empfinden, noch nirgends aufgegangen. Von der Erkenntniß aber, daß aus der Natur eines Landes der Charakter seiner Bevölkerung hervorgeht und deren Geschichte, und daß aus diesen beiden eine eigenartige Literatur sich aufbaut, schlummerte derzeit vielleicht nur in Herder's Geist ein Keim, aufgegangen ist er erst in den Jahren des deutschen Unglücks.

Anders heute. Wer jetzt von einer märkischen Poesie spricht, der will damit das Herausgewachsensein aus einem bestimmten Boden bezeichnen, nicht nur den Geburts- oder Wohnort des Dichters, nicht nur das aus der Geschichte oder der Sitte des Landestheils hergenommene Thema, sondern zu alledem noch eine besondere Behandlung, einen eigenthümlichen Ton, der zusammenklingt mit der Stimmung der Landschaft, mit der Art der Menschen und ihres Verkehrs — je nachdem die Dichtung eine lyrische oder epische ist. Kann der Dialekt dabei zu Hilfe genommen werden, so ist die Wirkung leichter, aber auch oberflächlicher erreicht, reiner empfunden und für den des Idiomes Unkundigen klarer wird jedenfalls die Dichtung in der Schriftsprache sein.

Nach diesem Maße urtheilend, wird man in Heinrich von Kleist den ersten märkischen Dichter anzusprechen haben. In der **Hermannschlacht**, in dem Aufruf der Germania[50] athmet eine zähe, fast phlegmatische Verbissenheit, in der der Märker seine Kämpfe, sei es des Krieges, sei es des Friedens, durchficht; man hört von ferne bereits den eintönigen Dreschertakt, in dem wenige Jahre nachher märkische Gewehrkolben am Tage von Hagelberg[51] die französischen Quarré's zerschlagen werden. Im **Prinzen von Homburg** aber, dem hohen Liede der Manneszucht, tritt der „Kurbrandenburger" leibhaft auf die Bühne. Nicht nur in dem alten Kottwitz, in dem bereits der künftige Blücher sich regt, „gottesfürchtig und dreist", wie das Sprichwort vom Märker sagt, im weißen Haare ein Tollkopf; sondern auch in dem ihn umgebenden Kreise der Offiziere, die in aller Erregung des äußern Kampfes wie des innern Konfliktes wortkarg bleiben, nur in einem frommen Fluche vielleicht aufzuckend. Wäre endlich Kohlhasen's hier zu vergessen, den der Dichter aus einem dürren, historischen Namen zu einer lebensvollen, tragischen Figur herausgearbeitet hat, die aus märkischem Boden erwachsen, in dem auf die Form trotzenden starren Rechtsgefühl ebenfalls den Stempel des Volksstammes tiefgeprägt trägt?

Spricht schon im **Prinzen von Homburg** aus Natalien's Munde eine Prophezeiung von der künftigen Größe des brandenburgischen Hauses und Landes — eine kühne Prophezeiung, geschrieben nach Jena und vor Leipzig —: so tritt dieser Drang nach Höherem noch weit stärker, ja beherrschend hervor in Willibald Alexis. Man hat jüngst in Berlin eine Straße nach ihm benannt und damit die Schuld einer Dankbarkeit, die nicht blos der Hauptstadt oblag, abzutragen begonnen. Denn er war der eigentliche rechte Schöpfer der Legende von der „deutschen Mission Preußens". Man stoße sich an den Ausdruck „Legende" nicht. Denn der Gedanken, daß Preußen dazu berufen ist, den Kern eines einheitlichen Deutschlands zu bilden, mag hier und da in den Köpfen von Geschichtsphilosophen aufgeblitzt sein, er mag nach 1815 als Furchtgebilde

österreichischen und kleindeutschen Staatsmännern vorgeschwebt haben: in preußischen Regierungskreisen begnügte man sich mit Zollverbindungen und gesicherten Heeresstraßen zwischen dem Osten und Westen der Monarchie. Noch weniger lebte ein solches Verlangen in der Bevölkerung, deren westliche Hälfte ohnehin erst nur äußerlich angegliedert war, während die östliche, und insonderheit die Mark, Allem, was als deutsches Volksbewußtsein auftreten wollte, fremd und mißtrauisch gegenüberstand. Da schritt der Dichter als Säemann auf's Feld. In einer langen Reihe sogenannt historischer Romane, die nahe an fünf Jahrhunderte umfaßten, dichtete er eine stetige Entwickelung der Mark Brandenburg in unentwegter Richtung nach einem großen deutschen Berufe hin, dichtete er eine Folge von brandenburgischen, dann preußischen Fürsten, die, sei es im Kampfe mit dem Adel oder den Städten, sei es in kirchlicher Reformation oder sei es endlich bei großen auswärtigen Verwicklungen in Sieg wie in Niederlage ein unverrückbares Augenmerk gehabt hätten auf die deutsche Vormacht hin. Die künsterische Kritik hatte sicherlich viel gegen diese Arbeiten einzuwenden, welche nach einer meist vortrefflichen Exposition bald ins Breite wucherten, sich in Nebenhandlungen verwickelten, die Personen oft durch Dialoge mehr als durch Handlungen sich erklären ließen und den Dichter schließlich überlasteten, so daß er in hastig gedrängtem Schlusse sich von seiner Aufgabe losmachte. Auch der Historiker hatte seine begründete Einwendung. Denn wie ängstlich gewissenhaft der Dichter auch in kleinem Beiwerk war — der persönlichen Erinnerung drängt sich als Beispiel die ausgelassene Freude auf, die den Dichter überkam, als er, an **Isegrimm** arbeitend und um des Lokalkolorits willen die **Vossische Zeitung** aus dem Anfange dieses Jahrhunderts blätternd, in dieser auf die Anzeige eines Auktionskommissars mit Namen Manteuffel stieß. Dem konnte er nun etliche politische Betrachtungen in den Mund legen, die um des Namens willen wie eine Pille für den Namensvetter, den damaligen Ministerpräsidenten wirken sollte —: so wenig hat er je unbefangen den Geist der jeweils geschilderten Zeiten erfaßt. Und das war nicht Fehler des Könnens, sondern ein bewußtes Thun, er stellte die Geschichte in den Dienst einer Idee. Man mag deshalb die Bezeichnung als historische Romane anfechten: politische waren sie jedenfalls, die ersten in Deutschland — der große Meister Sealsfield war damals noch nicht aufgestanden — und die ersten für Deutschland. Und mag die Ästhetik an ihnen mäkeln: eine Konzeption großem Zuges war es doch, welche sich vermaß, die Genealogie eines staatsbildenden Gedankens durch Jahrhunderte rückwärts in mannigfaltigster Verkörperung zu erkennen — oder zu erdichten. Denn welches von Beiden, das konnte erst der Erfolg entscheiden.

Mit einiger Einschränkung ist von einem solchen zu reden. Die Mark Brandenburg, wie vortrefflich sie auch in der Landschaftsstimmung und in der knorrigen Eigenart der auf ihrem Boden erwachsenen Romanfiguren geschildert war, ließ sich zwar trotz aller Kunst nicht zu einer Wiege des nationalen Gedankens umschaffen; um so besser schlug der Versuch an, die preußische Regierungspolitik als eine seit Jahrhunderten dem Ziele deutscher Führerschaft zustrebende darzustellen. Auf dem Wege, auf dem damals die öffentliche Meinung hergestellt wurde, durch Lesezirkel und Leihbibliotheken, verbreitete sich der neue Glauben in den Kreisen der Bildung, auch der politisch indifferenten, und der unklare Schwung der Redekünste des neuen Königs

verstärkte ihn in den vierziger Jahren dermaßen, daß er selbst den Bankrott seiner Hoffnungen am Schlusse jenes Jahrzehnts überstehen und, seinem belletristischen Ursprunge gemäß, unter dem politischen Leihbibliotheks-publikum in wechselnder Form in den Programmen der Konstitutionellen[52], der Gotharer, des Nationalvereins, der Nationalliberalen usw. fortleben konnte. Dieser Sekten Vater ist, wie sie auch die Nase rümpfen mögen, der Romanschreiber Wilibald Alexis gewesen. Verdankt man ja — und das ist doch gewiß sehr beweiskräftig — auch ihm und nicht, wie das Grimm'sche Wörterbuch VIII 362 will, Herrn Bluntschli[53] die Einführung des „Rechnung tragen" in den deutschen Wortschatz!

In diesem Andichter steckte aber auch ein mächtiges Stück Dichter, so recht aus dem heimischen Boden erwachsen. Er befreite die deutsche Literatur von der konventionellen Naturschilderung, er sah und gab Wald und See, Hügel und Ebene, wie sie in der Wirklichkeit da waren, bis zur Protraitirung, er schuf neben den Schablonen des Schönen, Wilden, Erhabenen usw. die Charakterlandschaft, die, indem sie individuell wurde, dadurch auch nothwendig in ein Verhältniß trat zu der Stimmung und zur Natur der Menschen. Er schuf mit der Feder, was zu gleicher Zeit C. F. Lessing's Pinsel[54] uns offenbarte. — Noch bestimmter ist in dieser Richtung dann Franz Ziegler vorgegangen. In den Literaturgeschichten pflegt man ihm nur einen kleinen Raum anzuweisen, denn als er, mit vollem Ungeschick des Anfängers, als Dichter auftrat, war er bereits aus den lyrischen Jahren weit hinaus und sein Drang ging nicht sowohl darauf, ein Schönes zu schaffen oder Idealem Körper zu verleihen, als vielmehr an dem Harten und Häßlichen, das ihm vom Leben angethan worden, Recht zu üben, indem er es vor der Welt aufzeigte. Das Leben war ihm ein äußerlich bewegtes, die Höhen und Tiefen durchmessendes gewesen und innerlich ein reiches und das pulsirte in seinen Erinnerungen und Erzählungen stark und aufregend und die Mängel der Form vergaß man dabei. Dieser Grundzug des Persönlichen und Lokalen war ein durchaus heimatlicher, mit Recht nannte sich Ziegler selbst einen märkischen Dichter und stellte zuerst diese Kategorie auf, indem er sich in die Reihe der Zeitgenossen einordnete, welche nach seiner Schätzung, von W. Alexis an, auf diesen Rang Anspruch zu machen hätten. Die seltsame Mischung von Hitzköpfigem und Hartnäckigem, von Gradheit und Schlauheit, von Unbhängigkeitslust und strammer Zucht, kaltem Mißtrauen gegen Gefühlsregungen und liebevoller Sorge für Thier und Pflanze: das webte in Zieglers Gestalten und in dem Manne selbst nach märkischer Art.

„Führend" sind die beiden Schriftsteller nicht gewesen, eine Schule ist aus ihnen nicht erwachsen. Man pflegt Hesekiel noch in ihrer Gesellschaft zu nennen, aber der einzig dafür aufzutreibende Grund, daß einige seiner Burg- und Schloßgeschichten grade auf märkischem Boden sich abspielen, ist dann doch nicht ausreichend. Eher wäre, in genügend weitem Abstande, M. A. Niendorf hier anzureihen, der in seiner **Hegermühle** sowie in etlichen Prosaerzählungen die Eigenart der Heimath stark ausprägt. Aber es scheint überhaupt, als sei seit den großen geschichtlichen Wendungen in Deutschland der Werth des Kurbrandenburgers auch bei den Poeten etwas gefallen. Die „preußische Mission" war zu einem, wenigstens vorläufigen Abschlusse gediehen, es galt jetzt auch die innere Annexion zu vollziehen. Dabei konnte das Her-

vorheben irgend eines provinzialen Partikularismus nicht förderlich sein, und so verschwand der märkische Dichter, um desto anspruchsvoller in der Hauptstadt selber sich aufzuthun und der **Berliner Roman** kam in Mode.

Graecia victa victorem ducit[55] und ein hübsch Stückchen Französelei haben die Sieger von 1870 in ihren Tornistern mit heimgebracht. Dazu gehört der Glaube an den Segen der Centralisation, wie er sich in der Schöpfung einer großen Hauptstadt, die gleich Paris Kopf und Hirn des neu zusammengefügten Reiches sei, am wirksamsten äußern würde. In Anbetracht des Bundescharakters von Neudeutschland sollte, was sich durch Ministerialreskripte vorerst nicht erzwingen ließ, in der öffentlichen Meinung vorbereitet werden und auf dem Boden der Dichtung wollte man die Capitale Berlin erbauen. Mag hierbei nun, bei Verschiedenen verschieden, unbewußter oder bewußter Trieb oder gar nur Spekulation auf ein Wohlwollen höheren Ortes mitgewirkt haben: unglücklich ist das Unternehmen jedenfalls. Berlin steht zu wenig auf dem, was man gewachsenen Boden nennt, es mangelt ihm an der Individualität, durch welche die Kunst des Darstellers gereizt werden könnte. Seit kaum fünfzehn Jahren ist es auf dem Wege zur Weltstadt, aber dieser Weg ist der amerikanische. Es ist ein Wachsthum der Agglomeration, das sich nicht Zeit läßt, einen bestimmten Charakter zu pflegen. Das Ansässigwerden ist kein Einwachsen, der „alte Berliner" ist kein Typus mehr, selten, daß ein Familienstamm über drei, vier Generationen hinaus sich auf Berliner Boden hält, Patrizierhäuser, die auch nur bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts sich zurückverfolgen ließen, werden an den Fingern abzuzählen sein, nur die Rattenkönige der Bureaukratie, die von Geschlecht zu Geschlecht den Bedarf an Geheimräthen decken, sind fruchtbar und mehren sich. Unter solchen Umständen ist denn auch von einem besonderen Charakter Berlins als Stadt nicht viel zu bemerken, eine an sich dürftige und nicht weit zurückreichende Geschichte hat auch nur dürftige Spuren hinterlassen, die oft genug noch durch eine nüchterne Schönheitspolizei verwischt und beseitigt worden sind; man freut sich ihrer wohlgeordneten Zustände, ihrer Reinlichkeit und Freundlichkeit, ihres industriellen Aufschwungs, aber eine Physiognomie, die den ernsthaften Reisenden oder gar den Dichter reizen könnte, hat die Stadt nicht. Und ebenso ist es mit dem, was man die Gesellschaft nennt, beschaffen. Der alte begüterte Adel, der durch vornehme Sitte und Lebensführung maßgebend seig könnte, will sich in Berlin nicht ansässig machen und läßt höchstens seine jungen Sprossen etliche Jahre in den Regimentern dort sich austoben; ein Kaufherrnstand, der sich durch ein Jahrhundert hindurch feste Traditionen des Hauses gebildet hätte, findet sich nicht; der höhere Gewerbestand ist durch die Spekulation und die Aktie zerbröckelt; die Börsenaristokratie trägt hier wie allerorten die gleiche gleichgiltige Physiognomie; selbst der hohen Beamtenstand hat, seit er in den letzten Jahrzehnten das gewohnte Tempo maßvollen Ab- und Zuflusses verloren, seine Gravität drangeben müssen: wo bleiben da die Typen oder auch nur die eigengeprägten Individualitäten, die einen Beobachter zur Zeichnung spezifisch Berliner Figuren anregen könnten? Man müßte sehr feinhörig sein, sehr tief in das Volk eingedrungen sein, um seiner Seele besondere Züge abzulauschen — Einer hat es gethan —, aber dazu waren die Verfasser dieser „Berliner Romane" um so weniger befähigt, als sie zumeist gar nicht geborene Berliner waren und die Stadt erst in Lebensjahren kennen gelernt hatten, die keine

Zeit mehr für solche Studien haben. So ist eine Reihe recht flott geschriebener, spannender Erzählungen entstanden, die, wie ihre Straßennamen bezeugen, in Berlin spielen, übrigens aber eine Gesellschaft zeichnen, die ebensogut in Wien, München oder einer anderen großen Stadt sich finden ließe und dort wahrscheinlich farbiger. Um die mangelnde Kraft der Figuren zu ersetzen, wird gewöhnlich eine starke Verwicklung der Begebenheiten, meistens eine Kriminalgeschichte, hineingewebt und, daß es an der Aktualität nicht mangele, mit einigen starken Redensarten durchschossen, wie sie etwa ein bewährter Reporter seinem Berichte über eine Sozialdemokratenversammlung als „Brillanten" aufsetzt. Und auf dem Titel ist dann zu lesen „Berliner Roman" und der idealere Zweck ist, dem Leser zu beweisen, daß Berlin zur deutschen Hauptstadt berufen sei, nicht nur auf Grund der deutschen Bundesverfassung, sondern nach seinem innersten Wesen und Werthe.

Darauf hin nun die einzelnen Werke durchzumustern, dazu fehlt hier, wo es nicht auf literarische Kritik ankommt, der Anlaß: nur Einer sei erwähnt, weil schon oben auf ihn als Ausnahme hingewiesen worden ist. Das ist Theodor Fontane mit seiner Novelle **Irrungen und Wirrungen**, dem Muster einer Berliner Erzählung. Sie ist an dieser Stelle von anderer Feder schon früher ihrer Bedeutung entsprechend gewürdigt worden[56], so sei denn hier nur, unserm besondern Zwecke gemäß, hervorgehoben, daß ihre weiblichen Figuren, zumal die im Mittelpunkte stehende, feinst ausgeführte Typen Berliner Schlages sind. Nicht in den oberen Zehntausend findet man dergleichen, das folgt, wie vorher entwickelt, aus dem unhistorischen kosmopolitischen Zuge der Großstadt; nur in den Volksschichten ist eine Eigenthümlichkeit zu suchen, und diese beruht dann auf dem Ursprunge der Bevölkerung, ihrem provinzialen Charakter. Die Stadt mehrt sich zum großen Theile durch Zuzug, überwiegend aus den östlichen Nachbarprovinzen, und deren Eigenart in Gemüth und Sitte lebt durch eine oder ein paar Generationen fort, bis sie von dem Strome der Großstadt fortgespült ist. Der Grundton slavischer Rasse ist es, den das geschärfte Ohr des Dichters herausgehört hat, die gedämpfte Lebenslust, die Schüchternheit im Glücksanspruch, das eingeborne Resignieren. In solch fahlem Lichte entwickelt sich in der Seele auch die Leidenschaft, gleich der Pflanze des nordischen Bodens, schwächer, bescheidener nach außen, aber wurzelechter, individueller. Die Geschlechtsliebe zumal, in den Romanen meist ein gar schablonenhaftes Gebilde, tritt in schmucklosem Ernst auf, ein launischer Sonnenstrahl, über die Haide fahrend, nicht zur Blüthe, nicht zur Frucht treibend, in ödem Dämmern bald wieder versunken, und doch fortan eines Lebens ganzen Werth bildend. — Es ist ein echter Dichter, der uns diese reine Frauenfigur geschaffen hat — aber damit hat der „Berliner Roman" auch einstweilen für uns sein Ende.

Derselbe Verfasser hat uns jüngst mit einer Sammlung kleinerer Arbeiten (Th. Fontane, Fünf Schlösser, Altes und Neues aus der Mark Brandenburg. Berlin, W. Hertz, 468 S.) beschenkt, welche hier erwähnt sein mögen, obwohl sie wesentlich historischer Natur sind. Sie behandeln die Quitzowzeit, die Schicksale des Schlosses zu Plaue an der Havel und seiner Besitzer, das wechselvolle Leben einer reichen Erbin aus dem vorigen Jahrhundert, der „Krautentocher", das Lebensbild eines vom Niederrhein in die Mark Brandenburg eingewanderten Edelmanns, des Herrn v. Hertefeld, schließlich persönliche

Erinnerungen aus dem Verkehr mit dem Prinzen Friedrich Karl. Durch die lokalen Bezüge, die überall festgehalten werden, bildet das Buch eine Ergänzung zu des Verfassers bekannten liebenswürdigen **Wanderungen durch die Mark**, es erfreut, wie diese, durch die poetische Stimmung, es legt außerdem Zeugniß ab von der echt vornehmen, d. h. unabhängigen konservativen Gesinnung Fontanes; als ein spezifisch märkisches Bild könnte in dem Buche aber nur das Leben Hertefelds gelten, wenn hier nicht der klevisch-holländische Zug in dieser Familie in Abrechnung gebracht werden müßte. Eher hätte sich provinziale Eigenheit in der Skizze von Wiesike, einem der ältesten und begeistertsten Schopenhauer-Verehrer, herausarbeiten lassen, wenn F. eben Intimeres von ihm zu erzählen gewußt hätte.

Damit wäre nun aber das Bedeutsamste der poetischen Produktion, welche Land und Leute der Mark Brandenburg darstellen will, aufgeführt. Mögen Andere in der zu hohen Ehren und Auflagen gediehenen Frau Wilhelmine „Buchholtzen" das wohlgelungene Porträt einer Berliner Bürgersfrau entdecken: uns hat aus dieser durch immer neue Abdrücke immer mehr verwaschenen Figur immer nur das Bild der stumpfesten Trivialität heraustreten wollen, die man, wäre sie überhaupt des Zeichnens werth, in ihrem natürlichen Boden, dem weltentlegensten Ackerstädtchen hätte belassen sollen. Über die in der That recht ernste kulturhistorische Bedeutung solcher „Dichtung" hat ein zweifellos gutgesinnter Kritikus in der „Deutschen Rundschau" vom Juni 1886 einiges gar Lesenswerthe gesagt, zu dem als Schluß nur die Notiz fehlt, daß der einzig lebende Dichter, der unseres Wissens sich des Fürsten Bismarck lebhaften Beifall errungen hat, Herr Stinde mit eben seiner Buchholtzen ist.

Neuestens hat man versucht, dem Kurbrandenburgerthum auch auf der Bühne wieder zu neuem Leben zu verhelfen: in den **Quitzows** des Herrn v. Wildenbruch[57]. Es ist Sache der Kunstkritik zu würdigen, mit welchen Mitteln das geschah: der Erfolg, soweit er nicht ein speziell Berlinischer war, hat bisher **gegen** den Versuch entschieden. Und ein nach aller Richtung sehr sachverständiger Mann, bei dem eher eine Befangenheit auf Seiten des Für zu vermuthen wäre, Th. Fontane selbst, hat aus dem Anlaß einen Rath gegeben, der nicht mit der Theaterrecension, der er eingeflochten war, vergessen werden sollte. Er schrieb:

... Der Beifall, der gestern laut wurde, so sehr er mich um des Herrn Verfassers und der Schauspieler willen freute, erschreckte mich doch zugleich, weil er der naive Ausdruck eines Lokal- und Provinzial-Dünkels war, neben dem jeder sonstige deutsche Partikularismus verschwindet und der auf die Bewohner anderer deutscher Landestheile, selbst unserer speziell preußischen Provinzen, einen aus Achselzucken und äußerstem Unbehagen gemischten Eindruck machen muß. Ich werde nicht in den Verdacht kommen, unsere Mark zu unterschätzen, in deren Dienst ich so zu sagen ein ganzes Leben lang gestanden habe, aber was zu viel ist, ist zu viel. Es ist nicht möglich, der deutschen Gesammtwelt den Glauben beizubringen, daß es mit Bötzow oder Liebenwalde, mit Zehdenick oder Gransee (beiläufig mir alles sehr liebe Städte) was Besonderes sei, und wenn das mit diesem märkischen Radau-Patriotismus, mit diesem Entzücktsein über jeden Wedding- oder Voigtlandjargon sprechenden großmäuligen und unverschämten Berliner so fort geht, so sind wir ernsthaft in Gefahr, unsere durch unsere Siege (die wenigstens in

gewissem Sinne von Berlin ausgingen) und namentlich auch durch unsere glänzende städtische Entwicklung mühsam gewonnene Besserstellung wieder einzubüßen. Im Grunde der deutschen Volksseele ruht gegen uns immer noch die frühere Abneigung und wir sollten uns hüten, durch die beständige, von der Bühne her abgegebene Versicherung, „daß es mit uns was ganz Besondres sei", was doch keineswegs der Fall ist, den alten Groll wieder wachzurufen.[58]

Recht aber hat der Mann und er erfüllt muthig eine Pflicht, indem er das sagt.

Quelle: Frankfurter Zeitung vom 20. 6. 1889

4. Fontane an Guido Weiß

Berlin, 14. August 1889

Hochgeehrter Herr Doktor.

Der Empfang Ihres Briefes, wie der gleichzeitig eintreffenden Zeitung, war mir eine große Freude. Haben Sie herzlichen Dank für jedes Wort. Daß es so ist, wie es ist, ist gerade das Beste und mir Wohltuendste. Wenn man so mit Lob eingekocht vor sich steht, wie Aal in Aspik, und es bibbert alles nur so, jeden Augenblick bereit zu zerfließen, wird mir immer himmelangst, und das Vergnügen ist nicht groß; so viel aber, so literaturhistorisch ruhig seinen Platz (und welchen Platz!) angewiesen zu erhalten, das tut unendlich wohl.

Unendlich wohl tut es überhaupt, ganz abgesehen von der eigenen werten Person — einer Entäußerung, deren ich fähig bin —, dergleichen zu lesen. Überall ein Drüberstehen, eine erquickliche Selbständigkeit der Anschauung (die selbst das Parteiprogramm längst siegreich überwunden hat) und als Resultat davon die Gerechtigkeit gegen Freund und Feind, der wirkliche historische Sinn, die Fähigkeit, alle diese Strebungen hüben und drüben zu begreifen. Mit einem Wort: **die Reife,** die so wenige haben. Wenn ich mir da meine jungen Freunde ansehe, die Brahm, die Schlenther und andre, von denen ich außerordentlich eingenommen bin, und zwar nicht bloß redensartlich, sondern wirklich, aber — **eines** haben sie nicht: die Reife. Wie könnten sie sonst so ibsensch sein. Ich bin auch scharf Ibsenianer, aber Ibsenianer mit 70, die anderen mit 35 und — unverheiratet. Daher das Eingehen auf den Ibsenschen Eheblödsinn.

Ich muß doch noch etwas mehr schreiben, selbst bei der Gewißheit, auf den 2. Bogen hinüber zu müssen. Aber man ist so selten in der Lage — und ich spreche damit gewiß nur aus, was Sie selbst ein lebelang schmerzlich empfunden haben werden —, man ist so selten in der Lage, mal zu einem Manne, ja ich muß das Wort wiederholen, von ‚Reife', von Erkenntnis, von historischem Sinn sprechen zu dürfen. Unser Lebens- und namentlich unser Gesellschaftsweg ist ja mit Quatschköpfen gepflastert. Die meisten — unglaubliches Resultat unserer höheren Geheimratsbildung — wissen gar nichts, wissen nicht, wo der Tanganjika-See liegt (dafür verzapfen sie ein paar alte Hegelsche Phrasen), wissen zwischen Scheffel und Wolff nicht zu unterscheiden und halten Stinde für einen bedeutenden Schriftsteller, weil ihm der „Fürst" — zu dessen schwärmerischen Verehrern ich trotz alledem und alledem, sogar trotz Geffcken-Prozeß, gehöre — einen schmeichelhaften Brief geschrieben hat.

Aber zurück zu Ihrem Essay. Er enthält eine ganze Welt von Weisheit; nur wer in all diesen Dingen und Fragen (Pardon für die Renommisterei) so zu Hause ist wie ich, kann da folgen und würdigen. Man muß Berlin und Mark und Wedding und Voigtland und die Biers und die Fischers und Kleist und Wilibald Alexis und Franz Ziegler und Niendorf kennen, um zu wissen, wie treffend das alles ist. Aber wer darf sich dessen rühmen? Ich gehe die größte Wette ein, wir beide sind die einzig Lebenden, die in dieser Welt überhaupt noch zu Hause sind. Was weiß Lindau, für den ich übrigens ein Tendre, eine Schwäche habe, von Wilib. Alexis oder Ziegler? Da beide weder lebende Theaterdirektoren noch angesehene Tageskritiker sind, haben sie nicht das geringste Interesse für ihn. Wie vorzüglich ist Ihre Charakteristik von Wilibald Alexis. Ziegler kommt vielleicht ein bißchen zu gut weg; in erster Reihe war er doch ein kolossaler Schlauberger (auch echt märkisch). Nur 2erlei möchte ich doch noch sagen dürfen; der märkische Adel, den ich weiß Gott nicht überschätze, aber er ist in seinem Tun und seiner Lebenstüchtigkeit doch hoch interessant; auch der sogenannte „gemeine Mann" ist hoch interessant und voll Mut, Charakter und Freisinn (Tyrann für andre), das Bürgervolk erbärmlich und die Bourgeois 3mal erbärmlich. Und zum Schlusse noch eins: Berlin ist eine miserabel langweilige Stadt, und wenn man eben von Kissingen kommt und unter den Tausenden, die sich dort tummelten, auch die kolossal unbedeutenden Berliner Trivialgestalten gesehen hat, so ist man wahrhaftig nicht in der Laune, Ihnen zu widersprechen. Aber eine in Ihrem Aufsatz vorkommende Stelle, die darauf hinausläuft, daß, nach einer zurechtgemachten Annahme, „die Hohenzollern das alles und noch viel andres gemacht hätten", dies ist doch richtig, und Berlin (auch örtlich), im Hinblick auf die Hohenzollern und im Zusammenhang mit ihnen angesehen, ist eine historisch interessante Stadt. Mit anderen Worten, das **Städtische der Stadt** ist eigentlich öd und langweilig, nur erst die neueste Zeit hat hier gebessert, aber alles, was die Hohenzollern geschaffen und mit ihrem Tun und ihrem Geiste durchdrungen haben, ist hoch interessant: das Berliner Schloß, alt und neu, das Potsdamer Sanssouci, das Marmorpalais, das Neue Palais, das Charlottenburger Schloß — welche Welt! welche Gestalten, welche Erinnerungen. Es hat nur alles noch nicht seinen Geschichtsschreiber gefunden. Ich könnte es, aber ich werde 70, und nun ist Spiel und Tanz vorbei. Nochmals herzlichen Dank. Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane

Quelle: Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgewählt und erläutert von Gotthard Erler. 2., verbesserte Auflage Berlin und Weimar 1980. Zweiter Band, S. 227 ff.

Anmerkungen

1 Wie die Demokraten die Mitarbeiter der preußischen Centralstelle für Preßangelegenheiten sahen, verrät die Darstellung von Weiß' Leipziger Parteifreund Heinrich Wuttke (1818–1876), der sie „eine Schar Hungerleider" nennt, „unbedeutende, unselbständige Schriftsteller, deren Feder käuflich war" um „15 bis 30 Taler monatlicher Löhnung" (Die deutschen Zeitschriften, 3. Auflage. Leipzig 1875, S. 138).

2 Dieses Bekenntnis wie das anschließende zu seiner demokratischen Entwicklungstendenz in: Von Zwanzig bis Dreißig. — In: Fontane: Autobiographische Schriften Hrsg. v. Gotthard Erler, Peter Goldammer und Joachim Krueger. Berlin und Weimar 1982 (im folgenden Autobiographische Schriften). Bd 2, S. 282.

3 Fontane: Lindau. Der Zug nach dem Westen. — In: Fontane: Sämtliche Werke. Hrsg. v. Edgar Groß u. a. Nymphenburger Verlagshandlung (im folgenden NFA). München 1969—1975. Bd 21/2, S. 653.

4 Kein Zufall scheint hingegen, daß auch Georg Friedlaender Fontane auf Weiß' Beitrag hinwies: vgl. Fontanes Brief an ihn vom 20. 8. 1889. — In: Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgew. u. erl. v. Gotthard Erler. 2. Aufl. Berlin u. Weimar 1980 (im folgenden Ausgewählte Briefe). Bd 2, S. 232. Zu Friedlaender vgl. Anm. 15!

5 Zuerst von Thomas Höhle in: Franz Mehring. Sein Weg zur Marxismus. 1869—1891. Berlin 1956, vor allem S. 44 ff.

6 Gustav Seeber: Zwischen Bebel und Bismarck. Zur Geschichte des Linksliberalismus in Deutschland 1871—1893. Berlin 1965; Ludwig Elm: Zwischen Fortschritt und Reaktion. Geschichte der Parteien der liberalen Bourgeoisie in Deutschland 1893—1918. Berlin 1968; Gustav Seeber/Walter Wittwer: Kleinbürgerliche Demokratie im Bismarck-Staat. Entwicklungstendenzen und Probleme. Berlin 1971. Eine umfassende, bisher unerschlossenes Archivmaterial nutzende Darstellung der „Entwicklung der kleinbürgerlichen Demokratie in Preußen von 1871—1900" gibt die Jenenser Dissertation von Rainer Bettermann (1977). Zur Gesamtproblematik vgl.: Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789—1945). 4 Bde. Hrsg. v. Dieter Fricke u. a. Leipzig 1983—1986.

7 Vgl. Deutsche Demokraten. Die nichtproletarischen demokratischen Kräfte in der deutschen Geschichte 1830—1945. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Dieter Fricke. Berlin 1981.

8 Mit diesem Beitrag soll über einen Aspekt des Umfelds von Fontane hinaus Guido Weiß auch für sich selbst ins Blickfeld literaturwissenschaftlicher Arbeit gerückt werden.

9 Vgl. dazu Franz Mehring: Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Zweiter Teil (F. M.: Gesammelte Schriften. Bd 2), Berlin 1960. S. 18. Stephany und Mehring arbeiteten später, wie unten ausgeführt, gemeinsam an Weiß' Zeitung „Die Zukunft" und haben dort trotz eines Altersunterschieds von fast 20 Jahren „als gute Kameraden mit einander gelebt und oft den letzten Taler geteilt" (Mehring: Kapital und Presse. Ein Nachspiel zum Fall Lindau. Berlin 1891, S. 66). Nachdem Stephany im Beleidigungsprozeß Otto Brahm gegen Mehring im Zusammenhang mit dem Fall Lindau Mehring belastet hatte, zerbrach ihr Verhältnis, das letzterer bereits zuvor hatte „einschlafen" lassen, nachdem ihm Kollegen der „Vossischen Zeitung" mitgeteilt hatten, daß „der Tiger der Sozialdemokratie sich mit unheimlicher Anpassungsfähigkeit in eine Hauskatze der Bourgeoisie verwandelt hatte" (ebd.). Mehrings wiederholte scharfe Kritik an Stephany war bisher nicht zu verifizieren: zumindest seine Darstellung von Stephanys Weggang von der „Zukunft" entspricht nicht den Tatsachen — Weiß' Verhältnis zu ihm wie zur „Vossischen" blieb trotz angeblicher „Fahnenflucht" unbelastet —, so daß eine betont polemische Sicht nicht auszuschließen ist. Im gleichen Zusammenhang steht die bekannte sarkastische Abfertigung des von Brahm und Schlenther hoch geschätzten Romans „Irrungen, Wirrungen". Zum Fall Lindau vgl. Höhle, Franz Mehring, 2. 271 ff.

10 Isidor Kastan: Berlin wie es war. Berlin 1919, S. 192. — Kastan, von Hause aus Mediziner wie Weiß, war offenbar Mitarbeiter an der „Zukunft" gewesen. Später arbeitete er am „Berliner Tageblatt".

11 Weiß an Jacoby, 27. 8. 1870, zitiert nach Höhle, a. a. O., S. 312.

12 Weiß an Jacoby, 28. 3. 1871. — In: Johann Jacoby: Briefwechsel 1850—1877. Hrsg. u. erl. v. Edmund Silberner (im folgenden Jacoby-Briefwechsel). Bonn 1978, S. 567.

13 Zitiert nach dem Gruß der „Wage" zum 70. Geburtstag Jacobys. — In: Jacoby-Briefwechsel. S. 635.

14 Zitiert nach: Geschichte der Frankfurter Zeitung. Hrsg. vom Verlag der Frankfurter Zeitung. Frankfurt am Main 1906 (im folgenden Geschichte der Frankfurter Zeitung). S. 169.

15 August Bebel: Aus meiem Leben. Zweiter Teil. Berlin 1946, S. 200 f. — Bei Dr. G. Friedländer handelt es sich um den praktischen Arzt Dr. George Friedländer (1829—1892), der sich als Armenarzt wie im Berliner Asyl-Verein für Arbeitslose, hier gemeinsam mit Rudolf Virchow und dem späteren Sozialdemokraten Paul Singer, große Verdienste erwarb. Er entstammte derselben bekannten jüdischen Familie wie Fontanes Briefpartner Georg Friedlaender, deren innerer Zusammenhalt auch durch eine bis ins 20. Jahrhundert bestehende Familienstiftung sehr eng war. Vgl. dazu: Das Handlungshaus J. M. Friedländer et Söhne zu Königsberg i. Pr. Für die Familie hrsg. v. Ernst Friedländer. Hamburg 1913. (Für ihre Hilfe bei der Klärung des familiengeschichtlichen Zusammenhangs bin ich Frau Bähr von der Zentralstelle für Genealogie der DDR in Leipzig dankbar verpflichtet.)

16 Jacoby an seine Wähler, 3. 2. 1874. — In: Jacoby-Briefwechsel. S. 617.

17 Franz Mehring: Zwei Nachrufe. — In: Die Neue Zeit, XVII. Jahrgang (1898/99). Bd I, S. 547 f.

18 Jacoby an Schrank, 18. 12. 1870. — In: Jacoby-Briefwechsel. S. 557.

18a Lexikon zur Parteiengeschichte (s. Anm. 6). Bd 1, S. 481.

19 Frankfurter Zeitung Nr. 182 v. 1. 7. 1885 (Morgenblatt). Zitier nach: Seeber/Wittwer (s. Anm. 6). S. 124.

20 Vgl. Weiß' Beiträge zur Reihe „Vor fünfzig Jahren" in der „Frankfurter Zeitung" v. 13. 3., 15. 3. u. 16. 3. 1898.

21 Kastan: Berlin wie es war. S. 193. — Die anschließende Darstellung folgt außerdem dem Nekrolog von Siegmund Schott, dem Nachruf von Franz Mehrging (s. Anm. 17) und der Darstellung bei Höhle (s. Anm. 5).

22 An Alfred Friedmann, 2. 1. 1883. — In: Ausgewählte Briefe. Bd 2, S. 88. Vgl. dazu auch Peter Wruck: Fontanes Berlin, 1. Teil. — In: Fontane-Blätter 6 (1936) 3, vor allem S. 304 ff.

23 Von Zwanzig bis Dreißig. — In: Autobiographische Schriften, Bd 2, S. 270.

24 ebd., S. 262.

25 An Friedrich Stephany, 23. 2. 1895. — In: HFA Bd IV/4, S. 426.

26 An Emilie Fontane, 14. 6. 1852. — In: HFA Bd IV/1, S. 271.

26a An Friedrich Stephany, 29. 3. 1898. — In: HFA Bd IV/4, S. 709.

27 Ziegler, am 3. 2. 1803 in Warchau bei Brandenburg als dreizehntes Kind eines „märkischen Hungerpastors" (Franz Mehring: Ein altpreußischer Demokrat. — In: Die Neue Zeit. XXI. Jg (1902/03) Bd 1. Zitiert nach F. M.: Gesammelte Schriften. Hrsg. v. Th. Höhle u. a. Bd 7: Zur deutschen Geschichte von der Revolution 1848/49 bis zum Ende des 19. Jhs. Berlin 1965, S. 305) geboren, studierte Jura in Halle, unternahm Reisen u. a. nach England und Frankreich und wurde Rechtsanwalt in Brandenburg, 1840 Oberbürgermeister. Seine Fürsorge für das Proletariat zog ihm den Haß der Bourgeoisie zu. 1848 in die Preußische Nationalversammlung, danach in die zweite Kammer gewählt, schloß er sich dem linken Zentrum um Bucher an und unterstützte den Steuerverweigerungsbeschluß, mit dem November 1848 das Parlament gegen seine Auflösung durch Militär protestierte Wegen Hochverrats daraufhin zu Amtsenthebung und sechsmonatiger Haft verurteilt, schuf er sich in den fünfziger Jahren als Kaufmann und Schriftsteller eine neue Existenz. In den sechziger Jahren war er als Abgeordneter im Preußischen Abgeordnetenhaus sowie im Norddeutschen und Deutschen Reichstag politisch wieder sehr aktiv. Er war befreundet mit Jacoby und bis zu dessen Annäherung an Bismarck auch mit Lassalle. Er starb am 1. 10. 1876; seine Familie wurde von der Deutschen Schiller-Stiftung unterstützt. Seine Novellen entstanden vor allem in den fünfziger und sechziger Jahren: „Saat und Ernte" nahm Paul Heyse 1876 in Bd 24 seines „Deutschen Novellenschatzes" auf. — Zu seiner weltanschaulich-politischen Entwicklung vgl. den genannten Aufsatz von Mehring und Kapitel IV in dessen „Lessing-Legende".

28 Niendorf (1826—1878), in Niemegk/Mark geboren, besuchte das Volksschullehrer-Seminar in Potsdam und ging als Lehrer an eine Berliner Privatschule. 1848 aktiver Kämpfer in der Revolution, veröffentlichte er 1849 „Stunden der Andacht. Gesänge aus Berlins Revolutionszeit. Nebst einer Pfingstreise durch die Hölle im Jahre 1848", welche, wie Franz Brümmer in der ADB Bd 23, S. 687 f. schreibt, „den Sieg der Reaktion in einem so scharfen Tone schildern, daß man sich nicht wundern durfte, daß er wegen Ehrfurchtsverletzung gegen den Monarchen in den Anklagezustand versetzt und zu achtmonatlichem Gefängnis verurteilt wurde. Nach Verbüßung dieser Strafe aus Berlin ausgewiesen, wurde er Hauslehrer in Hegermühle bei Eberswalde. Seit 1850 trat er mit lyrisch-epischen Dichtungen hervor, die von weinerlichem Abrücken von der Revolution und der Besinnung auf die „ewigen Werte" von Natur und Heimat geprägt sind: Die Heger-Mühle. Cyclus märkischer Gedichte (1850), Gedichte (1852); 1854 erschienen die von Storm sehr kritisch gewerteten Lieder der Liebe. Später pachtete er das märkische Rittergut Rußdorf und eine wüste Feldmark bei Zahna, die er durch moderne Verfahren in einen ertragreichen Besitz verwandelte. Ab 1864 wirkte er in der Fortschrittspartei und vertrat bis 1871 Bielefeld im Preußischen Abgeordnetenhaus. Danach trennte er sich von der Fortschrittspartei und agitierte für die Interessen des Großgrundbesitzes · er gilt als der geistige Vater der „Vereinigung der Steuer- und Wirtschaftsreformer" (1876—1928), die er seit 1870 mit „M. A. Niendorfs Zeitung für Landwirte und Grundbesitzer (seit 1871 „Deutsche Landeszeitung") vorbereitete. Diese Vereinigung „stellte einen markanten Versuch des preußischen Junkertums dar, mit einer agrarisch-konservativen Offensivpolitik und antiliberaler Programmatik auf die sich abzeichnende Kräfteverschiebung zugunsten der Bourgeoisie" (Lexikon zur Parteiengeschichte, s. Anm. 6., Bd 4, S. 358) zu reagieren: ihre Ziele waren hohen Schutzzölle, Steuervergünstigungen und Kredite für die Landwirtschaft, politisch flankiert von Verteidigung von Monarchie und Kirche und dem Kampf gegen die Arbeiterbewegung. Niendorfs Agitation wurde zunehmend antisemitisch. — Seine erzählenden, teils dramatisierten Werke stammen vor allem aus den sechziger Jahren und sind geschickte Tendenzschriften zur Beförderung seiner praktischen wie politischen Ziele. „Gesammelte Werke" gab er 1877 heraus: ihre Themen gehen von der Propagierung moderner Technik und Wirtschaftsführung bis zur kolportagehaften Unterstützung der preußischen „Revolution von oben". Anfangs auch im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" vertreten, bemühte er sich vergeblich um die Mitarbeit an Weiß' „Zukunft".

29 Mehring: Ein altpreußischer Demokrat. A. a. O., S. 307.

30 Charlotte Jolles: Fontane und die Politik. Berlin u. Weimar 1983, S. 59.

31 Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Hrsg. v. Gotthard Erler und Rudolf Mingau. Erster Teil: Die Grafschaft Ruppin. 2. Aufl. Berlin und Weimar 1983, S. XIV (Einleitung).

32 Gottfried Keller: Jeremias Gotthelf. — In: G. K.: Sämtliche Werke in acht Bänden. Berlin 1958. Band VIII, S. 250.

33 Franz Mehring: Die Lessing-Legende. Berlin 1953, S. 74.

34 Vgl. die Einleitung von Christa Schultze zu ihrer Veröffentlichung der Briefe Fontanes an Pietsch. In: Fontane-Blätter 2 (1971) 1.

35 Geschichte der Frankfurter Zeitung, S. 384 f. Das folgende Zitat ebd. S. 149.

36 An Martha Fontane, 19. 8. 1889. — In: Theodor Fontane: Gesammelte Werke. Jubiläumsausgabe. Zweite Reihe in 5 Bdn. Berlin 1920. Bd 5, S. 260.

37 Fontane: Wildenbruch, Die Quitzows. Vorbesprechung. Vossische Zeitung vom 10. 11. 1888. — In: NFA XXII/2, S. 578 f.

38 Fontane: Wendlandt, Friedrich von Hohenzollern und die Quitzows. Vossische Zeitung Nr. 608 vom 24. 12. 1888. — In: NFA XXII/2, S. 699 ff.

39 An Paul Lindau, 3. 11. 1886. Zitiert nach: Theodor Fontane: Romane und Erzählungen in acht Bänden. Hrsg. v. Peter Goldammer u. a. Berlin und Weimar 1969. Bd 3, S. 564 f.

40 An Ludwig Pietsch, 23. 12. 1885. Zitiert nach: AFA Bd 4, S. 554. — Dieser Anklang scheint kein Zufall, hebt doch auch Pietsch in seiner Rezension die provinziale Authentizität hervor. Pietsch und Weiß verbindet auch die Hochschätzung des aus der Düsseldorfer Schule stammenden Malers Ludwig Knaus (1829—1910). Knaus, der aus politischen Gründen nach der Revolution von 1848 die Akademie hatte verlassen müssen, schuf vor allem novellistische, teils idyllisierende Genrebilder ländlichen und kleinbürgerlichen Lebens und realistische Porträts, darunter erstmals aus dem Umkreis der Arbeiterbewegung. Pietsch widmete Knaus eine Monographie (Leipzig/Bitterfeld 1896).

41 Botho zu Lene im fünften Kapitel des Romans. In: AFA Bd 5, S. 34.

42 So veröffentlichte Ludwig Geiger 1903 in der Frankfurter und der Vossischen Zeitung (25. 8. bzw. 8. 9.) Briefe Jacobys; auch Mehring hob hervor, daß die Vossische Zeitung des 100. Geburtstages von Jacoby in „würdiger Weise" gedacht habe (Die Neue Zeit, XXIII. Jg. (1904/05) 2. Bd, S. 169).

43 Gustav Mayer: Die Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie in Deutschland (1863—1870). — In: Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung. Hrsg. v. Carl Grünberg. 2. Bd, 1. Heft. Leipzig 1911.

44 Manchesterlehre: die liberale Doktrin von der Nichteinmischung des Staates in Wirtschaft und Gesellschaft, um die freie Konkurrenz zu sichern. So genannt nach der um 1840 von den aus Manchester stammenden Industriellen Cobden und Bright geführten englischen Freihandelspartei.

45 Preußen hatte das im Krieg von 1866 mit Österreich verbündete Kurfürstentum Hessen-Kassel, das seit 1831 eine freilich stets umkämpfte liberale Verfassung gehabt hatte, nach seinem Sieg (wie Hannover, Nassau, Frankfurt und Schleswig-Holstein) annektiert.

46 Das Hochstift Münster war beim Zusammenbruch des alten deutschen Reiches 1803—06 säkularisiert und unter Preußen sowie andere norddeutsche Fürstentümer aufgeteilt worden

47 Das für alle Lebensbereiche grundlegende Gesetzeswerk Preußens war 1780 von Friedrich II. in Auftrag gegeben und unter seines Nachfolger 1794 in Kraft gesetzt worden. Das Allgemeine Landrecht sollte nach Absicht seiner aufklärerischen Bearbeiter zu einer den Absolutismus beschränkenden Verfassung werden, schrieb jedoch nur die bestehenden Verhältnisse fest. Dennoch wurde ihm in bürgerlich-patriotischen Kreisen große vorwärtsweisende Bedeutung zugemessen.

48 Meister Knaus — vgl. Anm. 40.

49 Der Landpfarrer Friedrich Wilhelm August Schmidt (1764—1838) hatte einen „Kalender der Musen und Grazien für das Jahr 1796" herausgegeben, dessen Tenor Goethe in dem Gedicht „Musen und Grazien in der Mark" (in Schillers Musenalmanach für 1797) satirisch charakterisierte. Auf Schmidt zielen auch die Xenien „Kalender der Musen und Grazien" und „Das Dorf Döbritz".

50 Weiß bezieht sich auf Kleists Ode „Germania an ihre Kinder", 1809 entstanden, aber erst 1813, nach dem Tode des Dichters, gedruckt.

56 Im Gefecht bei Hagelberg (in der Nähe von Belzig/Mark) wurde am 27. 8. 1813 ein französisches Korps von 10 000 Mann von einer Landwehrdivision zerschlagen; die Franzosen verloren etwa 6000 Soldaten.

52 Als Konstitutionelle bezeichnet Weiß die von der Fraktion Casino der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 repräsentierten Teile der preußischen und norddeutschen Bourgeoisie, die sich früh auf einen von Preußen geführten deutschen Bundesstaat orientierten. Sie stellten auch die Mehrheit der sogenannten Gothaer, ehemalige Frankfurter Abgeordnete, die auf einer Versammlung in Gotha (Juni 1849) die Versuche Preußens zu einer Reform des Deutschen Bundes unterstützten.

53 Johann Caspar Bluntschli (1808—1881), aus der Schweiz stammender, seit 1848 in Deutschland wirkender Staatsrechtler und Politiker.

54 Carl Friedrich Lessing (1808–1880), führender Vertreter der frühen Düsseldorfer Schule, gilt als der Begründer der historischen Landschaftsmalerei.

55 Graecia victa victorem ducit – Das besiegte Griechenland führt den Sieger (Rom). Die Quelle dieser Sentenz war nicht zu ermitteln; ihr Gehalt findet sich seit einer verwandten Formulierung bei Horaz (Epist. 2.1.156) wiederholt in der römischen Literatur.

56 Otto Brahm am 20. 4. 1888. Vgl. AFA. Bd 5, S. 551 f.

57 Die Erstaufführung fand am 9. 11. 1888 statt; wegen der großen Zahl der Darsteller und des technischen Aufwands konnte das Stück nicht im Schauspielhaus gespielt werden, sondern wurde im Opernhaus gegeben.

58 Fontane: Wendlandt, Friedrich von Hohenzollern und die Quitzows. – In: NFA XXII/2, S. 701. – Im Anschluß an die zitierte Partie folgen als Ausklang der Besprechung die prophetischen Sätze: „Es können Zeiten kommen, wo das regierende märkisch-berlinische Wesen der Sympathien Alldeutschlands dringend bedürftig ist. Und Bismarck ist alt. Und Moltke noch älter."

Peter Wruck (Berlin)

Theodor Fontane in der Rolle des vaterländischen Schriftstellers. Bemerkungen zum schriftstellerischen Sozialverhalten

I

Fontane hätte gegen die Absicht, ihn in das literarische Leben seiner Zeit zu stellen, wenig einwenden können. Er war selber unentwegt bemüht, sich und anderen die Positionen klarzumachen, die er darin während sechs Jahrzehnten einnahm und mehrmals wechselte. Wohl oder übel erwarb er sich von diesem Bereich gesellschaftlicher Tätigkeit, in dem er sich bewegte wie der Fisch im Wasser, dermaßen ausgeprägte, umfassende und differenzierte Vorstellungen, daß die Frage erlaubt ist, wer ihm darin – mag sein außer Gutzkow – unter den namhaften deutschen Schriftstellern der Zeit gleichkam. Seine Briefe und Schriften, die poetischen eingeschlossen, sind voll davon.

Es liegt auch selten so greifbar auf der Hand wie bei ihm, daß diese Vorstellungen – im Verein mit dem Literaturbegriff, den sich ein Autor zu eigen macht, und seinem Bild von den Funktionen, deren Wahrnehmung der Literatur zufällt – den Orientierungsrahmen für das schriftstellerische Verhalten ergeben. Das Verständnis des literarischen Lebens vermittelt zwischen dem schriftstellerischen Verhalten und den Bedingungen, die es vorfindet. Der Einzelfall Fontane, der anschließend zu erörtern ist, spricht für die Annahme, daß sich diese Instanz je nach Person und Umständen auf charakteristische Weise formiert, geltend macht und äußert; ausgesprochen oder nicht, dürfte sie generell zu den kennzeichnenden Faktoren der Schriftstellerbiographie und, soweit es sich um überindividuelle Vorstellungsmuster handelt, des literaturgeschichtlichen Verlaufs gehören.

Auch der Ausdruck literarisches Leben war Fontane nicht fremd. Das zentrale Kapitel seiner Memoiren, das vom „Tunnel über der Spree" handelt, ist mit der Erklärung versehen: „Aus dem Berliner literarischen Leben der vierziger und fünfziger Jahre."[1] Im gleichen Sinn hatte er vom „literarische(n) Berlin von 1840 bis 1860"[2] gesprochen, als er sich mit seiner Scherenberg-Biographie zum erstenmal diesem Zeitraum zuwandte, der identisch war mit dem ersten großen, vielbewegten Abschnitt seiner eigenen schriftstellerischen Laufbahn.

Als er darüber schrieb, waren das schon ausgesprochen gestrige Zustände. In seiner Biographie des Tunnelgefährten Christian Friedrich Scherenberg aus dem Jahr 1884, wo er ein exzentrisches Poetenschicksal zu erklären hat, treten seine Vorstellungen vom literarischen Leben jedoch verhältnismäßig zusammenhängend und naturgemäß stärker in Erscheinung als in der autobiographischen Darstellung, wo dem „Tunnel" der gleiche Raum zugemessen, dieser aber mit einer ganzen Porträtgalerie gefüllt wird. Gerade in ihrer Zurückgewandtheit und Distanzierung durch das Schicksal des Anderen läßt diese Biographie, deren nähere Untersuchung ein Desiderat ist, außer Rückschlüssen auf Fontanes Verständnis des literarischen Lebens auch Rückschlüsse auf sein Selbstverständnis und seine Selbstdarstellung als dessen Teilnehmer zu, dem sich diese Überlegungen zuwenden werden. Gewiß zehren beide Berichte von der persönlichen Erinnerung und nehmen das Leben, literarisch oder nicht, noch wortwörtlich als die Daseinsweise von Einzelmenschen und den Prozeß ihres Verkehrs, der, gebunden an Zeit und Ort, seine Formen hervorbringt. Überwiegend sind dies Formen des persönlichen, oft gesellschaftlichen Umgangs, für den Literatur teils den Zweck, teils bloß den Anlaß bedeutet. Doch die Scherenberg-Biographie erzählt die Geschichte eines späten Erfolges und einer Vergessenheit, die schon bei Lebzeiten ihres Helden einsetzte; Fontanes Buch „hat ihn auch nicht retten können"[3]. Im Unterschied zum „Tunnel"-Kapitel der Memoiren schreibt es hauptsächlich Wirkungsgeschichte.

Infolgedessen belebt sich die Szene um den „armen (...) Poeten"[4], der als Kopist ein kümmerliches Dasein fristet, mit Künstlerkollegen, Kritikern und Verlegern, mit hohen und allerhöchsten Persönlichkeiten. Scherenberg wird in den „Tunnel" eingeführt, wo er ein für allemal reüssiert — Grund und Gelegenheit für Fontane, dem es ähnlich ergangen war, sich des näheren mit der Entwicklung und Zusammensetzung dieser Vereinigung von Dichtern und Dilettanten zu befassen, die einst auch ein Stück seines Lebensinhalts ausmachte. Unter ihnen findet Scherenberg vornehme Gönner, die ihren Schützling durch eine Presse- oder Übersetzertätigkeit sicherzustellen versuchen. Freilich vergebens. Aber sie verhelfen ihm zu seiner ersten Gedicht-Ausgabe, an der Fontane nicht ihr Inhalt beschäftigt, sondern die buchhändlerischen Konditionen, die anachronistische Werbung und der geringfügige Absatz. Ihn interessiert außer der fesselnden produktiven Persönlichkeit an Scherenberg vornehmlich, wie er es zu einer gesicherten Existenz bringt, und wie sich um ihn eine Öffentlichkeit herstellt, auch wenn sie zunächst, nicht anders als der Absatz der Gedichte, eine „Vereins- und Koteriesache"[5] bleibt.

Zu beidem, der Existenzsicherung, die als Problem immer gegenwärtig ist, und der Herstellung einer Öffentlichkeit tragen sowohl die gesellige als auch die kommerzielle Sphäre bei, in denen er Fuß faßt. Es sind getrennte Sphären, zwischen denen gleichwohl zahlreiche Verbindungen spielen, von denen er

profitiert. Dies geschieht unter kommunikativen Bedingungen, die noch durch ein selbstverständliches Ineinandergreifen — nicht Konkurrieren — von oralen und drucktechnischen Vermittlungsweisen gekennzeichnet sind. Allerdings stellt das Vorlesen im „Tunnel" und bei Hofe, wo seine Arbeiten später lanciert und lebhaft begrüßt wurden, das hauptsächliche Verfahren dar. Dem anonymen zahlenden Publikum gegenüber waren die Veranstaltungen berufsmäßiger reisender Rezitatoren oder „Rhetoren", wie sie sich nannten, das nebensächliche Medium, obwohl sie besucht waren und den Absatz förderten.

Sich dem regelmäßigen Arbeitseinkommen zuliebe auf einen Posten im literarischen Betrieb zu verfügen, zeigt der Dichter Scherenberg weder Neigung noch Fähigkeit. Aber er etabliert sich allmählich auf dem Markt; im Nachmärz wird er dort zu einer gesuchten Größe, die kein Geringerer als Franz Duncker dem ersten Verleger abjagt. Auch sonst ebnen die Gefährten aus dem „Tunnel" Scherenberg die Wege, auf denen Fontane ihn verfolgt. Man erinnert sich: Der vereinsförmig institutionalisierte literarische Verkehr, der von Angehörigen der besseren und besten Kreise in der preußischen Haupt- und Residenzstadt gepflegt wurde, schloß zwar die Öffentlichkeit aus, und ein konservatives Poesieverständnis hatte die Oberhand, das bis in die Gattungspräferenzen bemerkbar war und einer pekuniären Verwertung eigentlich zuwiderlief. Praktisch jedoch drängten die „Tunnel"-Autoren in den Buchhandel, in die Presse und auf die Bühne.

Von diesem Widerspruch, in dem sich der historische Typenwandel literarischer Kommunikation durchsetzt, nimmt Fontane hier keine Notiz. Er achtet auf die Neuauflagen und Honorare, die sich Mitte der fünfziger Jahre auf „1000 Taler und mehr" summieren — und das ist, „vom damaligen Poetenstandpunkt aus angesehen, ziemlich beträchtlich"[6]. Die Einkünfte aus dieser Quelle versetzen den genügsamen Scherenberg jedoch zu keiner Zeit in eine auskömmliche Lage. Er bleibt auf Zuwendungen angewiesen, die ihm durch die Inanspruchnahme monarchischen Mäzenatentums zufließen. Anfänglich bezieht er aus einer Art kärglicher Sinekure im Kriegsministerium 20 Taler pro Monat. Später sind es dann Ehrensolde sowie Pensionen von jährlich 300 Talern und mehr, die sich ebenfalls ablösen und summieren und ihn im Alter der materiellen Sorgen entheben.

Kein Zweifel, daß der Biograph Fontane, dem solche Mitteilungen zu verdanken sind (und der mit seinem Helden durch mehr verbunden ist als er ausspricht), sich auf die sozialen, ökonomischen und kommunikativen Bedingungen der damaligen Schriftstellerexistenz verstanden hat. Er ist sich auch über die Strukturiertheit namentlich jener engeren Öffentlichkeit im klaren, in der Scherenberg durchgesetzt wird; sie unterscheidet sich vom großen Publikum, das er zeitweilig erreicht, besonders durch ihre gesellschaftliche Kohärenz.

Wenn man die Perspektive wechselt und wie Fontane statt des Vorfindlichen mehr das Bewirkte ins Auge faßt, dann ist es eine Öffentlichkeit, die sich um und für diesen Autor herausbildet. Sie konstituiert und unterscheidet sich auf Grund des Interesses, das sie an ihn nimmt. In sich ist es keineswegs einheitlich. Das Interesse am Poetischen, das der „Tunnel" und sein Anhang entwickeln, gerät rasch ins Hintertreffen, während sich ein martialisches Spezialinteresse für die historischen Schlachten-Epen geltend macht, die

Scherenberg zu seiner Spezialität erhebt, und schließlich das Interesse an ihrem politischen Gebrauchswert die Oberhand gewinnt. Mit „Ligny" erwirbt er sich Beifall „in Offizierskreisen" und – ein Unikum – in der militärischen Fachpresse. „Waterloo", im Herbst des Revolutionsjahres 1848 „oben in Sanssouci, in den Zimmern Friedrichs des Großen"[7] der königlichen Familie vorgelesen, bringt den Durchbruch. Friedrich Wilhelm IV. läßt es drucken und schenkt dem Verfasser die ganze Auflage, die sofort vergriffen ist und „weiteste Kreise (...) mit einem Enthusiasmus erfüllte, wie wir ihn sonst nur angesichts der Schaubühne zu sehen gewohnt sind."[8] Den „Haupterfolg aber errang es (...) abermals in der Oberschicht der Gesellschaft, wo man sich der Dichtung nicht bloß als solcher freute, sondern sehr bald auch erkannte, daß sie zur Wiederbelebung des patriotischen Sinnes praktisch-politisch verwendet werden könne."[9]

Fontane war sich bewußt, daß die Beziehungen einer Öffentlichkeit zu einem Werk oder einem Oeuvre in den Rezeptionsweisen kristallisieren, denen es unterworfen wird; es wäre im einzelnen zu untersuchen, wieweit sich diese Einsicht auch sonst urteilsbildend und verhaltensorientierend auf ihn ausgewirkt hat. Für Scherenbergs Epen aus der preußischen Kriegsgeschichte vermerkt er, daß durch sie vorwiegend eine gesellschaftliche Rezeptionsweise aktiviert wird, die sich mit seinem Dichtungsbegriff keineswegs verträgt. Sie läuft auf eine Instrumentalisierung des Kunstwerks für private oder politische Zwecke hinaus. Das ist auch nicht mit seinem Bild von Scherenberg vereinbar, so daß er ihn geradezu gegen den unangemessenen Umgang mit seinen poetischen Produkten in Schutz nimmt – ohne deshalb einen Erfolg zu bemängeln, der größtenteils auf diesen Umgang zurückzuführen ist. Fontane streicht das Dichtertum an Scherenberg als fundamentale Eigenschaft der Person ebenso heraus wie an seinem Werk, gegen das er die größten Vorbehalte hatte, die Eigenschaft genuiner Dichtung.

Auffällig ist nicht so sehr sein Beharren auf dem Autonomiestatus von Dichtung und Dichter als vielmehr die Nutzanwendung auf ihr Verhältnis zur Politik. Von Nebeneffekten abgesehen arbeitet er darauf hin, Scherenberg, dem „wie jedem Dichter", seine Dichtungen, nicht aber politische Streit- und Parteifragen am Herzen lagen"[10], vom Odium eines mehr oder weniger opportunistischen politischen Parteigängers der preußischen Reaktion zu reinigen, das ihm anhaftete. Er ruft die Stimmen von Robert Prutz, Gottfried Kinkel und Franz Duncker an, die von einer Abstempelung Scherenbergs zum „Dichter der Reaktion"[11] und seiner Werke als „Parteidichtungen"[12] nichts wissen wollten und hier erwähnenswert sind, weil sie seiner Meinung nach den Poeten für jene andere, dichtungsadäquate Rezeptionsweise reklamieren, die Fontane auch beim größeren Publikum voraussetzt. Symptomatisch seine Feststellung: „Alle diejenigen (...), die ‚Waterloo' ausschließlich als **Dichtung** würdigten, gehörten sonderbarerweise mehr dem liberalen als dem altpreußisch-militärischen Lager an."[13] Und unverkennbar seine Geneigtheit, den Dichter von der Mitverantwortung für den (wie er es hinstellt) Mißbrauch seiner Werke loszusprechen. Hierfür sind im Hinblick auf die engen Beziehungen, in die der vom Hofe protegierte Dichter Ende der fünfziger Jahre zu Ferdinand Lassalle und seinem Kreis trat, Erklärungen recht, die für ein an klare Fronten gewohntes Denken ans Ungeheuerliche grenzen.

„Während L. Schneider bei Hofe las und der etwas bornierte, nach wie vor mit ‚Waterloo' durch die Welt ziehende Schramm seine ‚Cremoneser Geige' (d. i. sein volltönendes Organ, P. W.) zu Ehren seines Dichterheros erklingen ließ, saß eben dieser Dichterheros in dem für Personen der Art immer nur Spott habenden ‚Cercle intime' des gesellschaftsstürzenden Sozialdemokraten und wehrte kaum lächelnd ab, wenn über die ‚beiden Dümmlinge', wie man Schramm und Schneider zu nennen pflegte, gewitzelt wurde.

Natürlich ist gegen ein solches ‚Auf zwei Schultern Tragen' allerlei zu sagen und auch tatsächlich gesagt worden. Aber diese Halbheit und Zweideutigkeit, die sich durch Scherenbergs ganzes Leben zieht, konnte nach Lage der Sache nicht wohl ausbleiben. Sie war nicht seine Wahl, sondern das Resultat der Verhältnisse. Völlig unbefangen und jedenfalls keiner Partei zuliebe und zuleide seine Dichtungen schaffend, sah er, wie sich konservative Kreise derselben bemächtigten. Hätt er dagegen protestieren sollen? Es wäre närrisch gewesen. Vor allem auch unklug. Und so ließ er es denn geschehen. Aber das freie Herz blieb, und in der obersten Sphäre der Gesellschaft ist ihm, soviel ich weiß, diese Doppelstellung auch nie zum Schlimmen hin angerechnet worden."[14]

In Fontanes ganzem Buch findet sich kein Punkt, wo der Autor so unumwunden und mitbeteiligt für seinen Helden eintritt wie bei diesem prekären Fazit. Der Anklang an spätere Selbstbekenntnisse Fontanes ist kaum zu überhören, und man fühlt sich sehr zu Recht an die Kennzeichnung erinnert, die Georg Lukács in seinem Essay, dessen Fragestellungen noch lange nicht erledigt sind, für ihn gefunden hat: ein „Mensch und Schriftsteller, der für keine der kämpfenden Klassen oder Parteien wirklich zuverlässig ist"[15].

II

Zieht man eine Zwischenbilanz, so ergibt sich folgendes: Der Streitfall Scherenberg und seine Wiederaufnahme durch Fontane verdienen, daß man sie in Zukunft auf ihren Platz in der Geschichte der Debatten rückt, die seit dem Vormärz um die politische Parteinahme der Literatur geführt worden sind. Für Fontanes Verständnis des literarischen Lebens resultiert aus dem Scherenberg-Buch — wenn man das ohne die erforderlichen Grenzwertbestimmungen sagen kann —, daß sich ihm das Kräftespiel in diesem speziellen Tätigkeitsbereich, dessen Komponenten er großenteils identifiziert hat, durchweg in personalisierter Form darstellt und daß inmitten dieses Kräftespiels der Autor mit seinem Werk die zentrale, aber nicht die dominierende Stelle einnehmen. Wieviel von dieser Auffassung den unentwickelten Verhältnissen zuzuschreiben ist, die er behandelt und aus denen er kommt, wieviel dem Blickwinkel des Biographen, der auch ein Autor mit seiner besonderen schriftstellerischen Mentalität ist, wird sich so leicht nicht unterscheiden lassen; es kann für diesmal auf sich beruhen. Nicht so der Umstand, daß er weit davon entfernt ist, die subjektive Autonomie, die er dem Dichter zuerkennt, ja sogar abverlangt, mit tatsächlicher Unabhängigkeit zu verwechseln oder als praktische Verhaltensnorm zu proklamieren. Sein Denken kreist ganz im Gegenteil um die Chancen, den Abhängigkeitsverhältnissen, in die der Autor hineinwächst, die erforderlichen Existenz-, Produktions- und Wirkungsbedingungen abzu-

gewinnen. Dabei subjektiviert sich die Integritätsfrage in erheblichem Maße, sie wird verinnerlicht und auf das geschaffene Werk verlagert. Beim kleinsten Lebensumstand beginnend, reichen diese Abhängigkeiten in weltweite Horizonte hinein. Das ist am deutlichsten zu sehen, wenn die historische Dimension literarischen Lebens aus der Verbindung hervortritt, die Fontane zwischen dem Gang der Zeitgeschichte und einem „allgemeine(n) Geschmacksumschwung"[15] herstellt, die den Sieg des Realismus und den Niedergang Scherenbergs nach sich zogen.

Für Fontanes Selbstverständnis kommt der Fall Scherenberg in Betracht, soweit der Biograph an seinem Beispiel Probleme schriftstellerischen Verhaltens zur Sprache bringt, die seine eigenen waren. Dies geschieht offen, wo es sich um das Gattungsgebilde einer patriotischen Dichtung handelt, der Scherenbergs Epen zugerechnet werden, und verdeckt, wenn es um den vaterländischen Dichter geht, der sie hervorbringt — zwei Phänomene, die in der neueren Fontane-Forschung keine Rolle spielen, in Fontanes Werdegang jedoch eine Schlüsselstellung einnehmen.

Die Hinweise, die er im Scherenberg-Buch auf die patriotische Dichtung gibt, laufen darauf hinaus, sie als ein legitimes poetisches Geschöpf dem Bastard einer Parteidichtung entgegenzusetzen, die der Reaktion in Preußen verschworen oder hörig ist. Er handhabt diese ebenso diffizile wie grundlegende Unterscheidung nicht ohne Weitherzigkeit. George Hesekiel, der ihm als Tunnelgefährte und Kollege in der Redaktion der Kreuzzeitung näher stand als Scherenberg, wird dem „Schlachten-Epiker" trotz des Haders zwischen ihnen erst einmal an die Seite gestellt: „Beide waren patriotische Dichter, die das Wort ‚Preußen' auf ihre Fahnen geschrieben hatten (. . .)".[16] In den Memoiren wird er Hesekiel später mit einer Nuancierung, in der immer noch die hergebrachte Trennung des Prosaisten vom Poeten rumort, zutreffender als den „ersten und unbestritten talentvollsten Romancier der Partei"[17] bezeichnen. Damit ist die Partei der intransigenten Junker gemeint, die sich um die Kreuzzeitung gruppierte und nach ihr benannt wurde. In dieser Gesellschaft erscheint in Person auch der junge Fontane mit seinen „ersten patriotischen Gedichte(n)"[18], deren Verlag ihm Louis Schneider und Scherenberg vermitteln.

Von dieser Andeutung abgesehen, läßt der alte Fontane unerwähnt, daß die „Männer und Helden" aus der preußischen Geschichte, die er zuerst besungen hat, nur das Vorspiel zu der umfangreichen und äußerst vielgestaltigen literarischen Produktion waren, mit der er sich lange Jahre der schwarzweißen Preußenfahne unterstellte. In dem Punkt war er, ungeachtet grundlegender Differenzen, objektiv mit Scherenberg verbunden und vergleichbar gewesen. Mithin liegt es beim Leser, den Legitimierungszusammenhang, der bis tief ins Menschlich-Moralische hineinreichend für Scherenberg errichtet wird, auf Fontane anzuwenden oder nicht. Für den Fall, daß dem Leser Fontanes literarisch-politische Vergangenheit geläufig war, wurde ihm eine passable Lesart angeboten, ohne im übrigen an Dinge zu rühren, die besser unerwähnt blieben. Nimmt man das als Fontanes Absicht an, so erscheint sein Interesse an Scherenberg, das bisher nicht recht erklärlich war, begründet und sein Verfahren wohlbedacht und folgerecht. Die Unterscheidung einer patriotischen Dichtung von einer reaktionären, und die Unterscheidung des patriotischen

oder vaterländischen Dichters vom literarischen Parteigänger der Konservativen besaß, da die Toten ruhen, ebenso wie die Entschuldigung seiner politischen Zweideutigkeit eine vitale Bedeutung nicht zuletzt für das Charakterbild, das Theodor Fontane selber der Öffentlichkeit darbot.[19]

Für die Preußenlieder der „Männer und Helden" hatte er eine Rechtfertigung allerdings nicht nötig. Sie begründeten seine erste Popularität und wurden volkstümlich, wozu ihre Aufnahme in Anthologien und Lesebücher nicht wenig beitrug. Noch ehe 1850 die Separatausgabe des Zyklus erschien, standen „Der Alte Dessauer" und „Der Alte Derfling" in den „Schönen Neuen Lieder(n) zu singen überall im Preußenlande zumal in Heer und Landwehr" von 1849.[20] Fünf der acht Stücke gingen in das „Militairische Dichter-Album" G. M. Kletkes von 1853 ein, das auch auf Gedichte anderer „Tunnel"-Mitglieder zurückgreift. Am aufschlußreichsten ist jedoch der Umstand, daß „Der Alte Dessauer", „Keith" und „Seidlitz" 1851 in eine Anthologie Aufnahme fanden, die unter dem Titel „Preußens Ehrenspiegel. Eine Sammlung preußisch-vaterländischer Gedichte von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1840" von Adolf Müller und Hermann Kletke herausgegeben wurde (der dann in den siebziger Jahren Chefredakteur der „Vossischen Zeitung" und ihres Theaterreferenten Fontane war).

Denn Fontane erscheint hier – um nur von den Zeitgenossen einige zu nennen – in Gemeinschaft mit Uhland und Freiligrath auf der einen Seite, mit Kopisch und Hesekiel auf der anderen, je nachdem die geschichtsillustrierende Anordnung es verlangt. Daraufhin die Herausgeber der Indifferenz zu verdächtigen, wäre ganz verfehlt. Sie verfügen im Gegenteil über ein ausgebildetes Konzept von Preußens deutscher Berufung und seiner weltgeschichtlichen, durch die „Vorsehung"[21] ihm übertragenen Aufgabe in Vergangenheit und Zukunft; bloß daß sie den „Erbfeind"[22] statt in Paris in Rom suchen. „Darum halten wir nun treu und fest am Glauben, treu und fest an unserm Fürstenhause und unsrer Volksthümlichkeit; was muß geschehen, das wird geschehen, wie auch der Geist der Welt sich dagegen empören mag."[23] Das nationalpolitische Bestreben, unter diesem Zeichen eine Vereinigung der Kräfte vorzunehmen, die den Mitarbeiter der „Neuen Rheinischen Zeitung", wo er sich loyal gezeigt hat, mit dem Kartätschenprinzen von Rastatt zusammenbringt (dem späteren König und Kaiser Wilhelm I., dem das Buch gewidmet ist), verleugnet sich ebenso wenig wie die konterrevolutionäre und undemokratische Funktion, die es ausübt.

Seit den antinapoleonischen Kriegen nehmen die Kategorien des Vaterlands und des Vaterländischen politisch und literarisch in großem Stile die Gegensätze von Partikularstaat und Nationalstaat, Absolutismus und Demokratisierung, zuletzt von Revolution und Konterrevolution in sich auf. Eine im Sinne des preußischen Patriotismus vaterländische Dichtung geriet deswegen gewollt oder ungewollt unweigerlich in dieses Spannungsfeld, wo sich die umstrittene Hegemonialstellung Preußens immer mehr zum Hauptkräftepol entwickelte. Die Urteilsbildung darüber wird von einem Wortgebrauch nicht erleichert, der oftmals nur durch den Kontext zu erkennen gibt, ob das „größere", „gemeinsame", deutsche Vaterland oder das einzelstaatliche Gebilde gemeint ist, das seine eigenen, manchmal buchstäblich angestammten Rechte auf die hochgradig wertbesetzte und wertsetzende Bezeichnung zur Geltung bringt.[24]

So konnten sich unter dem Dach des Vaterländischen, wie schon dem Beispiel des „Preußischen Ehrenspiegels" zu entnehmen ist, poetische Zeugnisse zusammenfinden, die sich nach Herkunft und Charakter stark voneinander unterscheiden. Bereits Ernst Kohler hat beiläufig darauf hingewiesen, daß Fontane mit seinen Preußenliedern in einer gewissen Tradition stand, zu der er „Alexis, Kopisch mit seinen preußisch-vaterländischen Versanekdoten, Julius Minding mit seinen ‚Liedern vom Alten Fritz' und de(n) damals noch außerhalb des Tunnels stehende(n) Hesekiel mit seiner ersten ‚Preußenliedern'"[25] rechnet. Aber Kohler war es auch, der die maßgeblich gewordene Abhebung der Fontaneschen Gedichte von der „konservativ-royalistischen Basis" vornahm, auf der die anderen fußten, während Fontanes Anrufung des alten Preußen die Kritik am modernen Preußen einschloß.

Im Nachmärz hatte die vaterländische Poesie preußischer Observanz namentlich im Tunnel Hochkonjunktur. „Die preußisch-patriotische Tendenz sprach sich auf mannigfaltige Art aus, in Gedichten an den König und an Mitglieder des Königshauses, in Epen und Dramen, Prosaskizzen und Novellen, hauptsächlich aber in zahlreichen mehr oder minder balladesken Soldatengedichten und -liedern. Gerade hier, wo das parteimäßig Politische von selbst vollkommen zurücktrat, war durch Scherenberg und Fontane bereits in den vierziger Jahren eine Tradition geschaffen worden, die nunmehr von den Militärs und Nichtmilitärs des Tunnels aufgenommen und eifrig weitergepflegt wurde."[26] An dieser Konjunktur nahm ihr Mitbegründer Fontane jedoch nicht mehr teil. Er hatte sich 1850 noch angeschickt, eine geplante Sammlung seiner Gedichte dem Verleger durch Hinzufügung einer „Rubrik unter dem Titel ‚Vaterländisches'"[26a] schmackhafter zu machen. 1855 schrieb er ihren Trägern ins Stammbuch: „(...) die Zeit ist eine andre geworden, wir schreiben nicht mehr 1848 und wollen uns erholen von der Überschwemmung patriotisch-militärischer Poesie." Man dürfe mit Recht behaupten, daß die patriotische Poesie, und mit ihr Scherenberg, durch die konkurrierenden Rittmeister a. D. um die Hälfte ihres Kredits gekommen sei.[27] Zur selben Zeit nannte er Freytags „Soll und Haben" die „erste Blüte des modernen Realismus"[28]. Das sind Auffassungen, auf die er in der Scherenberg-Biographie zurückgreifen sollte.

Ein tiefgreifender Umschwung in seinem Zeitgeschichts- und Literaturverständnis hatte sich angebahnt, der sich in London vollendete. Der Pressekorrespondent und Reisefeuilletonist hatte berichtende Prosa im Auge, als er 1858 von dort dem väterlichen Freunde Wilhelm von Merckel seine wachsende Neigung bekannte, „vaterländisches Leben künstlerisch zu gestalten" und mit der Anmerkung versah: „Wohlverstanden, im allerkleinsten Stil."[29] In dem Maße, wie er dieser Neigung nachkam, wurde aus einem Verfasser patriotischer Gedichte der vaterländische Schriftsteller, der sein öffentliches Gepräge von der preußisch-patriotischen Richtung seines Schaffens empfing. Mit dem Beginn der sechziger Jahre, als er seine Wanderungen durch die Mark Brandenburg angetreten und in der Kreuzzeitung die Redaktion des englischen Artikels übernommen hatte, erlangte sie bei ihm ein größeres Gewicht als bei Scherenberg, dem diese Kennzeichnung auf den Leib geschrieben schien, ob ihn nun der Tunnelfreund Heinrich von Orelli neben dem Schlachtenmaler Bleibtreu als Exponenten vaterländischen Künstlertums darstellte oder der Kronprinz Friedrich Wilhelm ihm eine Pension aussetzte.[30]

Die Folgen waren einschneidend. Fontane geriet durch die „Wanderungen", aus denen gleich, nachdem der erste Band erschienen war, bei Hofe vorgelesen wurde, und durch seine Stellung bei der Kreuzzeitung in einen Legitimierungskonflikt ähnlich dem, den er an Scherenberg beschreibt. Man erzähle sich, teilt er seinem Verleger Wilhelm Hertz mit, er „hätte das Buch im Auftrage der Kreuz-Ztngs.-Partei geschrieben", ein Verdacht, den er mit dem Ausruf „Blödsinn"[31] quittieren, aber nicht zum Verstummen bringen konnte. Hesekiel hatte dem Argwohn Vorschub geleistet, als er in den Kreuzzeitung behauptete: „In echt patriotisch-konservativem Sinn sammelt Fontane in seinem Werk der Väter und Vorväter Ehren, große und kleine, er stellt sie ins rechte Licht, patriotischen Sinn in den Kindern, den Lesern überhaupt weckend, belebend, stärkend."[32] Als 1863 mit „Oderland" der zweite Band herauskam, wurde die Kontroverse in Adolf Stahrs notdürftig bemäntelten Vorwurf notorisch: „Auch ist das Buch, wenn auch von einem gewissen Parteistandpunkt ausgegangen und mit entsprechendem Kolorit vielfach gefärbt, doch keine eigentliche Tendenzschrift zu nennen."[33] Eine wohlwollende Besprechung durch Ernst Kossak sah die Sache von der anderen Seite an: „Es ist nicht eben ein erfreuliches Zeichen der Zeit, wenn einem vaterländisch-historischen Schriftsteller das lobende Zeugnis auf den Weg mitgegeben werden muß, allen Parteigehässigkeiten fern geblieben und lesbar für alle Fraktionen zu sein."[43] Aber ist der Sachverhalt, von dem sie sprechen, nicht beidemale derselbe? Im Unterschied zu jüngeren Darstellungen, die sich lieber an Fontanes Distanz- und Selbständigkeitserklärungen dem Adel gegenüber halten, hat er daraus auch kein Hehl gemacht. Man kann den betreffenden Passus aus dem Dank- und Rechtfertigungsschreiben, das er an Kossak richtete, nicht gut weglassen, ohne einen Schlüssel zu seinem damaligen schriftstellerischen Verhalten aus der Hand zu geben.[35] Bevor er dazu übergeht, die Dominanz des Adels in seinem Buch aus dessen Anteil an der Geschichte zu erklären, versichert er: „Ich schreibe diese Bücher aus reiner Liebe zur Scholle, aus dem Gefühl, und dem Bewußtsein (die mir beide in der Fremde gekommen sind) daß in dieser Liebe unsere allerbesten Kräfte wurzeln, Keime eines ächten Conservatismus. Daß uns der Conservatismus, den ich im Sinn habe, noth thut, ist meine feste Ueberzeugung. Speziell unsrer guten Stadt Berlin ist die Vorstellung abhanden gekommen, daß Beschränkung, Disciplin, das freimütige Bekenntnis des Nichtwissens (...) auch Tugenden sind (...)"[36] Analoge Äußerungen in anderen Zusammenhängen bekräftigen diese Grundüberzeugung, die ihn in den Jahren des preußischen Heeres- und Verfassungkonflikts, als vielen das Land auf eine zweite Revolution zuzugehen schien, an die Seite der Kreuzzeitungsleute und der Monarchie versetzte. Auch politisch-praktisch hat er sich dort aufgehalten und betätigt; von einem Gegensatz zwischen Denken und Handeln war keine Rede mehr.

Hier kommt es nicht darauf an, daß diese Parteinahme ihre Grenzen und Besonderheiten hatte und daß sie die Beschaffenheit und Bedeutung der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" zwar mitbedingt, aber nicht erschöpft. Vielmehr ist festzuhalten, daß der Fontane der Kreuzzeitungszeit zu seiner eigenen Reinigung vom Odium des konservativen, wenn nicht reaktionären Parteischriftstellers mehr Grund als Gelegenheit gab. Er hat dieses Jahrzehnt als seine glücklichste Lebenszeit betrachtet, aber tunlich im Dunkeln

belassen, seit er es hinter sich hatte. Der Legitimierungskonflikt, den er im Scherenberg-Buch stellvertretend zu klären dachte, haftete ihm an. Er ist zum Nachteil eines nüchternen und realistischen Fontane-Bilds im Grunde bis heute nicht bewältigt, sondern setzt sich in der Forschung unausgetragen fort. Der Geltungsbereich dieses Konflikts sollte sich sogar noch beträchtlich erweitern, seit auch das Preußentum im allgemeinen radikaler Kritik anheimfiel. Fontane hatte sich im zeitgenössischen Umfeld noch unangefochten und im Prinzip beifallsgewiß auf das preußisch-patriotische Element zurückziehen können, das der vaterländischen Dichtung zugrundegelegt wurde. Seit 1945 spätestens war aus diesem Element eine zusätzliche Belastung geworden. Seitdem liegen biographisch außer den sechziger Jahren auch die beiden ersten Drittel der siebziger Jahre im ideologischen Zwielicht.

III

Ein ganz episodischer Vorgang genügt zur Vergewisserung. In einer autobiographischen Skizze aus dem Jahre 1874 notierte Fontane, alles, was er seit 1849 in Versen und Prosa geschrieben habe, drehe sich „um Märkisch-Preußisches oder Englisch-Schottisches. Ich folgte hier dem Zuge meines Herzens, doch darf ich nicht übersehen, daß dieser Zug auch von außen her, durch Erlebnisse teils persönlicher, teil allgemeiner Natur, unterstützt wurde. Ich rechne dahin einen mehrjährigen (...) Aufenthalt in England, ganz besonders aber die drei glorreiche(n) Kriege von 1864, 66 und 70, die, wie von selbst, auf Ausbildung und Betonung des patriotischen Elements hinwiesen."[37]

Der Herausgeber Hans Heinrich Reuter bemerkte in dieser Darstellung Fontanes bekannte Neigung zur Zweckstilisierung und vermutete, er habe sich vielleicht „als konservativ-loyaler ‚preußischer' Patriot noch einmal irgendeiner amtlichen Stelle empfehlen wollen." Hierin und in seiner Bemängelung der Weglassungen, die Fontane vornahm, ist ihm ohne weiteres zu folgen; in der Skizze fehlen: „Revolution, Politik und England, Publizistik, Journalistik und Reportage — ‚Literatur' in jedem auch nur entfernt an liberale oder gar demokratische, westeuropäische Muster erinnernde prosaisch-‚kritischen' Sinne."[38] Reuter seinerseits eilt über die propreußischen Positionen hinweg, kaum daß er sie kritisiert hat; sie beschäftigen ihn nur unter dem Gesichtspunkt ihrer Überwindung.

Auch Fontane glaubte, daß man am Strohhalm sieht, woher der Wind weht. Die patriotische Dominante liegt in den drei großen schriftstellerischen Unternehmungen der Zeitspanne von 1860 bis 1876 offen zutage. Seine anspruchsvollen geschichtlichen Darstellungen der Kriege gegen Dänemark, Österreich und Frankreich und der erste Roman, den er noch im höchsten Alter seinen „vaterländischen"[39] nannte, bleiben darin hinter den „Wanderungen" keineswegs zurück. Wenn man dennoch und trotz der vielen Einzelspuren, die auf ihn hinführen, den vaterländischen Schriftsteller Fontane lange nicht zu Gesicht bekommen hat, dann liegt ein forschungsgeschichtliches Paradoxon vor.

Ohne den wunden Punkt der Fontane-Forschung anzutasten, wird es sich nicht erklären lassen. Oder wo gäbe es sonst den Fall, daß — bei einem wichtigen Autor, einem Mann vergleichbaren Ranges, über den sich eine vergleichbare

Flut von Untersuchungen ergossen hat – anderthalb Lebensjahrzehnte lediglich bruchstückhaft und oberflächlich in die Biographie eingegliedert werden? So daß die Detailuntersuchung von den Bearbeitern der großen Werk- und Briefausgaben bestritten werden muß, sich infolgedessen aber auch in deren Rahmen bewegt? Ohne Zweifel waren die Jahre von 1860 bis 1876 für diesen Mann eine Zeit der allerwichtigsten sozialpolitischen, ideologischen, beruflichen Entscheidungen; der fontanesche doppelte Superlativ, der mit „aller" gebildet wird, ist hier ganz am Platze. Wenn diese Entwicklung aufgearbeitet werden soll, wird die Frage nach den Gründen jener „Vermeidungstaktik" nicht zu umgehen sein. Wie es scheint, haben sich darin politische und methodologische Tendenzen überlagert, die nicht von Einzelnen zu verantworten sind. Auch die Verursachungsverhältnisse liegen paradox. Der Kürze wegen sollen sie provisorisch auf zwei Nenner gebracht werden. Die Verdrängung und Vernachlässigung der sechziger und der meisten siebziger Jahre in Fontanes Biographie stellen sich in der Rückschau als der Preis dar, den der Bruch mit dem älteren, regressiv verzerrten Fontane-Bild kostete. Sie waren eine Nebenwirkung der Hinwendung zu dem Vormärzdichter Fontane, dem Preußen- und Sozialkritiker, dem Politiker und Journalisten auch, solange er sich wenigstens innerlich in Konflikten mit den reaktionären Zwängen und Zumutungen nach der verlorenen Revolution abrang.

Mit dieser Generaltendenz, der die bedeutungsvollsten Fortschritte zu verdanken sind, wollte sich der überzeugte Konservative, der nach 1860 aus Fontane wurde, nicht vertragen. Der Mann, der sich damals auch innerlich der Kreuzzeitung anschloß, der seine Vorliebe für die Junker faßte, mit der er sich bis zuletzt auseinandersetzte, und als guter Preuße den Armeen des Landes auf ihren Siegeszügen folgte, ließ sich nicht mehr gegen sich selber in Schutz nehmen, wie der Dichter der Preußenlieder. Es war, wie Helmuth Nürnberger sagte, bevor er seine biographische Darstellung des frühen Fontane mit dem Jahr 1860 abbrach: „Wieder einmal wandelt sich das proteische Erscheinungsbild seiner politischen Existenz, diesmal in einer Weise, die wir heute besonders schwer verstehen. Verse und Prosasätze gelangen zu Papier, die uns für unsere Einschätzung Fontanes im Wege sind. Niemals wieder erklärte Fontane sich in so undifferenzierter Weise als ‚Preuße' wie in dieser Zeit."[40]

Dabei ist es in der Hauptsache geblieben. Die Folge waren Brückenschläge vom jüngeren zum älteren Fontane, die in dem fraglichen, Verlegenheit bereitenden Zeitraum lediglich die erforderlichen Stützpfeiler setzten. Mit der Erschließung der „Wanderungen" und der Kriegsbücher, die begonnen hat, bahnt sich allerdings ein Wandel an, der zu begründeter Hoffnung Anlaß gibt.

Methodologisch setzte sich in dieser Hilfskonstruktion durch, was Werner Mittenzwei unlängst unter dem Stichwort „Verbrauchte Strukturen" als die Finalstruktur der Biographik seit dem 19. Jahrhundert der Kritik unterzogen hat. Finalstrukturen: „Das heißt, der Lebenslauf einer großen Persönlichkeit kulminiert im Überwinden innerer und äußerer Schwierigkeiten, verdeutlicht könnte man das mit dem Motto ‚Durch Nacht zum Licht' sagen. Nun ist es aber so, daß gerade diese Finalität im Grunde eine Fiktion ist, die im tatsächlichen Leben nicht stattfindet, sie ist eine teleologische Konstruktion. Die Gefahren kommen hier sowohl von der Wissenschaftsseite wie von der Kunst-

seite: Wie entkommt man einem teleologischen Gestaltungsprinzip, das auf die Finalstruktur hinausläuft, und wie entkommt man einer Geschichtsschreibung, in der alles so kommen muß, wie es kommt."[41]

In Fontanes Fall hat sich diese Finalstruktur, der ein idealistisches Moment innewohnt, in Reuters monumentaler Biographie, die auf die Realisierung des „Eigentlichen" durch ihren Helden hin konzipiert ist, mit ihren Vor- und Nachteilen in einer Konsequenz verkörpert, die nachgerade klassisch zu nennen ist. So oft man sie aufschlägt, mischt sich in die Bewunderung für die stupende Beherrschung des Materials und die Fähigkeit zu seiner Auslegung und Organisation das Bedauern über die Behinderung, die das Konstruktionsprinzip und -verfahren für die klare Herausarbeitung der lebensgeschichtlichen Zusammenhänge und die Erschließung des Werke sinnerhalb dieser Zusammenhänge bedeutet.

Mag Reuter immerhin, wie Otfried Keiler meint, den Endpunkt wahrgenommen haben, der mit diesem Höhepunkt der Fontane-Biographik erreicht war, um den es sich handelt und den ihm so bald niemand streitig machen wird — für den Fontane der sechziger und ersten siebziger Jahre erbrachten auch Reuters „Grundzüge und Materialien zu einer historischen Biographie" von 1969 keinen wesentlichen Fortschritt. Und wenn nicht alles täuscht, dann hat sich daran bisher wenig geändert.

Fontane hat sich nicht zweckbedingt oder nostalgisch für einen literarischen Paladin des „alte(n) **Preußen**" ausgegeben, er ist es zeitweilig gewesen. Durch vierzig Jahre hin habe er es „in Kriegsbüchern, Biographien, Land- und Leute-Schilderungen und volkstümlichen Gedichten verherrlicht"[42], behauptete er nach dem siebzigsten Geburtstag. Damit geht er — ohne äußeren Grund für die Vereinseitigung — über die biographische Skizze von 1874 noch erheblich hinaus; alles in allem nehmend, rechnet er offenbar von den ersten, im „Tunnel" vorgetragenen preußischen Heldenliedern bis zur Scherenberg-Biographie. Es kann keine Meinungsverschiedenheit geben, daß da schwerwiegende entwicklungsgeschichtliche Unterscheidungen zu treffen sind, die er an diesem Ort ganz vermissen läßt, daß das Verherrlichen, das er bei anderer Gelegenheit natürlich auch in Abrede gestellt hat, einer abwägenden Interpretation bedarf, und daß schließlich sorgfältig auf die selektiven und umdeutenden Praktiken zu achten ist, denen Fontane jenes Preußen unterworfen hat, bevor an ein Verherrlichen überhaupt zu denken war und soweit daran zu denken war. Die in dieser Hinsicht bahnbrechenden Arbeiten nicht zuletzt zum jüngeren Fontane sind allbekannt, und es gibt Anzeichen, daß die Diskussion wieder in Gang kommt.

Die Komplettierung der lebensgeschichtlichen Tatbestände ist bei alledem von wesentlichem, doch untergeordnetem Interesse. In erster Linie darf man sich ein besseres Verständnis der Metamorphose versprechen, die den alten, den Erzähler Fontane, auf den es am Ende ankommt, mit seiner Vergangenheit verbindet und von ihr trennt. Sein Bruch mit der Kreuzzeitung 1870 und sein verfehltes Intermezzo als Sekretär der Königlichen Akademie der Künste 1876 sind als Etappen eines Weges im Bewußtsein, der ihn, was das Preußische und seine Trägerschichten betrifft, anschließend binnen kurzer Frist von der Verteidigung hochgehaltener Werte zur Anamnese und Diagnose ihrer Dekadenz führte. Er führte, um die Dinge literarisch beim Namen zu nennen, von

„Vor dem Sturm" zu „Schach von Wuthenow". Das sogenannte Vaterländische driftete infolgedessen in die Vergangenheit ab; aus einem Gegenwartsfaktor wurde es zu einer Kennzeichnung, die auf die retrospektive Verwendbarkeit eingeschränkt erscheint. Kein Wunder: Der vaterländische Schriftsteller Fontane gehörte zu den Opfern, die bei dem großen Positionswechsel auf der Strecke blieben, den er an der Wende der siebziger Jahre einleitete. Die Vielschichtigkeit dieses Wechsels, der anfänglich als ein politisch-weltanschaulicher erkannt und analysiert worden war, ist in jüngerer Zeit immer deutlicher herausgearbeitet worden. Von den Gattungsentscheidungen, die Fontane traf, erstreckte er sich bis zur Verwertungsweise, der er seine Texte unterwarf. Den Adressaten- und Käuferkreis berührte er ebenso wie das Selbstverständnis des Autors, der auch seine Verleger wechselte und sich zunehmend auf einen von der Massenproduktion für ein Massenpublikum beherrschten Markt einstellte.

Nicht im selben Maße wie bezüglich der Vielschichtigkeit ist es schon gelungen, dabei auch dem Problem von Kontinuität und Diskontinuität gerecht zu werden, das ein Grundproblem jeder Biographie und im besonderen dasjenige der Fontane-Biographie ist. Es tritt in den Übergangsprozessen um das Jahr 1880, aus denen als ein moderner Autor der alte Fontane hervorging, vielleicht nicht in der größten persönlichen Schärfe auf. Aber es entwickelte hier seine größte literaturgeschichtliche Bedeutung. Fontane verfügte als Sechzigjähriger, das ist selbstverständlich, über einen Grundbestand relativ stabiler Einstellungen und Denkmotive. Sofern sie identifiziert und die Schicksale ermittelt werden, die sie infolge dieses Positionswechsels jeweils durchgemacht haben, sind weitergehende Aufschlüsse und Erklärungen für das Weltbild und die Verhaltensweisen des alten Fontane zu erwarten.

Ein zentrales Beispiel für viele ist das Trauma, das er aus dem Verlust jenes Publikums davontrug, mit dem er sich einmal einig wußte und auf das er meinte zählen zu dürfen. Als er 1882 mit dem Leipziger Verleger Wilhelm Friedrich über die endgültige Titelgebung seiner historischen Novelle verhandelte, für die es dann einfach bei „Schach von Wuthenow" blieb, versicherte er diesem, er habe ein kleines Publikum, das fest zu ihm halte und seit Jahren gewöhnt sei, „in der Woche vor Weihnachten 3 oder 4 Mark an seinen ‚vaterländischen Schriftsteller' zu setzen."[43] Den Anführungszeichen, in denen der vaterländische Schriftsteller hier auftritt, ist nicht zu entnehmen, wieweit sie den gebräuchlichen Ausdruck quasi zitieren oder ihn ironisieren sollen. Denn den Bannkreis anerkannter preußisch-patriotischer Gesinnung hat er mit seiner „Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes" gerade durchbrochen, während er dem Stoff und der Problematik nach noch ganz auf dem vaterländischen Territorium verharrt: Grund genug, sich mit ein und demselben Federzuge darauf zu berufen und davon abzurücken.

Ähnlich wie bei Scherenberg rechnete er für sich noch mit der relativen Kohärenz seines Publikums, nur daß es diesmal durch die Presseorgane konstitutiert wird, an denen er sich einen Namen gemacht hatte. Friedrich soll drei Exemplare des Buches an die Kreuzzeitung und drei an die Vossische Zeitung schicken. „Beide muß ich cajolieren, denn beide (wiewohl politisch ganz entgegengesetzt) umfassen mein allereigentlichstes Publikum, die Kreuzzeitungs-

Leute halten wegen meiner Kriegsbücher, märkischen Wanderungen etc. grosse Stücke von mir, die Leser der Vossin wegen meiner Theater-Berichterstattung und sonstiger mannigfacher geübter Kritik."[44]

Anscheinend hat er wirklich den Glauben an die Autonomie seines „kleine(n) Meisterwerk(s)"[45] gehegt und bei seiner konservativen Leserschaft die Rezeptionsweise vorausgesetzt, die er im Scherenberg-Buch als die dichtungsadäquate favorisierte. Es hätte sonst eine unwahrscheinliche Naivität bedeutet, ausgerechnet für „Schach von Wuthenow" mit der Aufnahmebereitschaft der Kreuzzeitung-Abonnenten zu rechnen. Schließlich sprach er nicht mehr in seiner Eigenschaft als märkischer Wanderer bei ihnen vor, auf die er zu seinem Leidwesen öffentlich festgelegt war; als solcher hatter er sich mit dem vierten Band soeben verabschiedet, nicht ohne sich politisch unmißverständlich von den Junkern loszusagen, die ihn menschlich für sie eingenommen hatten. Jetzt trat er mit seinen skandalösen Berliner Liebesaffären vor sie hin. Die Enttäuschung ließ nicht auf sich warten; Ludovica Hesekiel, die Tochter des alten Kreuzzeitungs-Gefährten, machte Fontane klar, daß der Verfasser des „Schach" für dieses Blatt aus ästhetischen und politischen Gründen ein verlorener Mann war. Fontane hat daraus Konsequenzen gezogen. Und dennoch: Trotz dieser enttäuschenden Erfahrung entwickelte er über das Ausbleiben des „alten Preußen" an seinem siebzigsten Geburtstag und an seinem fünfundsiebzigsten erneut soviel Enttäuschung, daß er Mühe hatte, sie in achselzuckender Resignation aufzufangen. Das Selbstverständnis der sechziger und siebziger Jahre wirkten nach. Der vaterländische Schriftsteller Fontane war lange dahin. Aber seine Schatten lebten in ihm fort.

IV

„In den Augen des großen Publikums kann der Dichter nie genug hungern, es ist sozusagen seine Spezialität, und je fester der Schmachtriemen ihm angezogen wird, desto reiner seine Lyrik. Aber die, die zur Erbauung des Publikums diese Trainierung durchmachen sollen, denken doch anders darüber und haben unter den einschlägigen Entziehungsprozessen (...) meist so sehr gelitten, daß sie sich (...) an derartige Vorbereitungen für ihren Dichter- und Künstlerruhm nicht gern erinnern lassen. Mir persönlich wird immer sehr fatal dabei, trotzdem ich mit der von Zola mehrfach geäußerten Ansicht, daß die wahre Kunst erst mit der Freiwerdung der Künstler von allem Fürsten- und Mäzenatentum beginne, **nicht** übereinstimme. Bessere Dichterzeiten als am Versailler und Weimaraner Hofe hat es nie gegeben, und die jetzt existierende Abhängigkeit vom Geschmacke des Publikums oder wohl gar von den Launen eines die Hand krampfhaft auf dem Beutel haltenden Buchhändlers ist keineswegs ein Idealzustand daneben. An das forsche: ‚Es soll der Dichter mit dem König gehn' läßt man sich jederzeit gern erinnern, der auf der Bühne heimische Hungerpoet oder Hungerkünstler aber weckt bei dem, der mit ‚zum Bau' gehört, sehr zweifelhafte Gefühle (...)".[49]

Fontane läßt deutlich die eigene Lebenserfahrung durchblicken in dieser bekenntnishaften theaterkritischen Herzensergießung aus dem Jahre 1886, die dem Dichter, der zu Hofe geht, den Vorzugsplatz zwischen dem armen Poeten und dem sogenannten freien Schriftsteller einräumt.[47] Er konnte in allen drei

Fällen mitreden, wenn er auch erst seit Ende der siebziger Jahre den Markt für belletristische Prosa beschickte und die Anstellung bei der Vossischen Zeitung erst ganz zum Schluß aufgab.

Den armen Poeten hatte er bis in die Revolutionsjahre 1848/49 hinein ausgekostet wie nur einer. Dann löste er für seine Person den Widerspruch, der, wie schon gesagt, dem Treiben des „Tunnel" innewohnte und ihn sicherlich am schärfsten in Mitleidenschaft zog, um unter mehrmaligem empfindlichen Straucheln den Sprung in die Presse, den Staatsdienst und ins Buchgeschäft zu machen. Auch das ging mit tiefgreifenden Legitimierungskonflikten und -krisen einher, denen ähnlich wie nachher beim Anschluß an die Kreuzzeitung das Muster zugrunde lag, daß zwischen den praktischen Schritten zur schriftstellerischen Existenzsicherung und den jeweils geltenden Vorstellungen von dem, was ein Autor zu sein, zu tun und zu lassen habe, nicht überbrückbare Diskrepanzen entstanden. Daß Fontane solche Vorstellungen teilte und überwinden mußte, erleicherte ihm seine Schritte nicht. Manches davon blieb ihm als ein Stachel, an dem er sich lebenslang abmühte, im Fleisch sitzen; es ging also frühzeitig und wahrscheinlich strukturbildend in den Grundbestand relativ stabiler Einstellungen und Denkmotive ein, von dem die Rede war. Ohne dieses Vorfeld ist seine Entwicklung zum vaterländischen Schriftsteller, zu dessen Etablierungskonzept der Rückgriff auf feudalstaatliches Mäzenatentum gehörte, nicht recht verständlich.

Dem jungen Mann, dem „baldmöglichster Eintritt in das literarische Leben (. . .) als wünschenswertes Ziel"[48] erschien, standen zu seiner Orientierung zwei konträre Vorstellungen vom Autor zur Verfügung, die sich in der Gestalt des Poeten und des Literaten verkörperten. War für den Poeten die Abhebung seiner Textproduktion vom Broterwerb kennzeichnend, so für den Literaten im Gegenteil ihre Unterordnung unter den Verwertungszweck. Fontanes Scherenberg war ganz Poet und blieb es, auch als sich mit den buchhändlerischen Erfolgen die Honorare einstellten, weil sie in diesem Verständnis die Eigenschaft des erfreulichen Nebeneffektes annehmen. Beim jungen Fontane lag der Poet, der ihm vor allem durch den „Tunnel" nahegebracht wurde, mit dem Literaten in einem wechselvollen Streit. Daß darin der Literat die Oberhand behielt, wurde für seine Zukunft ausschlaggebend. Kaum weniger Bedeutung erlangte der Umstand, daß dieser Sieg, in dem sich die literarischen Produktionsverhältnisse durchsetzten, kein ungeteilter war; das kann hier nur angemerkt werden. Man ist gewohnt und geneigt, in dem Doppelleben, das der junge Fontane als subalterner Apotheker und als im engen Kreise erfolgreicher Autor führte, hauptsächlich das persönliche Verhängnis zu erblicken und in dem Hin und Her, als das sich seine Ausbruchsversuche aus dieser Zwangslage darstellen, jugendliche Unreife und Unberatenheit. Von diesem Eindruck des Singulären und Exzeptionellen verliert sich das meiste, wenn es vor den Hintergrund der gewöhnlichen schriftstellerischen Existenzbedingungen gestellt wird. Seine schwierige, bisweilen kaum erträgliche Situation läßt sich verhältnismäßig einfach darauf zurückführen, daß ihm die Voraussetzungen, von denen man mindestens eine brauchte, um sich als Schriftsteller zu etablieren, alle zwei fehlten. Er besaß weder finanzielle Mittel noch akademische, ja nicht einmal gymnasiale Bildung. Seine Statusansprüche vorausgesetzt, waren ihm die traditionellen „Schriftstellerberufe"[49] im Staats- oder

Kirchendienst, falls daran überhaupt zu denken war, deshalb von vornherein verschlossen. Er verhielt sich ganz angemessen, wenn er infolgedessen sein Heil in dem neueren Schriftstellerberuf des Literaten suchte. Auch im einzelnen lag er bei dem fehlschlagenden ersten Startversuch auf der literarischen Laufbahn, den er mit Einundzwanzig in Leipzig begann, in erstaunlichem Maße innerhalb der Norm. Das zeigt eine Äußerung Hermann Marggraffs, die geradezu deckungsgleich auf ihn zutrifft, obwohl sie in Wirklichkeit von Literaten schlechthin handelt, Leuten, die — so Marggraff — „heute einen kritischen Artikel, morgen eine Correspondenz für ein Journal verfassen, zwischendurch an einem Roman arbeiten, oder ihre für alles zugeschnittene Feder an der Uebersetzung eines ausländischen Buches abnutzen und bald an dieses, bald an jenes Journal wie an einen letzten Rettungsanker sich anklammern."[50]

Literat war nicht gleich Literat. Der seriöse Pressemitarbeiter, dem im Prinzip wie Gustav Freytag oder Rudolf Gottschall auch die Universitätskarriere offenstand, blickte voller Nichtachtung auf den literarischen Pauper herab, der Fontane zur selben Zeit zu werden im Begriff stand. Der literarische Pauperismus war geeignet, Käuflichkeit und Gesinnungslumperei hervorzubringen, die dann, als quasi berufsspezifische Eigenschaften aufgefaßt, die haßerfüllte Verachtung dieser Spezies erklären, in der sich radikale Köpfe auf der Rechten und Linken einig waren: Friedrich Engels und Wilhelm Heinrich Riehl, Otto von Bismarck und Ferdinand Lassalle.[51]

Vor diesen Hintergründen erscheint auch Fontanes Versuch, nach der Leipziger Episode das Abitur auf eigene Faust nachzuholen und ein Universitätsstudium zu beginnen, trotz des Fehlschlagens durchaus angebracht. Das Abgleiten in den literarischen Pauperismus blieb ihm nicht erspart. Nach dem Gesagten kann man jedoch davon ausgehen, daß der Fontane der Jahre 1850 und 1851, der seine Überzeugung hintansetzte und mit anderen seinesgleichen in den Pressedienst des konterrevolutionären Ministeriums eintrat, damit nicht bloß die privat-moralischen Probleme hatte, die er in das Wort von den dreißig Silberlingen kleidete, die ein Judas für seinen Verrat bekommt. Vielmehr bestätigte er durch sein Verhalten das Vorurteil gegen die Berufsgruppe, der er sich nun unter den miserabelsten Bedingungen anschloß. Für sein Selbstbewußtsein und seinen Ruf war dies vielleicht das Schlimmere, auch wenn es keine großen Kreise zog und durch seinen gesellschaftlichen Umgang und seine Dichtung balanciert wurde.[52]

Er hat sich dann ein Jahrzehnt hindurch redlich aus dieser Befindlichkeit herausgearbeitet. Aber endgültig entmakelt fand er sich zuerst nach seinem Anschluß an die Kreuzzeitung. Der Selbstvorwurf der Lohnschreiberei erledigte sich in dem Maße, wie er von sich sagen durfte: „Ich diene nach freier Wahl, aber nicht für 1 Rtl. und 8 Gr."[53] Es hat seine Ironie, daß er sich damit ausgerechnet gegen den neuerlichen Vorwurf der Lohnschreiberei zur Wehr setzen mußte und verdeutlicht, daß es mit Scherenbergs und seinem Legitimierungskonflikt nicht bloß eine ästhetische und politische Bewandtnis hat. Dabei verschlug es nichts, daß die Kreuzzeitung ihrem Redakteur jährlich 1000 Taler zahlte und außerdem dem Feuilletonschreiber für die Zeile 1 Silbergroschen. Sein Bekenntnis zum „echte(n), ideale(n) Kreuzzeitungstum"[54] war davon durchaus unabhängig.

All diese Erfahrungen werden mitzudenken sein, wenn sich Fontane noch in der zweiten, 1891 publizierten Fassung seines Aufsatzes „Die gesellschaftliche Lage der Schriftsteller" über den „Tintensklave(n)" und über die „Schriftsteller-Aristokratie" vernehmen läßt und sich gegen die Diskriminierung der Schriftsteller als „catiliniarische Existenzen" wendet — einen Ausdruck Bismarcks, der ihn offenbar empfindlich verletzt hat, denn er kommt bei anderen Gelegenheit wiederholt darauf zurück. Auch der Vorschlag einer staatlichen „Approbation"[55], die das öffentliche Ansehen der Schriftsteller heben und wohl auch in materieller Hinsicht ihre Lage bessern sollte, verliert manches von seiner Befremdlichkeit, wenn man ihn auf die Bedeutung zurückführt, die Fontane in seiner Rolle als vaterländischer Schriftsteller der Anerkennung und Unterstützung durch die Staatsspitze beigemessen hat.

In seinem Selbstwertbewußtsein und seinen gesellschaftlichen Statusansprüchen war er durch die Position, die er sich anfangs der sechziger Jahre erworben hatte, zufriedengestellt. „Das ist zwar wahr", erklärte er seiner Frau, „daß ich mehr mit Adel als Bürgertum in Berührung bin, aber das ist teils eine Folge meines Metiers (Poet und ‚Wanderungen'-Schreiber), teils eine Folge meiner politischen Richtung. Poeten und Künstler haben zu allen Zeiten fast ausschließlich Verkehr mit Fürsten, Adel und Patriziat gehabt; es ist ja auch ganz natürlich. Heutzutage freilich, wo der **Bürgerstand** (im weitesten Sinne) eine hervorragende Bedeutung hat und zum Teil gerade der Träger all der Vorzüge ist, die sonst dem Adel und der Geistlichkeit eigen waren, **braucht** es nicht mehr so zu sein, wer aber im Lager der ‚Feudalen' ficht, der muß sich noch mit den alten Elementen behelfen."[56]

Mit seiner politisch-sozialen Orientierung auf die „alten Elemente" der preußischen Gesellschaft ging eine Reaktivierung älterer Vorstellungen vom literarischen Autor einher, die auf einem anderen Blatt standen als die vertraglichen Vereinbarungen über sein Anstellungsverhältnis bei der Kreuzzeitung und über den Verlag der „Wanderungen" durch Wilhelm Hertz. Sie liefen auf eine schriftstellerische Existenz hinaus, die gerade nicht auf den Beziehungen zwischen Ware und Geld beruhte, sondern auf der unmittelbaren, freiwillig gewährten Anerkennung von Person und Leistung; Fontanes Scherenberg kann als ein letztes Beispiel für das Hineinwachsen des armen Poeten in eine solche Existenz betrachtet werden. Fontane selber profitierte praktisch nur in beschränktem Maße von den Beziehungen zu hohen staatlichen Stellen und zum Monarchen, um die er sich bemühte. Im Vergleich zu seiner journalistischen Berufs- und literarischen Erwerbstätigkeit waren sie das untergeordnete Moment, das er aber auf verschiedenste, im einzelnen noch zu untersuchende Weise für die Stabilisierung seiner Lebenslage und die Förderung seiner literarischen Unternehmungen zu nutzen suchte.

Man würde jedoch fehlgehen, wenn man darin nur das Mittel zum Zweck, das heißt zur Verwirklichung der massiven materiellen Interessen wahrnehmen würde, die am Anfang standen, sich mit diesem Teil seines Etablierungskonzeptes verbanden und oftmals stark in den Vordergrund drängten. Ins Gewicht fiel auch das Bestreben, den beruflichen Entfremdungsprozessen zu begegnen und im Element des Patriotischen zwischen dem Autor und dem Volks-, Landes- und Staatsganzen ein Übereinstimmungsverhältnis wieder herzustellen, das durch die modernen Antagonismen ungebrochen wäre. Aller-

dings rechnete sich Fontane seine Leistungen auch zum Verdienst an. Daher seine Erbitterung, als zu Beginn der siebziger Jahre seine Wunschvorstellungen Stück um Stück zunichte wurden. Das begann, als ihm die Weiterzahlung der 300 Taler abgelehnt wurde, mit denen seine Arbeit an den „Wanderungen" sieben Jahre lang unterstützt worden war. Er reagierte darauf im vertrauten Brief höchst bezeichnend. „Wenn man sich nicht entschließen kann, mir zu sagen: wir bewilligen Dir aus **freien Stücken** in Anerkennung alles dessen, was Du der spezifisch vaterländischen Literatur in Prosa und und in Versen geleistet hast, 300 Taler jährlich auf Lebenszeit, wenn man sich nicht entschließen kann, **endlich** diese Anstandssprache mit mir zu sprechen, so will ich ihre 300 Taler nicht, so kann mir das ganze Kultusministerium mit seiner ‚altpreußischen Sechs-Dreier-Tradition' gewogen bleiben."[57]

In ähnlichem Geist zog er das Resumee aus seinem deprimierenden Scheitern als Sekretär der Akademie der Künste. Die Achtungs- und Selbstachtungsansprüche, in denen er sich gekränkt sah, sind jetzt zwar bereits diejenigen eines „etablierten deutschen Schriftsteller(s)", aber die Erwartung „eines leichten, ehrenhaften und gut dotierten Amtes"[58], mit der er dieser Äußerung zufolge in die Akademie eingetreten war, erinert noch sehr an den Wunsch nach einer gehobenen Sinekure. Es traf sich, daß Fontane zugleich mit dieser Illusion auch um die Hoffnung kam, das persönliche Wohlwollen seines Königs und Kaisers zu erringen oder nach der Akademie-Affäre wiederzugewinnen. Er hatte ihm Mal für Mal seine Kriegsbücher überreichen lassen und 1869 eine Ehrengabe von 80 Friedrichs d'Or erhalten, das waren mehr als tausend Mark. Aber für das Hauptwerk über den Deutsch-Französischen Krieg, das er Wilhelm I. hatte widmen dürfen, unterblieb die generöse Geste, auf die er mehr denn je Anspruch zu haben meinte.

Nach der Pension und der Sinekure hatte sich somit auch die dritte hergebrachte Äußerungsform fürstlichen Mäzenatentums, die Dotation, für Fontane in ein Nichts aufgelöst. Seine Preisgabe des aufs Vaterländische, Preußisch-Patriotische hin postulierten Mäzenatentums als Orientierungsgröße war die Folge; sie ist nachgerade gleichbedeutend mit seiner Wendung zum modernen Schriftsteller, der auf Gedeih und Verderb mit den Marktbedingungen für seine Texte zu rechnen hatte. Allem Anschein nach war damit auch der Damm gebrochen für die gleichzeitigen politisch-ideologischen Desillusionierungsprozesse.

Daß Fontane wirklich längst ein etablierter Schriftsteller war, hat ihm die stufenweise Lösung aus den alten Bindungen erleichtert. Seit Antritt des großen Englands-Aufenthalts haben die Fontanes keine Not mehr gekannt; selbst in kritischer Lage konnte er sich höchstens noch zum Spaß als „armen Poeten" apostrophieren.[59] „Wir haben seit Anno 55, also seit 26 Jahren", schreibt er 1881, „alljährlich über 2000, eine kurze Zeit lang gegen 3000 und als Durchschnitt 2500 bis 2700 Taler ausgegeben, ich kann dies unmöglich ein jämmerliches Leben nennen."[60] Diese Angaben dürften zutreffen, und noch zutreffender ist Fontanes Bewertung. Vergleicht man die Ziffern, die Lassalle für den Anfang der fünfziger Jahre den amtlichen Quellen der „vaterländischen Statistik"[61] entnommen hat, dann verfügten seinerzeit ganze 11 400 von den 17 Millionen Einwohnern der preußischen Monarchie über ein Einkommen von mehr als 2000 Talern. „Von hier ab (...) ist", so kommentierte

Lassalle 1863, „auch wenn eine Familie von 5 Personen zu erhalten wäre, unbestreitbar wirkliche Wohlhabenheit vorhanden."[62] Im Jahr der Reichsgründung hatten in Berlin 2900 Haushalte ein Einkommen von mehr als 1000 Talern. Das waren 1,5 %.[63]

Frau Emilie hätte allen Anlaß gehabt, sich zu dem Einkommensniveau zu beglückwünschen, auf dem Fontane die Familie hielt. Fragt man sich nach dem sachlichen Grund für die Klagen über Armut und Ungesichertheit, in die sie stattdessen so häufig verfiel, dann tritt die Vermögenslosigkeit hervor, in der Fontane lebte. Rücklagen scheint er nicht gemacht zu haben. Seine ökonomische Strategie, mit deren Hilfe er auf dem besagten hohen Niveau sein Einkommen stabilisierte und zugleich ein Minimum sozialer Sicherheit für den Notfall, für das Alter und, wenn er starb, für seine Frau zu erlangen suchte, war eine andere. Sie beruhte darauf, daß er aus unterschiedlichen Bezirken des literarischen Lebens Mittel zum Fließen und sich nicht zuletzt und auf Dauer in den Genuß von Zuwendungen brachte, die nicht von der tagtäglichen Verwertung seines Arbeitsvermögens abhängig waren. Auch hierüber äußerte er sich gelegentlich ganz ungeniert: „Mein Geschriebenes drucken zu lassen, und zwar zu besten Honoraren, hab ich keine Schwierigkeiten, mir kommt es darauf an Geld zu kriegen **ohne** zu schreiben. **Das** ist das Geheimnis schriftstellerischen Wohlergehens."[64] Übrigens ist diese Rechnung teilweise aufgegangen; er hat das nur nicht an die große Glocke gehängt, so daß es weniger bekannt geworden ist als die Fehlschläge, über die er sich empörte. Seit 1870 bezog er vom Innenministerium eine Pension, die als Forschungsbeihilfe deklariert war, ihm keine Verpflichtungen auferlegte und mit 400 Talern die Einbuße, die er beim Kultusministerium erlitten hatte, mehr als wettmachte.

Darüber (statt es zu erklären) heute zu rechten, wäre lächerlich. Besser nimmt man das Faktum als ein weiteres Anzeichen, daß in der Erbitterung des vaterländischen Schriftstellers über die vaterländischen Amtsträger die ehrenkränkende Nichtachtung seiner Hingabe und seiner erworbenen Verdienste deutlich vor der Schädigung materieller Interessen rangierte. Es mußte viel zusammenkommen, bis er von sich sagen konnte, er habe „den ganzen patriotischen Krempel satt, ja mehr ‚I am sick of it'. Man hat mir **zu** schlecht mitgespielt, und ich liebe nur da, wo man mich wieder liebt. In Anbetung glücklich zu ersterben, ist nicht meine Sache. Das überlass' ich Kammerfrauen und Predigtamts-Canditaten."[65]

V

Die Beschreibung des vaterländischen Schriftstellers, als der Fontane anderthalb Jahrzehnte und mehr agierte, legt einige in knappster Form verallgemeinernde Rückschlüsse nahe. Sie beziehen sich nicht mehr nur auf Fontane und gehen über die eingangs geäußerte Annahme hinaus, daß das Verständnis des literarischen Lebens zwischen dem schriftstellerischen Verhalten eines Autors und den vorgefundenen Bedingungen vermittelt. Erstens zeichnet sich in dieser Beschreibung ein Sozialverhalten ab, das, indem es sich am Verständnis des literarischen Lebens orientiert, einen spezifisch schriftstellerischen Charakter annimmt. Wie das literarische Leben selbst erlangt es in keinem

Moment Autonomie gegenüber dem außerliterarischen gesellschaftlichen Lebensprozeß, mit dem es vielmehr auf innigste verflochten bleibt. Aber in dem Maße, wie es Literatur zu seinem Zweck und Mittel macht, ist das schriftstellerische vom Sozialverhalten allgemein unterschieden. Das Verhältnis und die Beziehungen, die sich im Einzelfall zwischen beiden herstellen, sind kennzeichnend für die Eigenart eines Autors und die Züge, die er mit anderen teilt. Beim Vergleich Fontanes mit Christian Friedrich Scherenberg, bei denen sich das schriftstellerische Verhalten vor allem mit dem politischen Verhalten und mit der Überwindung der sozialen Deklassierung amalgamierte, kommen die Gemeinsamkeiten nicht weniger klar zum Vorschein als die Unterschiede. Die ausschlaggebende Differenz dürfte in der gegensätzlichen Einstellung zu einem zeitgemäßen schriftstellerischen Tätigkeitsprofil zu suchen sein, die sie sich zu eigen machten.

Im Zentrum jenes schriftstellerischen Sozialverhaltens stehen die Erprobung geeigneter Tätigkeits- und Wirkungsbedingungen und ihre Ausgestaltung. Dabei geht es elementar um die Gewährleistung einer wenn möglich angemessenen Existenz sowie um die Interessierung einer Öffentlichkeit für die Texte und die Person des Verfassers. Unter diesen Aspekten profilieren sich die Beziehungen, die er zu anderen Autoren, zur Leser- bzw. Hörerschaft, zu den Personen und Institutionen aufnimmt, die den literarischen Verkehr abwickeln oder anderweitig beeinflussen. Die Zweckbestimmungen, mit denen er seine literarische Tätigkeit in der Gesellschaft verbindet, gehen ein in die allgemeinen Bestimmungen seiner Produktion: ihre Medien- und Gattungspräferenzen, ihre stilistischen, stofflichen und thematischen Dominanten.

Zweitens drängt sich die Interpretation des Verhaltensmusters „vaterländischer Schriftsteller" als einer Rolle auf, die sich Fontane zu eigen macht, um sie für seine Zwecke auf originelle Weise auszugestalten und schließlich aus ihr herauszutreten. Diese Rolle konkurriert oder verbindet sich mit einer Reihe weiterer Autorenrollen, die auf anderer Ebene liegen: dem Poeten (oder Dichter), dem Literaten in seinen Eigenschaften als Prosa-, Erwerbs- und Tagesschriftsteller, dem Journalisten und dem freien Schriftsteller; Fontane hat an ihnen ebenfalls partizipiert.

Das sind zunächst allgemeine Namen zur Bezeichnung spezieller Arten von Textproduzenten, Arten, die gesellschaftlich bedeutungsvoll und schulemachend wurden, weil sie zwischen der Produktion, Zweckbestimmung und Verwertung ihrer Texte bestimmte für sie maßgebliche Relationen einhielten. In diesem Tätigkeitsprofil bestand ihr Charakteristikum. Je nach ihrer sozialen Relevanz und Wertschätzung konnten von derartigen charakteristischen Tätigkeitsprofilen mit ihren Namen normative Wirkungen ausgehen und mit Sanktionen versehen werden; das Beispiel des Poeten/Dichters ist dafür bekannt. Fontane rechnete fest mit der positiven Sanktionierung der Tätigkeit des vaterländischen Schriftstellers in Preußen, zog dann aber auch ihre Durchkreuzung durch die negative Wertbesetzung des Literaten in Betracht, der er (im Unterschied zu dem Poeten Scherenberg) natürlich auch war: man hasse oben „die Schriftsteller, die sich mit Journalismus abgeben"[66], oder verachte sie.

Dabei von Autorenrollen zu reden statt nur von den Tätigkeitsprofilen textproduzierender literarischer Berufsgruppen, empfiehlt sich nicht allein aus sprachlichen Gründen. Wer eine solche Tätigkeit ergreift, wird auch von ihr

ergriffen. Außerdem jedoch greifen die Eigenschaften, Bedeutungen und Verbindlichkeiten auf ihn über, mit denen sie im Bewußtsein der Beteiligten und der betreffenden Öffentlichkeit ausgestattet sind. Einesteils wird er sie sich aneignen, andernteils nach ihnen beurteilt werden. Es braucht nicht zur Subjektivierung objektiver Verhältnisse zu führen, wenn man diesem Komplex von Meinungen, dessen Hinzutreten die Rolle konstituiert, sein Recht einräumt. Und es muß nicht zur Verzerrung der dialektischen Beziehungen zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft führen, wenn man verfolgt, auf welche Weise das Verhalten der Autoren, ihr Selbstverständnis und das Fremdbild, das sie in anderen Augen abgeben, von den Bedingungen des literarischen Lebens in Abhängigkeit geraten, an dem sie sich beteiligen. Arnold Hausers Feststellung, der Künstler sei „großenteils das Geschöpf der Rolle, die er im Leben der Gesellschaft spielt"[67], ist so nicht unbesehen hinzunehmen. Der Werde- und Entwicklungsgang literarischer Rollenvorstellungen vollzieht sich offenbar im Kampf der Meinungen und Interessen. Im Gegensatz zu rollentheoretischen Auffassungen, die lediglich auf den Anpassungseffekt ans vorhandene soziale System Wert legen, verlangt vor allen Dingen die Art und Weise Aufmerksamkeit, wie Gruppen und einzelne sich dazu mehr oder weniger aktiv und produktiv in Beziehung setzen. Fontanes Beispiel nährt den Verdacht, daß die Originalität und Entschiedenheit, mit denen ein Autor in derartige Rollenvorstellungen eingreift, eine nicht unbeträchtliche Komponente seiner schriftstellerischen Leistung ist.

Drittens schließlich erhebt sich die Frage, ob wirklich (wie die literarischen Werke im Zentrum der literarischen Kommunikation) die Autoren im Zentrum des literarischen Lebens stehen, und wie sich ihre Position und Tätigkeit historisch verschieben. Nun ist in der Literaturwissenschaft der DDR zwar die Überzeugung unwidersprochen, daß auch auf literarischem Gebiet „die Produktion gegenüber der Konsumtion ‚das übergreifende Moment'"[68] darstellt. Aber ein theoretisches Interesse für den leibhaftigen Literaturproduzenten hat sich daraus nicht mehr ergeben, seit die Disziplin hier in den frühen siebziger Jahren — wie sich bestätigt nicht ohne Einseitigkeit — zur funktionalen und kommunikativen Betrachtungsweise ihrer Gegenstände übergegangen ist. Sogar die Tatsache scheint außer Sicht geraten zu sein, daß sich ein weitgehend weißer Fleck ausbreitet, wo analog zur Lehre vom Werk und vom Leser eine Lehre vom Autor zu erwarten und in Angriff zu nehmen wäre.[69] Eine historische Typologie der Tätigkeitsprofile und Autorenrollen, die der literarischen Subjektivität die literarischen Subjekte vorangehen läßt, würde dazu einen wesentlichen Beitrag leisten.

Anmerkungen

1 Fontane, Theodor: Autobiographische Schriften. Hrsg. v. Gotthard Erler, Peter Goldammer und Joachim Krueger. Berlin 1982. Bd 2. Von Zwanzig bis Dreißig. S. 154.

2 Fontane: Autobiographische Schriften. Bd 3/1. Christian Friedrich Scherenberg. Tunnel-Protokolle und Jahresberichte. Autobiographische Aufzeichnungen und Dokumente. S. 5.

3 An Gustav Keyßner, 2. 4. 1895. — In: Fontane: Werke, Schriften und Briefe. Hrsg. v. Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. Abt. IV. Briefe. München 1976 ff (im folgenden: HFA IV/1–4). Bd 4. 1890–1898. S. 441.

4 Fontane: Autobiographische Schriften. Bd 3/1. S. 28.

5 Fontane: Autobiographische Schriften. Bd 3/1. S. 45.

6 Fontane: Autobiographische Schriften. Bd 3/1, S. 138.

7 ebd., S. 51. Im Untertitel wird „Waterloo" „Ein vaterländisches Gedicht" genannt.

8 ebd., S. 49.

9 ebd., S. 50.

10 ebd.

11 ebd., S. 121.

12 ebd., S. 129.

13 ebd., S. 58.

14 Lukács, Georg: Der alte Fontane. — In: ders.: Deutsche Realisten des 19. Jahrhunderts. Berlin 1953, S. 274.

15 Fontane: Autobiographische Schriften. Bd 3/1, S. 145.

16 ebd., S. 128.

17 Fontane: Autobiographische Schriften. Bd 2, S. 284.

18 Fontane: Autobiographische Schriften. Bd 3/1, S. 128.

19 Mit einer sehr aufschlußreichen Abgrenzung des patriotischen Dichters vom „Volksdichter", einem „1813-Verherrlicher, wo das Volk und die Landwehr alles gemacht hätten", zu dem nun wiederum die „Fortschrittler" Scherenberg stempeln wollten, verbindet Fontane in Von Zwanzig bis Dreißig dann den Stoßseufzer: „Mit der ganzen Geschicklichkeit eines Pommern und Balten hat er sich aber schließlich immer geschickt durchgewunden und ist als Freund ‚von links und rechts' gestorben, ohne je der Zweideutigkeit bezichtigt worden zu sein. Der Glückliche!" Autobiogaphische Schriften. Bd 2, S. 246—247.

20 Kohler, Ernst: Die Balladendichtung im Berliner „Tunnel über der Spree". Phil. Diss, Berlin 1939, S. 229. Anm. 25.

21 Preußens Ehrenspiegel. Eine Sammlung preußisch-vaterländischer Gedichte von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1840 mit einleitenden geschichtlichen Anmerkungen. Hrsg. v. Adolf Müller und H. Kletke. Berlin 1851, S. V.

22 ebd., S. 9.

23 ebd., S. V.

24 Mit diesem Dilemma haben es auch die Beiträge im „Centralblatt für die gesammte Unterrichts-Verwaltung in Preußen" (Berlin 1885 ff.) zu tun, die sich mit dem vaterländischen Geschichtsunterricht befassen. Gegen die enge, im Stoffbereich des Preußischen verharrende Auffassung, die auf die Stiehlschen Regulative zurückgeht, setzt sich im Laufe der sechziger Jahre das nationalgeschichtliche Konzept durch, das unter derselben Bezeichnung läuft und sich auf dieselben Verordnungen bezieht.

25 Kohler, Ernst: Die Balladendichtung im Berliner „Tunnel über der Spree". S. 231.

26 ebd., S. 389.

26a An Paul Heyse, 21. 6. 1850. — In: Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse. Hrsg. v. Gotthard Erler. Berlin 1972, S. 4.

27 Fontane, Theodor: Scherenberg (bei Gelegenheit seines „Abukir" [Berlin 1857]). — In: Sämtliche Werke. Hrsg. v. Edgar Groß u. a. Bd 21,1. Literarische Essays und Studien. München 1963, S. 64—65.

28 Fontane,Theodor: Gustav Freytag: Soll und Haben. — In: NFA Bd 21/1, S. 60.

29 An Wilhelm von Merckel, 20. 9. 1858. — In: Fontanes Briefe in zwei Bänden. Hrsg. v. Gotthard Erler. Berlin 1968 (im folgenden: Ausgewählte Briefe). Bd 1, S. 245. Meine Darstellung berührt sich hier und in anderen Punkten mit meiner Studie: Fontanes Berlin. Erlebte, erfahrene und dargestellte Wirklichkeit. — In: Fontane-Blätter 6 (1986) 1 u. 2, S. 286—311 u. 398—415, auf die ich zur Ergänzung verweisen muß.

30 vgl. Fontane: Autobiographische Schriften. Bd 3/1, S. 147.

31 An Wilhelm Hertz, 6. 12. 1861. — In: Ausgewählte Briefe. Bd 1, S. 293.

32 Hesekiel, George: Brandenburgisch Ehrengeschmeid. — In: Neue Preußische (Kreuz) Zeitung. Nr. 282 v. 3. 12. 1861. Beilage. Zit. nach Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. AFA Bd 1. Die Grafschaft Ruppin. Hrsg. v. Gotthard Erler und Rudolf Mingau. Berlin 1976, S. 636.

33 Stahr, Adolf: Fontane's Märkische Wanderungen. — In: National-Zeitung. 16. Jg. Nr. 572 v. 8. 12. 1863. Morgen-Ausgabe.

34 Ernst Kossak. — In: Berliner Montags-Post v. 15. 2. 1864. Hier nach: Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. AFA Bd 1, S. 634.

35 vgl. Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. AFA Bd 1, S. 634.

36 An Ernst Ludwig Kossa(c)k, 16. 2. 1864. — In: Dichter über ihre Dichtungen. Bd 12/1. Theodor Fontane. Hrsg. v. Richard Brinkmann in Zusammenarbeit mit Waltraud Wiethölter. München 1973. Teil 1, S. 574.

37 Fontane, Theodor: Autobiographie. 1874. — In: Autobiographische Schriften. Bd 3/1, S. 431.

38 Fontane, Theodor: Aufzeichnungen zur Literatur. Ungedrucktes und Unbekanntes. Hrsg. v. Hans-Heinrich Reuter. Berlin 1969, S. 226.

39 An Friedrich Paulsen, 29. 11. 1897. — In: HFA Bd IV/4, S. 678.

40 Nürnberger, Helmuth: Der frühe Fontane. Politik, Poesie. Geschichte 1840 bis 1860. Frankfurt/Main 1975. Ullstein-Buch Nr. 4601.

41 Zur Biographie Brechts. Aus einer Diskussion. — In: Sinn und Form 36 (1985), S. 256.

42 An Heinrich Jacobi, 23. 1. 1890. — In: Ausgewählte Briefe. Bd 2, S. 264.

43 An Wilhelm Friedrich, 8. 11. 1882. — In: HFA Bd IV/3, S. 217.

44 An Wilhelm Friedrich, 23. 11. 1882. — Zit. nach: Manfred Hellge: Fontane und der Verleger Wilhelm Friedrich. — In: Fontane-Blätter 3 (1973) 1, S. 46.

45 Lukács: Der alte Fontane. S. 298.

46 Fontane, Theodor: Gustav zu Putlitz, Die Unterschrift des Königs. Johann Friedrich Jünger, Verstand und Leichtsinn. — In: NFA Bd 22/2, Causerien über Theater. S. 437–438.

47 In einem Brief an seine Frau relativiert sich dieser Vorzug: „Für das rein dichterische Talent, das dann Protektion an Fürstenhöfen fand, mag die alte Zeit förderlicher gewesen sein, aber für Menschenthum und Durchschnittstalent ist der Fortschritt unserer Tage riesig. Es ist und bleibt ein Glück (vielleicht das höchste) frei athmen zu können." An Emilie, 20. 6. 1884. — In: Briefe. Hrsg. v. Kurt Schreinert. Zu Ende geführt und mit einem Nachwort versehen v. Charlotte Jolles. Briefe an den Vater, die Mutter und die Frau. München 1969. Bd 1, S. 273.

48 Fontane: Autobiographie. 1874. — In: Autobiographische Schriften. Bd 3/1, S. 430.

49 Rosenberg, Rainer: Literaturverhältnisse im deutschen Vormärz. Berlin 1975, S. 32. (Literatur und Gesellschaft)

50 (Hermann Marggraff): Der lyrische und der dramatische Dichter und ihr Publikum. — In: (Augsburger) Allgemeine Zeitung. Beilage, 8.–10. 2. 1845, S. 325. Hier nach: Wittmann, Reinhart: Das literarische Leben 1848–1880. — In: Realismus und Gründerzeit. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1848–1880. Stuttgart 1976, Bd 1, S. 199." Zum Vergleich bietet sich die Skizze an, die Karl Gutzkow in den „Rückblicken auf mein Leben" von seiner Positionsbildung gab, bei der er in Gegensatz sowohl zum Literaten als auch zu den nebenberuflichen Dichtern der Schwäbischen Schule trat. ‚Literaten' hat man in verächtlicher Weise diese Individualitäten genannt, an denen sich eben nichts als die Schreibfeder verkörpert zu haben scheint. Ein solches Verkommen im Handwerk war dem Erzähler (Gutzkow — (P. W.) fremd. War ihm auch die Produktion nun schon Existenzfrage geworden, so ergriff sie doch innerlich seinen ganzen Menschen." Als Zeitschriftsteller, der meinte, die hochgesteckten Aufgaben der Gegenwart „rasch aussprechen und (. . .) lösen helfen" zu sollen, sah er sich über den Literaten hinauswachsen, aber er verstand sich als Antipoden der poetischen Epigonen: „Den Trieb dieser Uhland-Schwabschen Sänger, Balladenstoffe aufzustöbern oder sich interessant genug vorzukommen, jede sich abgelauschte Stimmung in Reime zu bringen, dem Feilen der Worte nachzuhängen, der Wahl, ob hier Gold- oder Silberglanz besser am Ort wäre und dabei nebenbei und ganz praktisch Obersteuerprokurator oder Professor oder Konsistorialrat zu bleiben — diesen glücklichen Ego- und Dualismus wagte ich mir nicht zu gönnen." Werke. Auswahl in zwölf Teilen. Hrsg. v. Reinhold Gensel. Berlin o. J. Bd 9, S. 69.

51 Im Hinblick auf die Bildungsproblematik scheint doch eine Idealisierung volzuliegen, wenn Udo Köster, von dem Auftreten eines anderen Käuferpublikums ausgehend, formuliert: „Das Moment der Demokratisierung wirkte dabei in zwei Richtungen: es wertete die Schichten auf, die an der alten Bildungsgemeinschaft der Mittelschicht keinen Anteil hatten, und es erlaubte Autoren, die aus bildungsferneren Schichten kamen, den Aufstieg in diese Mittelschicht." Daß es dem Commis Freiligrath mit seiner abgebrochenen Gymnasialbildung gelang, die Ungunst der Verhältnisse zu überwinden, in denen Fontane vorerst steckenblieb, will über diese Verhältnisse nicht viel besagen. Köster, Udo: Literatur und Gesellschaft in Deutschland 1830–1848. Die Dichtung am Ende der Kunstperiode. (Sprache und Literatur 120) Stuttgart 1984, S. 57.

52 Aus der Sicht des radikalen sächsischen Historikers Heinrich Wuttke, eines Achtundvierzigers, der 1855 die Existenz von Fontanes Dienststelle aufgedeckt hatte, nahm sich das so aus: „Dr. Ryno Quehl hat das berliner Centralpreßbüreau auf eine wahrhaft ausgezeichnete Weise eingerichtet. Rasch warb er eine Schar Hungerleider an, unbedeutende, unselbständige Schriftsteller, deren Feder käuflich war. Um 15 bis 30 Thaler monatlicher Löhnung verpflichteten sie sich Aufsätze über die Tagesereignisse in einer bestimmten Richtung den ihnen zukommenden Weisungen gemäß in alle Zeitungen, deren Spalten sie sich öffnen konnten, zu schicken." Heinrich Wuttke: Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Pressewesens. 3. fortgeführte Aufl. Leipzig 1875.

53 An Wilhelm Hertz, 8. 12. 1863. — In: HFA Bd IV/1, S. 321. „Keiner sollte sich als Lohnschreiber empfinden. Also Umwandlung des Hörigen in einen Freien" kommentierte Fontane noch in den Memoiren die politische Ressource der Kreuzzeitung. Autobiographische Schriften. Bd 2, S. 281.

54 An Wilhelm Hertz, 8. 12. 1861. — In: HFA Bd IV/1, S. 294.

55 Fontane, Theodor: Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller. — In: ders.: Schriften zur Literatur. Hrsg. v. Hans-Heinrich Reuter. Berlin 1960, S. 117, 118, 119, 121.

56 An Emilie Fontane, 10. 6. 1862. — In: HFA Bd IV/1, S. 299.

57 An Mathilde von Rohr, 13. 5. 1870. — In: HFA Bd IV/1, S. 357.

58 An Mathilde von Rohr, 30. 11. 1876. — In: HFA Bd IV/1, S. 439.

59 An Paul Heyse, 22. 12. 1859. — In: HFA Bd IV/1, S. 690.

60 An Mathilde von Rohr, 6. 6. 1881. — In: HFA Bd IV/2, S. 39.

61 Ferdinand Lassalle: Die Indirekte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen. Eine Verteidigungsrede (. . .). — In: ders.: Reden und Schriften. Neue Gesammt-Ausgabe. Hrsg. v. Eduard Bernstein. Berlin 1893. Bd 2, S. 303.

62 ebd., S. 305.

63 Die Angabe bei Geist, J. F. und Kürvers, K.: Das Berliner Mietshaus 1862—1945. Eine dokumentarische Geschichte von „Mayer's Hof" in der Ackerstraße, der Entstehung des Mietshausgürtels und der Stadt zwischen Reichsgründung und Zerstörung. München 1984, S. 124, ist dahingehend zu korrigieren.

64 An Mathilde von Rohr, 30. 3. 1872. — In: Fontane: Briefe. Hrsg. v. Kurt Schreinert. Bd 3. Briefe an Mathilde von Rohr. Berlin (West) 1971, S. 123.

65 An Emilie Fontane, 15. 6. 1879. — In: Briefe. Hrsg. v. Kurt Schreinert. Bd 1, S. 93.

66 An Mathilde von Rohr, 12. 1. 1874. — In: Briefe. Hrsg. v. Kurt Schreinert. Bd 3, S. 148.

67 Hauser, Arnold: Soziologie der Kunst. (Becksche Sonderausgaben) München 1974, S. 261.

68 Naumann, Manfred u. a.: Gesellschaft. Literatur. Lesen. Literaturrezeption in theoretischer Sicht. Berlin 1973, S. 19.

69 Diese Befunde bestätigen sich bei der Lektüre des Lageberichts von Wolfgang Thierse und Dieter Kliche: DDR-Literaturwissenschaft in den siebziger Jahren. Bemerkungen zur Entwicklung ihrer Positionen und Methoden. — In: Weimarer Beiträge 31 (1985), S. 267—308.

Otfried Keiler (Berlin)

Vorwort zu den Konferenz-Protokollen (Potsdam 1986)

an Stelle eines Abschiedswortes des scheidenden Chefredakteurs

Seit dem Ende des II. Weltkrieges, seit Georg Lukács in den vierziger Jahren mit den Erfahrungen der „zerstörten Vernunft" auf Theodor Fontane sah und ihm — in Anlehnung an Thomas Mann — einen materialistisch angelegten Essay widmete, sind Hunderte neuer Arbeiten zur Erschließung des Fontaneschen Werkes unternommen worden.*) Die kaum noch überschaubare Summe allein der editorischen Einzelleistungen (zu Briefen und Aufsätzen, Gedichten und

---

*) Bibliographie der hier erwähnten Titel (Namen) im Anhang zum Forschungsbericht von O. Keiler in Fontane-Blätter 40 (1985), S. 223—229.
Nicht erwähnt ist dort die Arbeit von Georg Lukács: Die Zerstörung der Vernunft. Berlin: Aufbau-Verl. 1954.

Fragmenten unterschiedlichster Art, neuerdings der Genese der Erzählungen) ist daran ebenso beteiligt wie die in der 60er Jahren entstandene monumentale Biographie H.-H. Reuters, die erst 1983 vollständig gedruckte Dissertation Charlotte Jolles' „Fontane und die Politik" von 1938, die Text- und Interpretationsbände von H. Richter, H. Nürnberger und W. Müller-Seidel. Kein Vorstoß zu neuen Ufern der Forschung in diesen Arbeiten (die für andere auch stehen) darf verlorengehen — weshalb unser Archiv an einer umfassenden internationalen Bibliographie arbeitet — dennoch glaube ich einen entscheidenden methodologischen Neuansatz hervorheben zu dürfen, den diese Konferenz, ihre Vorarbeiten und Ergebnisse, in eine Debatte um eine neue Fontane-Biographie einbringt, und der, in gewandeltem Maßstab, ein Wiederanknüpfen an die historisch orientierte Forschung der 30er und 40er Jahre bezeichnet.

Geht man davon aus, daß Fontanes Entwicklung vor dem Hintergrund epochaler Umbrüche der Gesellschaft zu sehen ist, deren Fernwirkungen bis in die Gegenwart reichen und dem Werk dieses märkisch-berlinischen Autors noch immer neuen Glanz hinzufügen (er wird erstaunlicherweise heute im fernen China ebenso wie in der englischsprachigen Welt, der Sowjetunion und anderen sozialistischen Staaten bekannt), so ist es gerade dieses weiterwirkende historische Moment, das zu untersuchen und auszuarbeiten bleibt. Die alte materialistische Frage nach der Klassenbindung dieses Werkes wird seit Jahren durch differenzierte kulturgeschichtliche und mediensoziologische Forschungen zur „Bismarck- und Bebelzeit" bereichert, die uns zwingen, Vermittlungen aufzudecken.

Hauptreferat und Koreferate unserer Tagung von 1986, die „schriftstellerisches Sozialverhalten" nicht als passive Rolle im geschichtlichen Prozeß verstehen (so sehr die Abhängigkeit von bestimmten Medien herausgearbeitet wurde), sondern auch die Versuche und Bemühungen Theodor Fontanes als ganz wesentlichen Beitrag zur Konstituierung ebenjener neuen Verhältnisse versteht, denen sich dieses Werk verdankt, können den Leser dieser Protokolle zu produktiver Neubesinnung führen, umreißen und besetzen meines Erachtens entscheidende Felder, von denen aus die bewegenden Widersprüche bei Fontane erklärbar werden (siehe die Kapiteleinteilung).

Man wußte seit langem, daß der für die Kreuzzeitung arbeitende Fontane in den 70er und 80er Jahren mit grundlegenden Ansichten, mit Verlegern, ja einem Teil seines Publikums bricht. Neu ist die Zusammenschau, die Korrespondenz zwischen den Teilbeiträgen und die Einsicht, daß dem ein Konzept vom „vaterländischen Schriftsteller" zugrundelag, das keineswegs schnell und radikal überwunden wurde, weil es zu tief in der Erfahrungswelt und den jahrzehntelangen Arbeiten Fontanes verwurzelt ist. Auch damals rang der Poet, der Pressemitarbeiter, der Literat um einen gesellschaftlichen Auftrag für sein Werk — aber zwischen 1860 und 1875, unter stark veränderten Bedingungen (nicht nur jenen grundlegend politischen der Nähe oder Ferne zur Revolution), die alle Bereiche seines Schreibens und Wirkens betreffen, stellte sich ihm die Frage neu. Die Konferenz-Referate beziehen den frühen und den späten Fontane ein. Selten bündelt sich das Für und Wider dieser Künstler-Biographie so faßbar wie in den Bemühungen und Überlegungen Fontanes um ein neues „Mäzenatentum" (Mitte der 80er Jahre), als die alten Bindungen

an Hof und Regierung sich lockern (ausgewiesen auch durch Pension, Dotation und Sinekure), die neue Abhängigkeit des „freien" Schriftstellers von Buchmarkt und Druckgeschäft schon erfahren, aber noch nicht, wie in den 90er Jahren, durchschaut und verarbeitet ist, als Fontane sich zur gesellschaftlichen Stellung der Schriftsteller in Deutschland äußert. Peter Wrucks Interpretation der Scherenberg-Biographie aus der Feder Fontanes (1884) darf als ein besonders glücklicher Versuch gelten, ältere Autonomie-Vorstellungen von Dichtung mit gewandelten Wirkungsbedingungen (zunächst am Beispiel Scherenbergs) vorführen zu können. Sind damit Weite und Komplexität des Herangehens in etwa skizziert (im Längsschnitt gesellt sich der Geschichtsaufriß von Helmut Richter dazu) — so kann das Gesamtbild, das dieses Konferenzmaterial anbietet, zu einer Theorie und Typologie vom Autor unter den konkret-historischen Bedingungen beitragen, deren wir so dringend bedürfen. Dies ist nur möglich, weil andere Kollegen den gleichen Fragen bei anderen Autoren nachgingen.

Was „bürgerliche Entwicklung" unter den Bedingungen preußisch-deutscher, von Adel und Junkertum dominierter Verhältnisse für die Revolutionäre von 1848 bedeutet, ist schon 1903 von Franz Mehring charakterisiert worden: Ab „1848 gehen die Wege der Bucher, Rodbertus, Waldeck, Ziegler wunderlich durcheinander; vom Junkertum bis zum Proletariat, vom Feudalismus bis zur Sozialdemokratie streifen sie alle möglichen Parteien; einen sicheren Kurs finden sie niemals mehr." Und G. Lukács fügte dem hinzu, daß nationalliberale Gesinnung (die auch Fontane für sich reklamiert hat) ganz unterschiedliche Tatbestände bezeichnen kann. Man lese in den Referaten von H. Richter und F. Gebauer nach, welchen Gewinn diese Draufsicht vermittelt. „Preußische Patrioten" wollten sie alle sein, die Ziegler, Weiß und Bucher, seit Österreichs Partikularinteresse (nach 1813) die Einigungsbestrebungen nicht mehr zu tragen vermochte. Freilich, ihr Demokratie-Verständnis hatte die Einflüsse der englischen, französischen und russischen Verhältnisse und die Umbrüche im eigenen Land (1850 — 1862 — 1871) ganz unterschiedlich zu verarbeiten. Raabe (s. H. Denkler), Storm (s. P. Goldammer), Geibel (s. B. Plett), Kretzer (s. M. Ossowski), die naturalistischen Bühnendichter und die vermittelnden Kritiker, in unseren Materialien: L. Hesekiel (s. L. Berg-Ehlers), F. Adami u. K. Frenzel (s. J. Thunecke), P. Schlenther (s. H. Ester), G. Weiß (s. H. Richter) — sie alle standen und wirkten im historischen Spannungsfeld der Herausbildung einer bürgerlichen Öffentlichkeit, die sie (von gegensätzlichen Standpunkten aus) mitprägten, im Theater und in Zeitschriften (Fontane selbst in der „Eisenbahn", s. W. Wülfing und der „Gartenlaube", s. B. Kampel), und von denen sie geprägt wurden. Was für unterschiedlichte Traditionen durchdacht, verworfen, aber auch vermittelt wurden, das zeigen auch J. Osborne, H. Chambers, R. Speirs in ihren Beiträgen. E. Sagarras Studien zum Echo der deutschen Literatur in England und Irland ergänzen das Bild.

Aber es geht um die Synthese, nicht schlechthin um mehr Material, keinen neuen Synkretismus. Haben wir das Blickfeld ausgeweitet auf bestimmende und fördernde Kreise und Schichten (s. P. Wruck, G. Erler, R. Berbig), auf Publikationsorgane, leitende Redakteure, Kritiker und Verleger (s. Masanetz u. L. Berg-Ehlers) hingewiesen, so tritt erneut die Frage ins Zentrum, welchen Einfluß diese sogenannten Literaturverhältnisse auf Geburt und Eigenart des Schriftstellers Fontane ausübten.

Es ist klar zu sehen, daß jener überwölbende Zusammenhang von Politik und Poesie, von gesellschaftspolitischen und Literaturvorstellungen, von Geschichtsverlauf und schriftstellerischem Verhalten jetzt nicht nur differenzierter (auch nach Phasen) dargestellt werden kann – die Bewegung des Autors Theodor Fontane in diesem Zirkel gestattet es, sein Mittun auch als Andersmachen zu begreifen. Gerade weil sein Weg vom Vormärzlyriker zum Gesellschaftsschriftsteller über Jahrzehnte nicht ohne Bruch und nicht ohne konservative Orientierung verläuft, gewinnt die Frage nach Kontinuität und Diskontinuität seiner Vorstellungen zentrale Bedeutung für sein Werk, für eine neue Biographie.

Schriftstellerisches Sozialverhalten ist an die grundlegenden Verschiebungen und Kämpfe der Klassen gebunden, aber es ist auf spezielle Wirkungen hin angelegtes Verhalten. P. Wrucks **zentrale These**, daß das Verständnis des literarischen Lebens (durch Fontane, aber auch Kritiker und Mitautoren) zwischen dem schriftstellerischen Verhalten und den Bedingungen, die es vorfindet, vermittelt, bietet uns in der Zusammenschau und mit den neu aufbereiteten Materialien eine veränderte Basis für die Biographie **dieses** Schriftstellers und die Bewegung dieses **und anderer** Autoren auf dem Felde der Literaturgeschichte. Worauf es am Ende ankommt: Wir können nun schärfer das Singuläre aus dem Allgemeinen herausheben, das, womit der alte und immer wieder junge Fontane weit über seine Zeit hinausragt.

Wie Raabe bewahrt er seinen Entwurf von der Integrität des Individuums gerade da, wo er dieses bedroht und durch Zwänge der Gesellschaft zerstört sieht. Die Leuchtkraft seiner Figuren und seiner Sprache ist an Berlin und dessen Entwicklung gebunden, damit Welterfahrung aufnehmend und in seine Geschichten hineinnehmend, die Storms Werken in diesem Punkt versagt bleiben mußte, ohne daß wir darum dessen (und Raabes) Dichtung weniger Genuß abzugewinnen wüßten. Der Realismus der Großstadt scheint härter und an weiterweisende urbane Lebenserfahrung gebunden; aber das sagt eigentlich erst etwas in seinem Wert für uns, wenn wir die unglückselige Antinomie von Dichter und Schriftsteller aufheben, die ihren Ursprung in den Marktverhältnissen der Fontane-Zeit hat (signifikant spätestens um 1900) und hinter der sich im Grunde veränderte Funktionen von Kunst und Literatur verbergen – bei Fontane, bei Thomas Mann – zum Teil nachwirkend bis heute. P. Goldammer und H. Denkler haben uns auf diese tradierten Zugänge verwiesen.

Wie eng die Autorenkonzepte des bürgerlichen Liberalismus mit Einzelfragen wie der Suche nach einem subjektiven Prosastil und anderen Problemen der Gattungswahl und Erzählkunst zusammenhängen (Traditionsbeziehung und Publikumsvorstellungen einschließend) – das haben P. Wruck, H. Denkler, W. Wülfing, M. Masanetz, Chr. Grawe und R. Berbig demonstriert. Und konzidiert man, daß Fontane in allen Phasen seinen Blick für die soziale Realität geschärft hat (wie es H. Richter und M. Ossowski hervorheben), so erklären sich Fontanes konservative Phase und sein „konservativer Habitus" (K. R. Scherpe) nicht allein direkt politisch aus den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen (nach 1848/49, vor und nach 1870/71), sondern beide erscheinen im weiten Spektrum des Umbaues und des Umbruches jener Autorenrollen, die bei Fontane so klassisch zu beobachten sind. Die Desillusionierungsprozesse Mitte der 70er Jahre berühren alle Bereiche; sie haben die Geschichte

(der Reichsgründung) zum Hintergrund, aber sie werden auch bestimmt von der Überwindung eines „vaterländischen" Wirkungskonzepts, das zwischen „Vor dem Sturm" und „Schach von Wuthenow" in den Hintergrund gedrängt wird, ohne je ganz zu verschwinden. Im „Stechlin" ist nur mehr Reminiszenz (von neuer demokratischer Position aus), was in den Kriegsbüchern und ersten Wanderungsbänden Konzept und Auftrag war (Chr. Grawe hat es veranschaulicht). Als sich der alte Fontane von der demokratischen Kritik eines Guido Weiß verstanden fühlt (dessen „historischen Sinn" Fontane 1889 hervorhebt), ist Fontanes Konzept von „märkischer Poesie" nicht mehr an den Adel gebunden (mit dessen Untergang er noch in den 70er Jahren den Untergang der Poesie verband), freilich auch nicht an die (zeitweilig berechtigte) Hoffnung der demokratischen Partei auf Einfluß und Ende des bonopartistischen Systems. Ihm, Fontane, vermittelten sich viele Dinge als Literaturerfahrung, und er näherte sich ihnen mit seiner Feder. Das war nicht wenig, mochten ihm auf anderem Felde wichtige Einsichten verschlossen bleiben (wie F. Gebauer im Bucher-Vergleich zeigt). Er gewann die Zukunft auf eine Weise – nicht zuletzt auf dem lebenslangen Weg durchs „literarische Leben seiner Zeit", wo Spürsinn und Existenzgestaltung gerade dann zu relativer Unabhängigkeit führten, als seine Einsicht in die neue Marktabhängigkeit am schärfsten ausgeprägt war. P. Wrucks These ist darin überzeugend bestätigt. Ja, mehr noch: Fontanes Verhalten und die vorgefundenen Bedingungen bilden den spannungsvollen Rahmen einer Schriftstellerbiographie, die uns heute den zusätzlichen Genuß einer Zeitalterbesichtigung gewähren kann. Leben und Schreiben des Theodor Fontane führen auf exemplarische Weise in unsere Vorgeschichte, deren Fragen nach den Maßgaben künstlerischer Produktivität nicht abgegolten sind. Historische und dialektische Vernunft bilden das Gebot der Stunde.

Der Herausgeber dieser Beiträge dankt allen Kollegen für jahrelange gute Zusammenarbeit. Er verweist auf die vor- und nachbereitenden Beiträge in den „Fontane-Blättern", nicht zuletzt, um den unersetzbaren Wert der editorischen Neubesinnung einbeziehen zu können, die D. Mugnolo und A. Golz auf der Konferenz angeregt haben und die jetzt von W. Hettche und P. Goldammer weitergeführt werden. Er dankt der Generaldirektion der Deutschen Staatsbibliothek, die diese Jubiläumskonferenz gleichbleibend hilfreich gefördert hat, ihren Direktoren Prof. F. Krause und W. Schumann, ihren Mitarbeitern S. Kolasa, I. Link, H. Breithaupt, L. Gillner und U. Deschoufour.

Nicht denkbar wäre das Manuskript dieser Konferenz ohne die enge Partnerschaft in Planung und Ausführung, die mich mit meinem Mitarbeiter Peter Schaefer drei Jahre lang verbunden hat. Dank und gute Wünsche für die Fortführung dieser Arbeit gelten ihm gleichermaßen. Redaktionelle Hilfe leistete vor allem M. Jorde; es halfen auch J. Kleine und S. Hallex.

Mögen die vorgelegten Berichte den Auftakt zu neuen Forschungen bilden.

Peter Goldammer (Weimar)

Auch auf den Text kommt es an.
Zur Diskussion um eine kritische Fontane-Ausgabe

1

Als der Leipziger Literaturhistoriker Albert Köster im Oktober 1918 in der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften „Prolegomena zu einer Ausgabe der Werke Theodor Storms" vortrug, glaubte er sich gleichsam dafür entschuldigen zu müssen, daß er „ein so seltsames Thema ... behandle"[1]. In seiner Ausgabe — sie kam in den beiden folgenden Jahren, achtbändig, im Insel-Verlag heraus — wolle er „mit möglichster Vollständigkeit" das Material vorlegen, „das der Forscher braucht oder der, der aus Liebe zu Storms Lebenswerk der Entwicklung des Künstlers nachgehen will. Zu jedem Gedicht wird die vollständige Textgeschichte, zum erheblichen Teil aus Handschriften, vorgeführt. Hier hat die Mitteilung aller Lesarten nicht allzuviel Raum erfordert... Dagegen wäre bei den Prosawerken ein ganzer sogenannter ‚Apparat' ein Unding gewesen. Was Goethe in der Weimarer Ausgabe recht war, ist Storm darum noch nicht billig; die Karikatur einer Storm-Philologie soll nicht aufkommen."[2] Gewiß hat Köster jene maliziöse Bemerkung nicht gekannt, die Wilhelm Raabe einmal mit Bezug auf Storm gemacht hat — man verhandle nicht über „Pole Poppenspäler" wie über „Faust" und „Hamlet"[3] —, die Vorstellung jedoch, daß Theodor Storm (ebenso wie die übrigen zeitgenössischen deutschen Erzähler, deren künstlerischer Rang heute unbestritten ist) eher zu den poetae minores zu zählen sei, scheint für ihn ebenfalls zu den unbezweifelten und unumstößlichen Voraussetzungen literaturgeschichtlicher Klassifizierung und ästhetischer Wertung gehört zu haben.

Auch Fontanes Einteilung deutscher Schriftsteller in „große" und „kleine" wirkt aus heutiger Sicht beinahe befremdlich. In einem Brief an Storm stellte er einmal die These auf, „daß die sogenannten großen Poeten die Bedürfnisse gewisser Naturen durchaus nicht decken". Und indem er sich als Verehrer der Stormschen Lyrik zu erkennen gibt, ja Storm als seinen „Lieblingsdichter" bezeichnet, ordnet er ihn doch den ihm als zweitrangig geltenden Poeten zu: „Bürger ist kein Schiller, Heine ist kein Goethe, Storm ist kein Wieland..."[4] Daß der Adressat des Briefes über ein solches Kompliment nicht eben entzückt war, läßt sich aus dem Antwortbrief ablesen.[5] Fontane aber scheint das Dubiose seiner Verehrungsbekundung überhaupt nicht empfunden zu haben, denn er selbst wäre schwerlich auf den Gedanken gekommen, sich — und sei es auch nur insgeheim — den „Großen" zuzurechnen. Daß sich, nahezu ein Jahrhundert nach seinem Tode, Scharen von Literaturwissenschaftlern und Editoren mit der Erforschung und Erschließung seines schriftstellerischen Œuvres beschäftigen würden, hat er wohl nicht vorausgesehen; denn es gibt kaum einen Autor deutscher Spriche, der weniger ambitiös, weniger ruhmbegierig gewesen wäre als Theodor Fontane.

2

Daß in jüngster Zeit Überlegungen angestellt und konkrete Vorschläge unterbreitet werden, wie Fontanes erzählerisches Werk wenn nicht historisch-kritisch (oder historisch-genetisch), so doch wenigstens „kritisch" aufbereitet werden müßte, ist freilich nicht allein der seit den fünfziger Jahren unvermindert anhaltenden „Fontane-Renaissance" geschuldet. Nachdem die germanistische Editionsphilologie ihr Interesse vorrangig auf die Dokumentation der Textgenese gerichtet hat — nicht selten unter Vernachlässigung all der mit der Textkonstituierung zusammenhängenden Probleme —, mußten ihr, früher oder später, Fontane-Texte als vorzügliche Demonstrationsobjekte textologischer Untersuchungen auffallen. Ein Autor, für den „Dreiviertel" seiner „ganzen literarischen Tätigkeit ... corrigiren und feilen"[6] war und dessen „work in process"[7] durch zahlreiche Zeugen, wenn auch nur lückenhaft, überliefert ist, kann in der Tat als Kronzeuge aufgerufen werden für die Berechtigung der — wenn auch nicht unbestritten gebliebenen[8] — Forderung der Mehrzahl aller neueren Editionswissenschaftler nach vollständiger Verzeichnung aller bekannt gewordenen Varianten im Apparat einer kritischen Ausgabe.

Domenico Mugnolo, dem das Verdienst zukommt, als erster ein praktikables Editionsmodell für Fontanesche Romane entwickelt zu haben[9], erwartet von einer solchen Edition „kaum Berichtigungen zum Text"[10]; ihm geht es vielmehr darum, „die Stufen zu dokumentieren, durch die der Text zu seiner endgültigen Gestalt gelangt"[11] ist. Darüber hinaus läßt die Einleitung zu Mugnolos „Vorarbeiten" deutlich erkennen, daß die editorischen Interessen des Verfassers, nicht ausschließlich zwar, wohl aber vorrangig, eng mit denen des Werkinterpreten zusammenhängen. Erhellung der Textgenese ermöglicht exaktere, weil objektivierte, nachprüfbare Interpretationsmethoden als die Untersuchung und Betrachtung einer einzigen Fassung oder Textstufe des interpretierten Werkes, ermöglicht, in unserem Fall, Aufschlüsse über die Spezifik des Fontaneschen Realismus. So interessant und wichtig die dadurch gewonnenen bzw. zu gewinnenden Erkenntnisse sind: die Editorik erschöpft sich in dieser Funktion nicht. Der Herausgeber einer kritischen Ausgabe hat vielmehr darauf bedacht zu sein, daß an das Resultat seiner Arbeit viele — und auch recht unterschiedliche — Anforderungen gestellt werden, vom literarisch wie wissenschaftlich gleichermaßen interessierten Laien bis zum Literaturwissenschaftler, Historiker und Linguisten, mit allen nur denkbaren Fragen, Erwartungen und Ansprüchen.

Mugnolo geht davon aus, daß „eine historisch-kritische Ausgabe der Romane und Erzählungen Fontanes ... heute wohl nicht auf der Tagesordnung"[12] steht. Auf Grund der unterschiedlichen Überlieferungslage, und weil es oft nicht möglich ist, die Chronologie der innerhandschriftlichen Varianten, d. h. die exakte Reihenfolge der Korrekturvorgänge, zu rekonstruieren, plädiert Mugnolo für die Anwendung einer „flexiblen Methode" der Apparatgestaltung.[13] Und mit Bezug auf die erstmals 1969 im Aufbau-Verlag Berlin und Weimar erschienene Lese- und Studienausgabe der Romane und Erzählungen[14] hält auch er es für richtig, die Wahl des zu edierenden Textes — Zeitschriftenvorabdruck oder erste Buchausgabe — von Fall zu Fall zu treffen[15]. In seinen Anmerkungen zu Mugnolos „Vorarbeiten"[16] stellt daher Walter Hettche die Frage, „ob es nicht der Überlieferungssituation angemessener wäre, eine Edi-

tion der Romane in **Einzelausgaben** in Angriff zu nehmen". Hettche fürchtet, nicht ganz zu Unrecht, bei der Anwendung flexibler und variabler Editionsmethoden um die „innere Kongruenz" der Ausgabe, und er zweifelt an der Möglichkeit, die Konzeption für eine Gesamtausgabe zu entwerfen, wenn diese nicht „nach einheitlichen Richtlinien erarbeitet werden" kann. Dem wäre entgegenzuhalten, daß jeder erfahrene Editor bei der Konzeption einer Ausgabe sowohl autor- wie gattungs- und dichtungsspezifische Kriterien[17] berücksichtigt und daß der Apparattyp sich jeweils nach der Dichte der überlieferten Textzeugen bestimmt. „Einer Übertragbarkeit der Apparatform widersetzt sich zumindest die Tatsache, daß Umfang und Art der zu vermittelnden Informationen von Ausgabe zu Ausgabe wechseln."[18] Mitunter ist dies aber auch innerhalb einer Ausgabe von Werk zu Werk erforderlich oder wenigstens zweckmäßig. Gerhard Seidel, von dem der zitierte Satz stammt, hat seine ursprüngliche Vorstellung aufgegeben, in einer von ihm konzipierten, bis heute leider noch nicht einmal in Ansätzen realisierten historisch-kritischen Brecht-Ausgabe „die Textentwicklung aller Werke durchgängig mit synoptischen Mitteln darzustellen"; statt dessen plädiert er für „ein Ensemble editorischer Darstellungsverfahren": „Wo immer es durch hohe Variantendichte zu rechtfertigen ist, soll auch künftig die Textentwicklung ganzer Werke oder Werkpartien mit den Mitteln der Zeilen-, Zeilengruppen- bzw. Werkparallelisierung wiedergegeben werden. Dort aber, wo der Einsatz textsynoptischer Verfahren als nicht lohnenswert erscheint, werden die Veränderungen in einem nichtlemmatisierten positiven Werkstellenapparat mit Bezug auf den edierten Text verkürzt verzeichnet."[19] Wenn ein solches „abgestuftes" Verfahren[20] dem Werk Bertolt Brechts angemessen erscheint, warum sollte es nicht auch für Fontanes Romane und Erzählungen praktikabel sein? Ich sehe keinen prinzipiellen Hinderungsgrund, variable und flexible Editionstechniken anzuwenden bei Wahrung bestimmter einheitlicher Editionsprinzipien. Freilich müßte das alles noch genauer durchdacht und vor allem am konkreten Material erprobt werden.

Im Unterschied zu Mugnolos Praxis fordert Hettche, „in einer publikationsfähigen Edition müßten Text und Apparat unbedingt auf **einer** Seite geboten werden". Offenbar ist hier an einen sogenannten Fußnotenapparat gedacht; doch auch die Verteilung von Text und Apparat auf die jeweils linke und rechte Buchseite wäre zwar ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, jedoch angesichts der überlieferten Textzeugen der verschiedenen Fassungen mit ihren zahlreichen Korrekturen ein, wie mir scheint, ganz und gar utopisches. Da sich ein synoptischer Apparat wegen weitgehender Nichtfeststellbarkeit der Variantenchronologie nicht verwirklichen läßt[21], bietet sich die Parallelisierung zweier handschriftlicher Überlieferungsträger an, wobei die innerhandschriftlichen Varianten vielleicht als Fußnoten verzeichnet werden könnten. Sofern für Teile eines Werkes mehr als zwei handschriftliche Textzeugen überliefert sind, müßte das Verfahren allerdings wiederholt werden, so daß mindestens eine Fassung doppelt zu drucken und die Textgenese nicht fortlaufend darstellbar wäre. Die einfache, selbst die doppelte Parallelisierung – für die Verzeichnung weiterer Zeugen, soweit sie vereinzelt vorhanden sind, müßten wohl andere Methoden gefunden werden – hätte immerhin den Vorteil der wesentlich größeren Übersichtlichkeit – ein Moment, das kein Editor vernachlässigen sollte; denn nur eine „ungewöhnliche Imaginationskraft" – auch des geübten

Benutzers historisch-kritischer Ausgaben! – vermag, nach der Feststellung eines Experten, „aus bloßen Varianten den ersten Entwurf ... neu erstehen zu lassen“[22]. Bedenkt man ferner, daß, nach der Erkenntnis eines anderen wissenschaftlichen Editors und Editionswissenschaftlers, „die gleichmäßige Realisierung aller vier Forderungen an eine Variantendarstellung – Übersichtlichkeit, Stellenbezug, Schichtenbezug und Darstellung des dynamischen Veränderungsvorgangs – ... fast dem Ansinnen einer Quadratur des Kreises“ nahekommt[23], dann empfiehlt sich bei der Planung und Vorbereitung einer neuen kritischen Ausgabe eine lange Phase der Vorüberlegungen, des Experimentierens und der Diskussion, eine Phase, in der die beteiligten Wissenschaftler so weit wie möglich unbelastet sein sollten von Termin- und anderen Zwängen. Das gilt auch für die bloße Modelledition eines Fontaneschen Romans, mit der man beginnen mag, allerdings mit Blick auf eine mögliche (und wünschbare) Ergänzung bis hin zur Gesamtausgabe wenigstens der Romane und Erzählungen. Sofern die Herausgeber die Möglichkeit zur EDV-unterstützten Editionsarbeit haben und in der Lage sind, das gesamte Zeugenmaterial mit allen Varianten elektronisch zu speichern, ist vor der endgültigen Entscheidung für die eine oder andere Apparatform die Methode des „potentiellen Edierens“[24] dringend zu empfehlen.

Dem Vorschlag Hettches, nicht nur „die Varianten der ersten Drucke“ (wie von Mugnolo praktiziert), sondern auch „eventuell vorhandener Reinschriften“ in einem „traditionellen Lesartenapparat“ – gemeint ist offenkundig ein (lemmatisierter oder nicht-lemmatisierter) Werkstellenapparat – zu verzeichnen, möchte ich aus praktischen Gründen zustimmen. Allerdings sollten „Reinschriften“ – Mugnolo unterscheidet sie von den (gewöhnlich von Emilie Fontane geschriebenen, von Theodor Fontane häufig erneut stark korrigierten) „Druckmanuskripten“[25] – nur dann mit dem Erstdruck, d. h. in den meisten Fällen: dem Zeitschriftenvorabdruck, in direkte Beziehung gebracht werden, wenn sie nachweislich als Satzvorlage verwendet worden sind oder wenn diese nicht oder nur fragmentarisch überliefert ist – wobei die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit nicht dokumentierbarer Korrekturen in Betracht gezogen werden muß. Da Fahnen- und Bogenkorrekturen sowie Satzvorlagen für Neuauflagen im allgemeinen nicht erhalten geblieben sind, läßt sich der Anteil des Autors an der Veränderung eines Werkes vom Manuskript zum Druck und von Auflage zu Auflage meist nur vermuten. Sowohl Mugnolo wie Hettche gehen dieser Problematik aus dem Wege. Der eine erwartet auf Grund der vorliegenden Studienausgaben „kaum Berichtigungen zum Text“[26], der andere geht davon aus, „daß der Autor in jedem Fall die Drucklegung seines Textes überwacht hat und daß mithin der Textstand des Vorabdrucks bzw. der ersten Buchausgabe den vom Autor gewollten Text bietet“[27].

3

Die Annahme, daß ein Text, wenigstens weitgehend, „gesichert“ ist, wenn der Verfasser dessen technische Reproduktion „überwacht“ hat, ist – durchaus nicht nur im Falle Fontanes – auch unter Editoren und Editionswissenschaftlern weit verbreitet. Gotthard Erler, der die textkritische Irrelevanz der sogenannten Dominik-Ausgabe von 1890/91 bündig nachgewiesen hat, führt deren

Fehlerhaftigkeit hauptsächlich darauf zurück, daß der Verleger „die Kontrolle des Textes wohl der Druckerei" überlassen und Fontane „den Druck ganz offensichtlich nicht überwacht" habe.[28] Gewiß: Theodor Fontane hat sich auf seine „Penibilität in Drucksachen"[29] etwas zugute gehalten; wenn er „zehnmal geglaubt hat mit der Sache fertig zu sein", fand er immer wieder etwas zu „ändern, bessern, erweitern"[30]. Diese drei Verben aber drücken deutlich aus, mit welchen Augen ein Autor seinen Text betrachtet, wenn er ihn immer wieder kritisch unter die Lupe nimmt. Kontrolle eines Textes in der Absicht, die Übereinstimmung einer Abschrift oder des Schriftsatzes mit der Vorlage zu überprüfen, ist Sache des Korrektors, des Redakteurs, des Herausgebers; für den Autor, den schöpferischen Künstler bedeutet „Überwachung" — wenn dieser Ausdruck hier überhaupt am Platze ist — in erster Linie das Bestreben, den Zustand des Werkes immer mehr dem intendierten Ideal anzunähern; seine Korrekturtendenz ist prospektiv orientiert, während die Aufmerksamkeit des Herausgebers, Redakteurs oder Korrektors retrospektiv auf die Vorlage gerichtet ist. Aufgabe des mit der Korrektur des Satzes Befaßten ist es, Versehen des Setzers zu entdecken. Der Autor wird gewiß hin und wieder auch Druckfehler berichtigen und besonders solche Textentstellungen beanstanden, die er als (vorsätzliche oder fahrlässige) Eingriffe in seinen Sprachstil erkennt. In den seltensten Fällen aber wird er beim Korrekturlesen auf die Restitutio in integrum bedacht sein, es sei denn, eine solche bietet sich, ohne vergleichenden Rückgriff auf die ursprüngliche Fassung, von selbst an. Nicht selten aber entsteht aus einem vom Setzer verursachten Textfehler durch Autorkorrektur eine neue Variante der beschädigten Werkstelle.

Das hier aus den verschiedensten Einzelbeobachtungen abstrahierte Verfahren gilt uneingeschränkt für Fontane. Nichts rege ihn so auf „wie Correkturbogen", ließ der fast Siebzigjährige einmal seine Tochter wissen; „immer ist man in Angst, daß etwas ganz Fürchterliches stehn bleibt, ein Unsinn oder eine Lächerlichkeit oder eine Unanständigkeit."[31] Eine solche Angst ist von anderer Art als die vor schlichten Druck- oder Textfehlern. Andererseits konnte Fontane zur Verzweiflung gebracht werden, wenn der Setzer seinen Stilwillen nicht erkannte, wenn er Besonderheiten seines Sprachstils mißverstand oder mißachtete. Als im Sommer 1887 der Vorabdruck von „Irrungen, Wirrungen" in der „Vossischen Zeitung" vorbereitet wurde und Fontane die ersten sechs Bogen zur Korrektur erhalten hatte, da beschwerte er sich zweimal bei dem Chefredakteur des Blattes über die Nachlässigkeit oder die Willkür der Setzer: „Denken Sie, daß ich 20mal hintereinander ‚und' korrigieren mußte, Natürlich schwankt die Redensart meiner verschiedenen Berliner Figuren, ganz so, wie es im Leben ist, zwischen ‚un' und ‚und' ... Und doch hätte das noch gehen mögen. Aber dann schreibt Lene einen Brief an Botho und schreibt ‚emphelen', und Botho, der sich darüber freut, macht ein Strichelchen an den Rand, und ich meinerseits schreibe als Sicherheitskommissarius an den Rand ‚emphelen', ich glaube mit Ausrufungszeichen, und nach all diesen Vorsorglichkeiten steht richtig da ‚empfehlen' in furchtbarer Setzerkorrektheit, die hier leider so inkorrekt war wie möglich. Denn alle kleinen Betrachtungen Bothos, als er den Brief gelesen hat, drehen sich um dies falsche ‚h', und in einem Schlußkapitel, als er die Briefe verbrennt, kommt er darauf zurück, und doch ‚empfehlen' statt ‚emphelen'. Und ähnliches mehrfach, um nicht zu sagen vielfach."[32]

Schon früher hatte Fontane seiner Tochter geschrieben, seine „ganze Aufmerksamkeit" sei darauf gerichtet, „die Menschen **so** sprechen zu lassen, wie sie **wirklich** sprechen". „Ich bilde mir ein, daß nach dieser Seite hin eine meiner Forcen liegt, und daß ich auch die Besten (unter den **Lebenden** die Besten) auf diesem Gebiet übertreffe."[33] Dieses Bekenntnis erklärt auch den großen Verdruß über Setzereingriffe bei der „Vossischen Zeitung" fünf Jahre später. In anderen Fällen hat Fontane mit keinem Wort dagegen protestiert, wenn Setzer nach eigenem Ermessen oder nach den Hausregeln der Redaktionen, Verlage und Druckereien Orthographie und Interpunktion veränderten und sogar in den Wortlaut der autorisierten Satzvorlage eingriffen. Dies soll im folgenden an einigen Beispielen demonstriert werden.

4

Im Jahre 1882 erschienen, im Abstand von wenigen Monaten, die ersten beiden Drucke der Erzählung „Schach von Wuthenow": vom 29. Juli bis zum 20. August (in zwanzig Fortsetzungen) in der „Vossischen Zeitung" und Ende November bei Wilhelm Friedrich in Leipzig als Buch. Nach Mugnolos Auflistung[34] gibt es allein im vierzehnten Kapitel (das er als einziges untersucht hat) 136 Differenzen zwischen den beiden Drucken (wobei mitunter innerhalb eines Lemmabereiches mehrere Varianten vorkommen, die hier einzeln gezählt sind). Doch nur 32 dieser Abweichungen scheinen vom Autor (bei der Korrektur des Satzes der Buchausgabe) veranlaßt worden zu sein; 104 gehen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auf den Setzer zurück. Bei den zuletzt genannten handelt es sich zumeist um orthographische und Interpunktionsvarianten, die in der angelsächsischen Editionsphilologie als „accidental variants" oder „accidental readings" bezeichnet werden, im Unterschied zu den „substantive variants (readings)", die Wortlaut und Sinngehalt eines Textes verändern und von denen angenommen werden kann, daß sie in ihrer großen Mehrzahl vom Autor stammen[35]. Die Analyse der Druckgeschichte vermag die Ursachen für die große Zahl dieser Differenzen in „Schach von Wuthenow" aufzudecken.

Die Satzvorlage für den Vorabdruck der Erzählung und vielleicht auch für die Buchausgabe war eine (nicht mehr vorhandene) Abschrift von der Hand Emilie Fontanes, entstanden kurz vor dem 19. Juli 1882 „in 3 Tagen"[36], was einer täglichen Arbeitsleistung von 45 Schreibmaschinenseiten zu 2000 Anschlägen entspräche — wenn nicht zu vermuten wäre, daß, wie in anderen Fällen auch, einzelne Kapitel in Theodor Fontanes Reinschrift, d. h. der Vorlage für die Abschreiberin, dem Satzmanuskript eingefügt worden sind. Fontane hat die Abschrift seiner Frau noch einmal überarbeitet; diese Tätigkeit nahm ihn bis zum 12. August in Anspruch[37], dem Tag, an dem bereits das dreizehnte Kapitel in der „Vossischen Zeitung" erschien. Für den Vorabdruck hat Fontane nicht Korrektur gelesen; er scheint aber von dem Chefredakteur des Blattes die genaue Reproduktion der Vorlage verlangt zu haben. „Stephany ... wird die Correktur so zu sagen selber in die Hand nehmen. ‚Wer einen Fehler stehn läßt, wird gehängt.' Mir geschieht dadurch ein großer Dienst..."[38] Wie der Vergleich des vierzehnten Kapitels in der „Vossischen Zeitung" mit einer von Mugnolo ausgewerteten früheren Fassung (Vs 2) im Märkischen Museum

(Berlin) zeigt, scheint der Erstdruck tatsächlich ohne wesentliche Setzereingriffe erfolgt zu sein; mehrere Apostrophe, die in Vs2 fehlen, könnte Emilie Fontane schon bei der Abschrift hinzugefügt haben.

Am 4. November schickte Fontane das „Manuskript" für die Buchausgabe an Wilhelm Friedrich nach Leipzig. Ob der Ausdruck hier nur Satzvorlage oder zugleich auch Handschrift bedeutet (d. h. die Abschrift von der Hand Emilie Fontanes, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. In dem Begleitbrief heißt es: „Da ich die Arbeit, vor drei Monaten erst, aufs genaueste durchgesehen habe (im Druck hab ich noch keine Zeile davon gelesen), so scheint es mir nicht sehr wahrscheinlich, dass ich noch zu ändern finden werde. Möglich aber wäre es doch, dass mir eine Stelle total missfiele, für welchen Fall ich schon **heut** um Erlaubnis bitte, auch auf dem Revisionsbogen noch ändern zu können."[39] In der Tat hat Fontane den Wortlaut der Buchausgabe noch vielfach verändert. Die meisten Differenzen jedoch, d. h. die „accidental variants", gehen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit **nicht** auf den Autor zurück. Es handelte sich nämlich in der Hauptsache um Veränderungen der Orthographie und der Interpunktion, die erkennen lassen, daß in dem Leipziger Verlag oder in der Druckerei Emil Herrmann Senior in Leipzig die sogenannte Puttkamersche Rechtschreibung maßgebend war, d. h. jene vereinfachte Orthographie, die der preußische Kultusminister Robert Viktor von Puttkamer im Januar 1880 für die Schulen des Landes verbindlich gemacht hatte. Diese Orthographie, eine Vorstufe der Dudenschen, hatten die meisten anderen deutschen Länder ebenfalls eingeführt, während in Preußen selbst Bismarck, der auch in solchen Fragen erzkonservative Ministerpräsident und deutsche Reichskanzler, den Behörden ihre Anwendung ausdrücklich untersagt hatte. Damit (und nicht allein mit Fontanes Wunsch nach korrekter Wiedergabe der Vorlage) mag es zusammenhängen, daß die in Berlin erscheinende „Vossische Zeitung" „Schach von Wuthenow" nicht in der neuen Rechtschreibung brachte. Unter den 104 Textdifferenzen[40] oder „accidental variants" im vierzehnten Kapitel finden sich 14 Interpunktionsvarianten und 36 in der Buchausgabe getilgte Apostrophe. Des weiteren wird, gemäß den Regeln der Puttkamerschen Orthographie, th zu t (13), todt zu tot (3), blos zu bloß (3). Verben, die auf -ieren enden, erscheinen im Vorabdruck noch ohne Dehnungs-e (passirte, balancirte, flankirten). Zehnmal werden Fremdwörter orthographisch eingedeutscht (Corridor — Korridor, Rococo — Rokoko, broncener — bronzener, Sopha — Sofa, Krucifix — Kruzifix, Coriander — Koriander, Conferenz — Konferenz); siebenmal werden ursprünglich getrennt geschriebene Komposita zusammengeschrieben (Erinnerungs-Gegenstände — Erinnerungsgegenstände, hinaus zu jagen — hinauszujagen, Zehnpfund-Gewicht — Zehnpfundgewicht u. ä.). Ferner finden sich Abweichungen in der mundartlichen Rede (5), die möglicherweise auf Fontane zurückgehen, und bei der Groß- und Kleinschreibung (1); zweimal werden Abkürzungen in der Buchausgabe aufgelöst. Zu den rein orthographischen Differenzen kommen sieben Varianten einzelner Wortformen hinzu, indem entweder ein elidierter unbetonter Vokal hinzugefügt oder, seltener, eine Elision vom Setzer der Buchausgabe verursacht wurde (Ansehn — Ansehen, Gezweig — Gezweige, Gnädge — Gnädige, eh — ehe, trocknen — trockenen, Supp' — Suppe, offene — offne). Wir kommen in anderem Zusammenhang auf diese häufig auftretenden Setzereingriffe zurück.

Geht man davon aus, daß die Varianten des vierzehnten Kapitels repräsentativ sind für den Text der ganzen Erzählung, dann muß man mit ca. 1100 Differenzen zwischen den beiden Drucken rechnen, ohne Fontanes eigene Korrekturen für die Buchausgabe mitzuzählen. „Schach von Wuthenow" liegt mithin in zwei – wenn auch nur geringfügig – voneinander abweichenden Fassungen aus dem Jahre 1882 gedruckt vor, die der Autor beide innerhalb von vier Monaten autorisiert hat, nämlich die erste dadurch, daß er die Satzvorlage für absolut verbindlich erklärte, und die zweite, indem er den Korrekturabzug durchsah und neue Textänderungen veranlaßte. Daß man verschiedene Fassungen, auch wenn sie ein und derselben Stufe innerhalb der Textgenese angehören, nicht miteinander vermischen darf, ist ein Gebot der neueren Editionsphilologie, das auch hier prinzipiell unangetastet bleiben soll. Einem doktrinären Editor aber, der bereits die geringfügigste orthographische Normierung oder gar Modernisierung eines älteren Textes für die Konstituierung einer „Editio hybrida"[41] hält, erwachsen daraus praktisch unlösbare Probleme für die Gewinnung und Darbietung des zu edierenden Textes. Entscheidet er sich für den Vorabdruck, dann kann er zwar die Fontanesche Orthographie und Interpunktion, d. h. das Schriftbild der Satzvorlage einigermaßen korrekt wiedergeben – so korrekt nämlich, wie sich die Setzer mutmaßlich an das (verschollene) Manuskript gehalten haben –, muß aber auf die Verbesserungen verzichten, die Fontane bei der Korrektur der Buchausgabe vorgenommen hat: denn deren Berücksichtigung wäre ein Verstoß gegen das Kontaminationsverbot. Die Wahl der in der Buchausgabe vorliegenden Fassung aber erfordert, daß – nach der in der germanischen Editorik vorherrschenden Doktrin – auch die gemäß den Hausregeln des Leipziger Verlages oder der Leipziger Druckerei normierte Orthographie reproduziert wird, denn Fontane hat sie, stillschweigend zwar, durch die unbeanstandete Rücksendung der Korrekturbogen autorisiert. In der anglistischen Editionspraxis freilich würde man, der oben erwähnten Copy-Text-Theorie von Greg und Bowers folgend, anders verfahren. Bevor ich darauf näher eingehe, will ich die Problematik an einem weiteren Beispiel verdeutlichen.

5

Von dem Roman „Unwiederbringlich" ist ein Teil der Satzvorlage für den Vorabdruck erhalten geblieben, nämlich sechzehn von den vierunddreißig Kapiteln, oder anders ausgedrückt: etwa die Hälfte des Manuskripts, so daß für die Kapitel 1–10 und 16–21 die Textgenese von hier aus über den Vorabdruck in der „Deutschen Rundschau" (Januar bis Juni 1891) bis zur Buchausgabe (im Verlag von Wilhelm Hertz, mit der Jahreszahl 1892, Ende November 1891 erschienen) verfolgt werden kann. Ich habe dies am Beispiel der Kapitel 3, 16 und 20 getan. Das Manuskript wurde von Emilie Fontane angefertigt und enthält zahlreiche, zum Teil stark eingreifende Korrekturen des Autors. Kapitel 20 liegt durchgehend in Theodor Fontanes Handschrift vor; bei den z. T. beträchtlich geänderten Partien handelt es sich offenkundig um sogenannte Sofort- oder Baldkorrekturen, d. h. um Änderungen, die der Autor im Zuge der Niederschrift oder Abschrift (von einer Vorstufe) bzw. kurz nach der Niederschrift vorgenommen hat. Daß wir es tatsächlich mit der Satzvorlage

für den Vorabdruck zu tun haben, erhellt aus einigen (sparsamen) redaktionellen Eintragungen und Korrekturen. So hat z. B. im **ersten** Kapitel der Redakteur oder der Metteur in der Druckerei neben die Strophen aus Uhlands Romanze „Das Schloß am Meere" das Wort **petit!** geschrieben, als Weisung, die Verse in einem kleineren Schriftgrad zu setzen (was auch geschehen ist). Ein paar Bleistiftkorrekturen, die weder von Emilie noch von Theodor Fontane stammen, legen Zeugnis von einer redaktionellen Durchsicht ab: Veränderung der Ziffern zu ausgeschriebenen Zahlwörtern in den Kapitelüberschriften und vereinzelt auch im Text sowie Korrekturen von Klein- und Großschreibung (alles — Alles, andres — Andres, niemand — Niemand usw.). Schließlich findet sich am rechten oberen Rand der ersten Seite die Anweisung: „Correctur an Herrn Theodor Fontane Potsdamerstr. 134c. Berlin W.", und gelegentlich sind auch die Namen der Setzer auf dem Manuskript vermerkt.[42] — Für den Vorabdruck in der „Deutschen Rundschau" hat Fontane Korrektur gelesen, jedoch „wenig Änderungen" veranlaßt.[43] Ein „Rundschau"-Exemplar diente dann als Satzvorlage für die Buchausgabe. Fontane hat es vorher „noch mal durchgelesen", doch „nur Weniges gefunden, was zu ändern wünschenswerth war".[44] Den Satz der Buchausgabe hat er nicht kontrolliert.[45]

Der Vergleich der drei Kapitel ergab 280 Abweichungen des Vorabdrucks gegenüber der Satzvorlage; ca. zwölf Prozent davon gehen offensichtlich auf den Autor zurück; knapp einhundert der Textdifferenzen betreffen die Interpunktion, 19 die Orthographie der Fremdwörter; bei der Getrennt- oder Zusammenschreibung gibt es 15, bei der Groß- oder Kleinschreibung neun Abweichungen; elfmal sind im Druck Apostrophe hinzugefügt oder auch weggelassen worden; in sieben Fällen hat der Setzer im Manuskript stehengebliebene Fehler oder Verschreibungen korrigiert; darüber hinaus finden sich lediglich zehn orthographische Varianten: sechsmal **bloß** statt **blos**, dreimal **gibt** statt **giebt**, und einmal wird **th** zu **t**. Zwei Umstellungen einzelner bzw. mehrerer Wörter im Druck können ebensogut Versehen des Setzers wie Änderungen des Autors sein (doch eigentlich — eigentlich doch; Ich ... erführe lieber ..., wer sind die Beiden da? — ... wer die Beiden da sind?). Besonders auffällig aber ist, daß auf den relativ wenigen Seiten 77 Elisionen der Satzvorlage im Druck in der vollen Wortform erscheinen, und zwar 62 Synkopen und 15 Apokopen (andre — andere, andern — anderen, unsre — unsere, vollkommne — vollkommene, bewundre — bewundere, sehn — sehen, Intresse — Interesse, Kopenhagner — Kopenhagener; beinah — beinahe, heut — heute, wurd' — wurde, Ruh — Ruhe u. a. m.).

In „Schach von Wuthenow" lassen sich die vergleichsweise wenigen Wortformen-Differenzen zwischen den beiden Drucken als Setzerversehen oder Setzernachlässigkeiten interpretieren. (Bis heute, und unabhängig von den verschiedenartigen technischen Verfahren vom Einzelbuchstabensatz bis zum computergesteuerten Lichtsatz, kann man die Neigung der Setzer zur Auflösung vor allem von Synkopen beobachten.) In „Unwiederbringlich" dagegen, wo in den drei von mir untersuchten Kapiteln die Setzer auf einer „Rundschau"-Seite durchschnittlich fünf elidierte Vokale entgegen der Vorlage eingefügt, kein einziges Mal aber das umgekehrte Verfahren angewandt haben, dürften Zufall, Versehen oder Willkür auszuschließen sein. Ganz offenkundig wurden hier „Hausregeln" befolgt, die entweder von Julius Rodenberg, dem Heraus-

geber der „Deutschen Rundschau", stammten oder von Paul Lindenberg, der von 1882 bis 1894 ihr Redakteur war — wenn sie nicht gar in der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg entstanden sind, wo damals die Zeitschrift hergestellt wurde.
Weit weniger Veränderungen des Textes ergibt der Vergleich des Vorabdrucks mit der Buchausgabe am Beispiel derselben drei Kapitel des Romans. Lediglich an zweiundzwanzig Stellen treten Varianten oder Differenzen auf; mehr als die Hälfte der Veränderungen, nämlich dreizehn, wurden höchstwahrscheinlich vom Autor bei der Durchsicht der Satzvorlage für die Buchausgabe vorgenommen, der Rest, Differenzen orthographischer Art — darunter drei deutlich als Druckfehler erkennbare Abweichungen —, dürften zu Lasten der Setzer gehen. Auffällig ist, daß innerhalb der untersuchten Werkteile vom Vorabdruck zur Buchausgabe keinerlei neue Varianten vorkommen, die elidierte oder nicht elidierte Wortformen betreffen.

6

Die Oberflächenveränderungen, welche die beiden hier untersuchten Fontane-Werke — ohne die vom Autor verursachten Korrekturen — im Zuge ihrer technischen Produktion und Reproduktion erfahren haben, sind durchaus nichts Exzeptionelles. Besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als in Deutschland infolge der Kontroversen zwischen den Anhängern „phonetischer" und „historischer" Orthographieprinzipien Johann Christoph Adelungs Versuch, einer einheitlichen deutschen Rechtschreibung Geltung zu verschaffen, gescheitert und Konrad Dudens (strengeres) Regelwerk noch nicht vorhanden oder nicht verbindlich war, in einer Zeit, da weit mehr belletristische Literatur als zuvor auf den Markt kam, nicht zuletzt in Zeitschriften mit ganz unterschiedlichen ästhetischen Ansprüchen, gingen nicht wenige Redaktionen, Verlage und Druckereien dazu über, eine eigene Hausorthographie zu entwickeln, die sie nicht selten gegenüber den Autoren rigoros durchsetzten. Als Theodor Storm (wieder) einmal Veränderungen rückgängig zu machen versuchte, die ein Setzer von „Westermanns Monatsheften" in einer seiner Novellen vorgenommen hatte, schickte dieser dem Autor den Korrekturabzug mit der Bemerkung zurück: „So ist **unsre** Orthographie!", und selbst die Beschwerde, welche der Dichter darauf an George Westermann richtete, fruchtete, wenigstens für den Vorabdruck seiner Werke, nichts.[46] Mitunter soll den Autoren ein Druckkostenzuschlag in Rechnung gestellt worden sein, wenn sie auf unveränderter Wiedergabe des Manuskripts bestanden.[47] Es ist also durchaus nicht verwunderlich, daß Schriftsteller im allgemeinen nur protestierten, wenn ihr Text grob beschädigt, der Sprachstil **empfindlich** verletzt worden war, und daß sie sich gegenüber „gewöhnlichen" Angleichungen, Normierungen, Überfremdungen resigniert und schließlich gleichgültig verhielten. Was am Beispiel Fontanescher Erzählprosa dargestellt wurde, hätte ebensogut anhand Stormscher Novellen exemplifiziert werden können[48], und in den Werken Wilhelm Raabes dürfte die Zahl der „Setzervarianten" sogar noch weit größer sein[49]. Sowohl die Praxis der Setzer als auch das Verhalten der Autoren lassen sich übrigens nicht nur im deutschen Sprachbereich beobachten.

So hat man, zum Beispiel, bei der Vorbereitung der Hawthorne Centenary Edition in dem Roman „The House of the Seven Gables" beim Vergleich der Erstausgabe mit der Handschrift zehn bis fünfzehn Abweichungen pro Seite festgestellt, von denen viele Interpunktion, Großschreibung, Orthographie und Getrenntschreibung betreffen.[50] Der Berichterstatter über diesen Tatbestand, der Hawthorne-Herausgeber Fredson Bowers, hat an anderer Stelle bemerkt, daß „allgemeine schrift- und buchkundliche Erfahrung (bibliographical experience), die sich auf einen lückenlosen Textvergleich gründet, den Glauben zu fördern scheint, daß gewöhnlich ... der Autor sich auf die Revision des Wesentlichen (substantive revision) konzentrierte und im allgemeinen die Akzidenzien, mit denen der normale Herstellungsprozeß sein Werk überfremdet hat, einfach hinnahm, soweit diese nicht wirklich fehlerhaft oder irreführend waren"[51].

In der anglistischen, genauer: der englisch-amerikanischen Editionsphilologie spielt die Textkonstituierung, die Gewinnung und Darbietung des „copy-text" bis heute eine weit größere Rolle als in der germanistischen Editorik oder Textologie. So bezeichnet Bowers es als die Zielstellung der Textkritik, „die ursprüngliche Reinheit des Textes eines Autors wiederzugewinnen, ihn zu revidieren (soweit das anhand der überlieferten Dokumente möglich ist) und diese Reinheit trotz der üblichen Verderbnis im Verlauf seiner Übertragung beim Neudruck zu bewahren".[52] Zwar konnte man auch in einem vor knapp dreißig Jahren erschienenen deutschsprachigen literaturwissenschaftlichen Standardwerk noch lesen, Aufgabe des Herausgebers sei es, „einen gesicherten Text herzustellen", und sie könne „dann als gelöst gelten, wenn eine dem Willen des Verfassers entsprechende oder eine diesem möglichst nahe kommende Wiedergabe des von ihm konzipierten Werkes erreicht ist".[53] Seither aber sind Begriffe wie **gesicherter Text** und **Autorwille** in Verruf geraten, und in den Mittelpunkt der Editionstheorie wie der praktischen Editionstätigkeit ist mehr und mehr der Apparat gerückt. Nur in Ausnahmefällen wird es in der germanistischen Edition noch als wichtig und sinnvoll empfunden, „den authentischen Text und die authentische Schreibweise des Autors zu ermitteln und wiederherzustellen"[54]. Im Prinzip gilt heute in einer historisch-kritischen Ausgabe der edierte Text nur mehr als „Lesehilfe zum integralen Apparat", der seinerseits zum „Kern einer Edition" anvanciert.[55] Die Folge ist, daß als Text jetzt weniger das Werk in seiner je konkreten Gestalt verstanden wird, sondern die „Summe der jeweils vorhandenen ... Textfassungen, die zu dem Werk überliefert sind"[56]. Da aber nun, nach derselben Lehrmeinung, alle Textfassungen eines Werkes „untereinander prinzipiell gleichberechtigt"[57] sind, wird in der Tat die Frage, welche dieser Fassungen zu „edieren", d. h. vollständig abzudrucken sei, zumindest sekundär, wenn nicht ganz und gar irrelevant. Der Text — und mit ihm das Werk — löst sich in seine Genese auf.

Den Herausgeber einer Studienausgabe oder auch einer anspruchsvollen sogenannten Leseausgabe, von dem der Benutzer in erster Linie einen zuverlässigen, zitierbaren Text erwartet, läßt eine so intendierte Editorik oder Textologie im Stich — es sei denn, er folge dem Rat mancher Editionswissenschaftler, nach Autorintention, selbst nach Autorisation nicht mehr zu fragen, sondern sich ganz der gedruckten als der gesellschaftlich wirksam gewordenen Überlieferung anzuvertrauen und nur solche „fehlerhafte Stellen" zu beseitigen,

die als Druckfehler, d. h. als unzweifelhafte Setzerversehen zu erkennen sind: „Kriterium fehlerhafter Stellen ist, daß sie für sich oder im engeren Kontext keinen Sinn zulassen (Typ: ‚nud' bis Typ: ‚er legte seine breite Stimme in Falten'). Bei der Korrektur dieser Stellen kann auf die entsprechenden Varianten in anderen Zeugen zurückgegriffen werden; der Eingriff erfolgt aber nicht, weil in anderen Zeugen eine Variante vorliegt. / Damit wird die Anzahl der als fehlerhaft anzusehenden Stellen auf eine kleine, meist genau zu übersehende Zahl von Fehlern eingeschränkt."[58]

Eine Zeitlang hat man sich in der neueren germanistischen Editionslehre damit beholfen, Schreibfehler (in Manuskripten oder Typoskripten), Satzfehler und Setzereingriffe in Fassungen, die der Verfasser im ganzen autorisiert hatte — etwa indem er die Satzvorlage lieferte, Korrekturen erhielt und zurückschickte oder auch ausdrücklich auf das Korrekturlesen verzichtete —, als „passiv autorisiert" zu bezeichnen, so daß „auch die vom Autor nicht bemerkten Abweichungen eines autorisierten Drucks von der Druckvorlage als autorisiert"[59] zu gelten hätten. Diese Hilfskonstruktion ermöglicht es erst, den Begriff der „fehlerhaften Stelle" im Sinne des obigen Zitats auf solche Fehlleistungen des Setzers einzuschränken, durch die eine Textstelle (häufig nur ein Wort) sinnlos oder widersinnig erscheint. Alle sonstigen Überfremdungen aber brauchen nicht mehr als „Textfehler"[60] zu gelten, besonders dann nicht, wenn sie der Autor, z. B. für eine von ihm abermals durchgesehene oder im Satz kontrollierte Neuauflage, noch einmal „passiv autorisiert" hat.

Herbert Kraft ist zuzustimmen, wenn er den Ausdruck „passive Autorisation" als eine contradictio in adiecto, als „nichts Wirkliches bezeichnend" verwirft. Mit dem Begriff „passive Autorisation" wird aber zugleich **Autorisation** überhaupt als ein Vorgang, ein Faktum oder eine Willensbekundung aus der Editorik eliminiert, weil „die Frage nach der Autorisation ... irrelevant" sei „gegenüber dem Werkcharakter als einer Objektivation".[61] Nicht die subjektive Intention des Autors hat, nach Kraft und anderen neueren germanistischen Editionswissenschaftlern, den Editor zu interessieren; er hat es allein mit den „**historischen Formen** der Texte" zu tun, mit der objektiven Überlieferung also. „Sind die Verformungen, welche die Werke erfahren haben, zu ihrer konkreten Form geworden und bedeuten sie den Niederschlag des historischen Kontextes, so gibt es kein editorisches Verfahren, mit dessen Hilfe durch Überschreitung des historischen Textes ein ‚unentstellter Originaltext' erarbeitet werden könnte..." Schon „der Versuch, die Orthographie zu restituieren, wenn der Text zum Beispiel in einer ‚Hausorthographie' gedruckt vorliegt", sei „als Verfälschung historischer Faktizität abzulehnen".[62]

Selbstverständlich geht es nicht an, dem Leser einen Mischtext anzubieten, den der Herausgeber aus verschiedenen Textfassungen eines Werkes kontaminiert hat, ein synthetisches Konstrukt, das der Autor so weder gewollt noch je vor Augen gehabt hat. Muß aber das Kontaminationsverbot auch auf zwei Fassungen übertragen werden, von denen die eine Textänderungen enthält, die in ihrer überwiegenden Mehrzahl **nicht** vom Autor stammen? Müssen in einem neu edierten Text Hunderte, manchmal sogar Tausende von Setzerfehlern und Setzereingriffen tradiert werden, nur weil der Autorwille nicht mehr genau feststellbar und die Autorisation nicht für jedes Detail gesichert ist? Müssen denn die Setzer, nur um der „historischen Faktizität" willen,

immer und ewig wie Co-Autoren behandelt werden? Gibt es wirklich kein editorisches Verfahren, mit dessen Hilfe „die durch historische Faktizität verhinderte Form des Textes"[63] wenigstens bis zu einem gewissen Grade nicht „rekonstruiert", sondern aus dem überlieferten Zeugenmaterial zurückgewonnen werden kann? Zwar betreffen solche „Verformungen" meist nur die Oberfläche eines Textes; gleichwohl verändern sie — man denke nur an die Beseitigung von Synkopen und Apokopen — dessen Struktur.

In der Tat hat vor mehr als fünfunddreißig Jahren schon Walter Wilson Greg mit seinem bedeutenden Aufsatz „The Rationale of Copy-Text"[64] die theoretische Grundlage für ein solches Verfahren geschaffen, das längst, mehrfach modifiziert und weiterentwickelt, seine Bewährungsprobe in der editorischen Praxis bestanden und zugleich der anglistischen Editionstheorie wesentliche Impulse gegeben hat. Die germanistische Editorik hat Gregs Theorie entweder gar nicht, allenfalls oberflächlich zur Kenntnis genommen oder ist ihr mit einer Art kritischem Argwohn begegnet. Es ist nicht eben hilfreich — weder für theoretische Reflexionen noch für die praktische Editionsarbeit, noch gar für eine dringend erforderliche interdisziplinäre und internationale Diskussion und Kooperation auf dem Felde der Editionswissenschaft —, wenn, zum Beispiel, ohne den geringsten Ansatz einer wissenschaftlichen Beweisführung schlankweg behauptet wird, was man „in der anglistischen Textologie als ‚Copy-Text' bezeichnet", habe „viele Ähnlichkeit mit der Kanonisierung einer ‚Ausgabe letzter Hand'"[65].

Das nicht selten auch von germanistischen Editoren zum Ausdruck gebrachte Unbehagen, unter dem Begriff **Variante** per definitionem sowohl einschneidende, den Sinngehalt, die Struktur und/oder den Sprachstil tangierende Unterschiede zwischen zwei Textfassungen wie auch bloße Differenzen orthographischer Art zu subsumieren[66], hat Walter W. Greg veranlaßt, einen prinzipiellen Unterschied zu machen zwischen „substantive" oder „significant" readings (Lesarten) und „accidentals".[67] Die erste Art betrifft „die Bedeutung dessen, was der Autor gemeint hat, sowie das Wesen seiner Ausdrucksweise" („the author's meaning or the essence of his expression"); die andere fällt, im weitesten Sinne, in den Bereich der Rechtschreibung („spelling, punctuation, word-division, and the like") und berührt hauptsächlich die formale Darbietung eines Textes. Ähnlich definiert Fredson Bowers die „substantives" als „the words as meaningful units" und die „accidentals" als „the form that the words take in respect to spelling, punctuation, capitalization, and division".[68]

Die Erfahrung zeige, so führt Greg weiter aus, daß Schreiber und Setzer unterschiedlich auf diese beiden Variantenarten reagieren: Was die „substantive readings" angehe, so könne davon ausgegangen werden, daß es ihre Absicht sei, sie genau nach der Vorlage zu reproduzieren — wenngleich sie auch, zufällig oder aus dem einen oder andern Grunde auch absichtlich, mitunter davon abweichen —, während bei den „accidentals" die Schreiber und Setzer ihren eigenen Gewohnheiten oder ihrer Neigung folgen, obschon sie, ebenfalls aus verschiedenen Gründen und in unterschiedlichen Graden, von der Vorlage beeinflußt werden können. Wenn wir einmal davon absehen, daß es sich bei den beiden oben vorgestellten „Schach-von-Wuthenow"-Fassungen nicht um Handschriften, sondern um Drucke handelt und daß beim Zustandekommen der zweiten Fassung der Autor selbst mitgewirkt und „substantive variants"

veranlaßt hat, dann haben wir es hier mit einem konkreten Exempel des von Greg abstrakt beschriebenen Modells zu tun. In der Tat treffen die von ihm beschriebenen Vorgänge bei der handschriftlichen oder technischen Reproduktion eines Textes auch auf deutschsprachige Werke zu, und nicht nur auf solche, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gedruckt worden sind.[69]

Was nun die Anwendung seiner Theorie auf die editorische Praxis angeht, so schlägt Greg folgendes Verfahren vor: Der Herausgeber sollte sich in jedem Falle von Varianz fragen, „(1.) ob die ursprüngliche Lesart vernünftigerweise dem Autor zugeschrieben werden kann und ob man (2.) vernünftigerweise annehmen kann, daß der Autor die frühere Lesart durch die spätere ersetzt hat. Wenn die Antwort auf die erste Frage negativ ist, dann sollte man die spätere Lesart als eine zumindest mögliche autorisierte Korrektur gelten lassen (natürlich nur dann, wenn sie ihrerseits nicht unglaubhaft ist). Ist die Antwort auf (1.) positiv und die auf (2.) negativ, dann sollte die originale Lesart beibehalten werden. Wenn die Antworten auf beide Fragen positiv sind, dann sollte man voraussetzen, daß die spätere Lesart auf der Revision beruht, und sie sollte in den Text aufgenommen werden, gleichgültig ob der Herausgeber dies für eine Verbesserung hält oder nicht."[70] Indem dieses Verfahren auf die Restituierung der Autorintention zielt, sind die Entscheidungen in starkem Maße subjektiv (was Greg ausdrücklich einräumt); es kommt jener im Prinzip überwundenen Intuitionsphilologie[71] nahe, die Textkritik als Synthese von Wissenschaft und Kunst begreift[72].

Schließlich schreibt Greg, er sehe keinen Grund, warum der Herausgeber einer kritischen Edition „mißverständliche oder ungewöhnliche Schreibungen" nicht ändern soll, wenn sie nach seiner Überzeugung nicht vom Autor stammen, sondern vom Schreiber oder vom Setzer; und wenn die Interpunktion „ständig falsch oder unvollkommen" ist, soll er sie lieber ganz und gar aufgeben, um den Weg für eine von ihm festzulegende frei zu machen. Er, Greg, halte eine kritische Ausgabe nicht für den geeigneten Ort, „die graphischen Besonderheiten einzelner Texte zu registrieren".[73] Gregs Text-Begriff unterscheidet sich also fundamental von dem, der heute in der germanistischen Editorik vorherrscht. Andererseits entspricht er aber dem des sowjetischen Textologen Dmitri S. Lichatschew, nach dessen Definition alles, was „zu den Formen der Graphik" gehört „oder was als Resultat zufälliger Schreibfehler erscheint, zufälliger Auslassungen des Abschreibers oder zufälliger Wiederholungen des Textes oder zufälliger Einschübe", nicht zu den „Eigentümlichkeiten des Textes" gerechnet werden darf, „sondern nur der Abschrift, der Handschrift".[74]

Gregs Editionslehre läuft also, wie auch Bowers verdeutlichend erklärt hat, auf ein Verfahren hinaus, bei dem „ein eklektischer Text konstruiert werden muß, in welchem die höhere Autorität der meisten Wörter in der revidierten Auflage mit der höheren Autorität der Wortformen in der ersten Auflage" kombiniert wird.[75] — Der „eklektische Herausgeber" jedoch, „der Varianten verschiedener Fassungen kontaminiert, indem er sie in seinen Basistext einträgt, verhält sich nicht wie ein Herausgeber, sondern wie ein Autor" — genauer gesagt: wie ein redactor post mortem auctoris —, „indem er eine neue Fassung herstellt".[76]

7

Der prinzipielle Unterschied zwischen germanistischer und anglistischer Editionstheorie hinsichtlich der Textkonstituierung resultiert, wie mir scheint, aus der Verschiedenartigkeit ihrer jeweiligen literaturtheoretischen Prämissen. Indem die moderne germanistische Editorik der Überlieferung grundsätzlich einen höheren Stellenwert zuerkennt als der Autorisation (sofern diese nicht mit absoluter Sicherheit feststeht), behandelt sie das literarische Werk ausschließlich als ein historisches Dokument. In der neueren anglistischen Editionslehre dagegen fungiert das literarische Werk als ästhetisches Gebilde, als Produkt der schöpferischen Arbeit seines Autors, unverwechselbar und unwiederholbar in seiner sprachlich-künstlerischen Struktur, trotz all der Veränderungen, die es im Laufe seiner Entstehung und oft auch noch nach der ersten Veröffentlichung erfahren hat. Die Idealvorstellung einer derart ästhetisch orientierten Editionsphilologie müßte es sein, einerseits den Schaffensprozeß des Künstlers exakt und detailliert mittels Dokumentation darzustellen und damit nachvollziehbar zu machen, andererseits dem Rezipienten eine nicht überfremdete, unverformte Textfassung zur Verfügung zu stellen, wie sie vom Autor auf einer bestimmten Stufe des Entstehungsprozesses intendiert war, jedoch niemals auf einem einzigen Überlieferungsträger fixiert worden ist. Die erste Forderung, Dokumentation des Schaffensprozesses, ist meines Wissens nie ernsthaft erhoben worden; denn nur ein Bruchteil der Textgenese hat seinen Niederschlag auf dem Papier (oder auf einem Tonträger) gefunden, und was davon an Zeugen und Zeugnissen auf die Nachwelt gekommen ist, läßt nur in den seltensten Fällen — und auch dann nur partiell — eine Abbildung dessen zu, was einst den schriftlich fixierten Teil des Schaffensprozesses ausgemacht hat. Bei Fontane ist die Situation insofern noch einigermaßen günstig, als er zu den Autoren gehört, die ein Werk von Stufe zu Stufe weitgehend mit dem Stift oder mit der Feder — also nicht nur im Kopf — entstehen lassen und von denen, trotz schmerzlicher Verluste, wenigstens Fragmente von Niederschriften aus den verschiedensten Phasen der Werkentstehung überliefert sind.

Folgt aber daraus mit Notwendigkeit, daß auch das vollendete Werk nur in einer Textgestalt dargeboten werden darf, die sich durch „historische Faktizität" legitimiert? Im Falle einer historisch-kritischen Ausgabe spricht in der Tat vieles für ein solches Verfahren, weil hier der edierte Text weniger die Funktion einer Rezeptionsvorgabe für irgendeinen Leser hat, sondern das Bezugsfeld bildet zur Veranschaulichung der im Apparat verschlüsselt verzeichneten Textgenese — ein notwendiges Übel eigentlich, auf das man bequem verzichten könnte, wären die Entstehung und die Geschichte des Textes ausreichend durch Zeugen belegt und ließe sich die absolute Variantenchronologie mit Sicherheit ausmachen. An die Stelle von Text und Variantenverzeichnis(sen) träte der durchgehend genetisch angelegte Apparat[77] — für den dann freilich diese Bezeichnung recht eigentlich nicht mehr zuträfe. Welche Fassung den zu edierenden Text zu bilden habe: diese Frage kann relativ unabhängig sowohl von deren spezifischer ästhetischer Qualität wie von ihrem Stellenwert innerhalb der Entstehungsgeschichte des Werkes entschieden werden. Die letzte autorisierte Fassung — der nach einem nahezu allgemeinen Konsens der

Editionswissenschaftler heute nicht mehr a limine eine Sonderstellung eingeräumt wird – bietet dabei den Vorteil, daß sich die gesamte Textgenese und Textgeschichte nach einer einheitlichen Methode retrospektiv darstellen läßt, während bei der Entscheidung für den Erstdruck oder für dessen Satzvorlage (sofern sie lückenlos überliefert ist) oder eine andere Ausgabe „früher Hand" die Varianten zum Teil retrospektiv, zum Teil prospektiv verzeichnet werden müssen, so daß die Anlage des Apparats komplizierter, weil vielfältiger wird.

Das zweite Verfahren ist allerdings dann zweckmäßig, wenn einerseits relativ zahlreiche genetische Zeugen bekannt sind, andererseits in den Druckfassungen nur hin und wieder einzelne Wörter, Satzteile oder Sätze vom Autor geändert wurden, so daß die Varianten weniger im Hinblick auf den genetischen Zusammenhang als für die Veränderung einzelner Werkstellen von Interesse sind und demgemäß auch mit Hilfe eines Werkstellenapparates dokumentiert werden können. Dieser Fall trifft auf Fontanes Romane und Erzählungen ausnahmslos zu – es sei denn, man betrachtet den verstümmelten, ohne die Mitwirkung des Verfassers zustande gekommenen, aber von ihm gebilligten Vorabdruck des „Quitt"-Romans in der „Gartenlaube" als eine mitteilenswerte Fassung; dann wäre jedoch deren vollständiger Abdruck neben der Buchausgabe (eventuell im Spaltensatz oder auf zwei gegenüberstehenden Buchseiten) vorzuziehen.

Anders stellen sich die Fragen für den Herausgeber einer (anspruchsvollen) Leseausgabe oder einer Studienausgabe, von Editionsformen also, wie sie in weit größerer Zahl hergestellt werden und in wesentlich höheren Auflagen verbreitet sind als historisch-kritische Werkausgaben und die darum nicht selten auch die Grundlagen bilden für die wissenschaftliche Beschäftigung mit einem Autor.[78] Die Mindestanforderung, die man billigerweise an solche Editionen stellt, ist die nach einem geprüften, zitierbaren Text mit den nötigen Informationen über dessen Herkunft oder Konstituierung. Ein Leser, für den der Text nichts anderes ist und auch nichts anderes zu sein braucht als die Vorgabe für die individuelle Aneignung des jeweiligen Werkes, wird wenig Verständnis für die Argumentation aufbringen, daß Überlieferung in jedem Falle vor Autorisation zu gehen habe; doch auch der Benutzer einer Studienausgabe wird sich kaum mit dem Hinweis auf „historische Faktizität" begnügen, wenn er nicht erfährt, in welcher Weise der Überfremdungsprozeß vonstatten gegangen ist und welche Deformationen das Werk im Verlauf seiner technischen Produktion und Reproduktion im einzelnen erfahren hat. Doch eben solche Informationen vermag eine Studienausgabe konkret und detailliert günstigstenfalls anhand kleiner Textsegmente zu bieten. Hier kann meines Erachtens die Methode von Greg und Bowers der germanistischen Editionskunde und Editionspraxis wertvolle Anregungen und fruchtbare Impulse geben. Das heißt nicht, daß ihrer pauschalen, kritik- und bedenkenlosen Übertragung auf deutschsprachige Literatur das Wort geredet werden soll.

Von zentraler Bedeutung in Gregs Theorie ist die Differenzierung der Variantenarten, ihre Trennung in zwei Kategorien von unterschiedlicher Wertigkeit für die Qualität des Textes. Bei der Übertragung auf deutschsprachige Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedarf der Begriff „accidental reading" oder „accidental variant", bedingt durch die größere Variabilität

einzelner deutscher Wortformen (auch in der Schriftsprache), der Modifizierung. Für Greg und Bowers sind „accidentals" theoretisch Differenzen in den Wortformen, praktisch fast ausschließlich „Augenvarianten"[79], Differenzen also, die allein die Schreibung betreffen und beim Sprechen nicht wahrgenommen werden. Im Deutschen müßten den „accidentals" auch Synkopen und Apokopen (bzw. deren Aufhebung) zugerechnet werden sowie Unterschiede im Lautstand (Hülfe — Hilfe u. ä.). Antiquierte oder (den Sprachstil bewußt) antiquierende Formen, wie sie z. B. in Storms Chroniknovellen begegnen oder bei Raabe häufig zu finden sind, gehören ebenfalls hierher; sie spielen jedoch bei Fontane so gut wie keine Rolle. Die zu den „Lautvarianten" zählenden „accidentals" sind wiederum von unterschiedlichem Gewicht. Denn ob es Reiter oder Reuter, verdrießlich oder verdrüßlich, ergötzen oder ergetzen, fünfzig oder funfzig, Tinte oder Dinte heißt, hat zumeist sprachhistorische oder sprachgeographische Ursachen, während Synkopierungen und Apokopierungen allein dem Stilwillen des Autors zugerechnet werden müssen, sei es, daß er die Sprechweise einer Person damit charakterisieren will, sei es aus sprachrhythmischen oder sprachmelodischen Gründen[80] oder um einen Hiatus zu vermeiden.

Hinsichtlich der Behandlung von Orthographie und Interpunktion gibt es in der anglistischen Editionsphilologie keinen einheitlichen Standpunkt. Während zum Beispiel R. C. Bald vor allem die Bedürfnisse des Lesers („the reader's convenience") berücksichtigt wissen möchte und die Entscheidung „letzten Endes" dem Geschmack und dem Urteil des Herausgebers überläßt[81], ist Bowers entschieden gegen jegliche Modernisierung bei der Herausgabe von Werken amerikanischer Autoren des 19. Jahrhunderts[82]; Greg scheint dieser Frage keine vorrangige Bedeutung beizumessen[83]. Bei germanistischen Editionstheoretikern und Editoren macht sich in zunehmendem Maße eine Tendenz zur Bewahrung der historischen Orthographie bemerkbar, im Extremfall sogar verbunden mit der „Forderung der Textologie an die belletristischen Verlage", klassische Autoren in der „originalen Orthographie" herauszugeben[84], weil auch eine behutsame Modernisierung die Texte „in ihrer Substanz zerstören" könne[85]. Dabei wird weder das Problem der Doppelautorisierung noch das der Textüberfremdung ernsthaft diskutiert, noch wird die Frage gestellt, inwieweit und ob überhaupt rein graphische Varianten den Text eines literarischen Werkes betreffen, d. h. ob bloße Augenvarianten eine andere Fassung konstituieren.

Wenn ein Herausgeber den Graphemen keine den Text (im editionsphilologischen Sinne) betreffende Qualität zuerkennt, wird er sich bei dessen Darbietung anders verhalten als einer, der die phonetisch, semantisch und stilistisch gänzlich irrelevante, oft genug vom Setzer und nicht vom Autor stammende Schreibung einzelner Wörter für unantastbar, weil „historisch" legitimiert, hält. „Die Qualität der Textwiedergabe bemißt sich nach dem Respekt gegenüber dem Überlieferten."[86] Einer solchen (allgemeinen) Maxime wird niemand widersprechen wollen, vorausgesetzt, er weiß, was mit dem „Überlieferten" eigentlich gemeint ist: ein sprachliches Kunstwerk aus dem lebendigen Erbe unserer Nationalliteratur? oder die Deformierungen, die es bei seiner technischen Reproduktion erfahren hat? Wer seinen „Respekt gegenüber dem Überlieferten" bis in diesen Bereich ausdehnt, müßte konsequenterweise auch die Imitation der Druckschrift, des Schriftgrades und des

Satzspiegels, des Buchformats, des Einbandes und der Papiersorte verlangen — und hätte doch statt des Originals nur dessen Imitation in der Hand und vor Augen! Es ist nicht möglich, hier all die Gründe aufzuzählen, die seriöse Verleger, die wissenschaftlich gebildete Buchredakteure und Herausgeber veranlassen, ihre Aufgabe „nicht in einer genauen Übernahme des Erstdrucks mit seinen Zufälligkeiten und Fehlern"[87] zu sehen. Gefragt aber werden muß: Wer mag und kann entscheiden, ob das „Ungenügen an den Klassikern" — wo und bei wem? — darin begründet liegt, daß sie „immer wieder zeitgenössisch verkleidet werden"[88], oder ob nicht gerade der philologische Historismus jene „Einschüchterung durch die Klassizität" mitverschuldet hat und weiter mitverschuldet, von der Bertolt Brecht gesprochen hat und um deren Behebung er bemüht war.

8

Was nun Fontane angeht, so wird nach meiner Ansicht der Text in seiner Substanz in keiner Weise verändert, ob ich nun (wie der Autor) **kommandirt** oder (nach Vorabdruck und Buchausgabe) **commandirt** oder aber (gemäß Duden-Regel) **kommandiert** drucken lasse. Muß ich **Kolonnade** zu **Colonnade** ändern, **Kommando** zu **Commando, Operettenakt** zu **Operettenact, Prozeß** zu **Proceß,** muß ich mich wirklich den Setzern fügen oder irgendwelchen Hausregeln der Druckereien, nur weil die „historische Faktizität" es nicht erlaubt, Fontanes „modernere" Schreibweise beizubehalten? Denn dessen Satzvorlage von „Unwiederbringlich" ist nicht vollständig überliefert und kommt deshalb als zu edierender Text nicht in Frage. Andererseits erscheinen mir (in den Drucken berichtigte) Fontanesche Schreibungen wie **Roccoco** oder **Kiehnspahn** kaum überlieferungswürdig; bei **Knax** oder **Knix** würde ich schon eher schwanken. Und wenn nun gar in den Drucken **Capitän** steht und in der Vorlage **Capitain,** dann glaube ich mich berechtigt, das Wort in **Capitaine** zu korrigieren (es handelt sich um einen Hauptmann, nicht um einen Schiffskapitän); denn ich erspare mir und den Lesern eine Anmerkung, die zudem noch, expressis verbis oder nicht, den Zeigefinger des Schulmeisters — „Hier irrte Fontane!" — erkennen ließe.

Das alles gilt für Leseausgaben und für solche Studienausgaben — unter diesem Ausdruck werden ziemlich unterschiedliche Editionstypen zusammengefaßt —, von deren Benutzern angenommen wird, daß ihre Interessen nicht vorrangig philologischer Art sind. Gleichwohl erscheint es mir fraglich, ob den Benutzern wissenschaftlicher Editionen (im strengen und strengsten Sinne) wirklich mit einer minuziösen Verzeichnung sämtlicher orthographischer Differenzen gedient ist, vor allem dann, wenn diese zusammen mit den „substantive variants" und den die Textstruktur tangierenden „accidentals" in einem und demselben Apparat erscheinen. In einer historisch-kritischen Fontane-Ausgabe würde sich für „Schach von Wuthenow" wohl die erste Buchausgabe als Vorlage für den zu edierenden Text anbieten, weil der Vorabdruck zwar (weitgehend) Fontanes Orthographie, nicht aber seine letzten Textänderungen enthält. Für „Unwiederbringlich" käme auf Grund der (gegenwärtigen) Überlieferungslage nur einer der beiden Drucke in Betracht, wohl ebenfalls die Buchausgabe mit den letzten Autorkorrekturen. In beiden Fällen also wäre die originale Rechtschreibung und Zeichensetzung nur im Apparat zu

finden, aus dem sie der daran interessierte Benutzer mühsam herauszusortieren hätte. Doch trifft der Ausdruck **original** hier nur annäherungs- bzw. teilweise zu; denn für den Vorabdruck von „Schach von Wuthenow" fehlt die Möglichkeit einer exakten Kontrolle, und für „Unwiederbringlich" ist nur eine partielle Dokumentation möglich. Ich hielte deshalb eine detaillierte **Beschreibung** der orthographischen Differenzen, verbunden mit der Erläuterung ihrer Ursachen und veranschaulicht durch eine exemplarische Auflistung im Bereich einzelner Kapitel für sinnvoller als deren lückenlose **Verzeichnung.**

Selbstverständlich gibt es auch orthographische und Interpunktionsvarianten, die den Text in seiner Struktur berühren, besonders auf dem Felde der Groß- oder Klein- wie der Getrennt- oder Zusammenschreibung, und daß ein falsch gesetztes oder ein fehlendes Komma den Sinn einer Aussage verändern können, ist allgemein bekannt. Nicht in jedem Falle läßt sich mit letzter Sicherheit spontan entscheiden, ob eine Augenvariante nicht auch zugleich eine Lautvariante ist. Ein Herausgeber, der zwischen Textvarianten und Textdifferenzen unterscheidet und diese Unterscheidung bei seiner Textkonstituierung berücksichtigt, muß die Stileigentümlichkeiten und Schreibgewohnheiten „seines" Autors genau kennen und darf seine Entscheidung nicht allein von der einzelnen Werkstelle her treffen. Auf diese Weise bleibt für die Textkonstituierung ein subjektiver Spielraum, der sich durch langfristige Arbeitsvorbereitung und kollektive Herausgeberschaft zwar einschränken, nicht aber völlig aufheben läßt. Wer Textphilologie als eine schöpferische und nicht als eine ausschließlich (wenn auch hochqualifizierte) mechanische Tätigkeit versteht, wird das nicht unbedingt als einen Nachteil ansehen.

Größeres Gewicht als die orthographischen Differenzen haben für die Qualität eines Textes jene „accidental variants", die phonetische Unterschiede betreffen, den Lautstand sowohl als auch die elidierten oder nicht elidierten Wortformen. Hier sind weder Normierungen noch Modernisierungen am Platze. Wer immer ein älteres literarisches Werk als Neudruck herausbringt und dies nicht allein deshalb tut, um es als historisches Dokument vorzustellen, der sollte der Intention des Autors in bezug auf Lautstand und Wortformen so nahe wie möglich zu kommen versuchen. Daß die Überlieferungslage dieser Forderung Grenzen setzt, schränkt ihre prinzipielle Gültigkeit nicht ein. Sofern die vom Autor angefertigte oder in seinem Auftrag abgeschriebene und von ihm autorisierte Satzvorlage vollständig überliefert ist, sollten, der Editionstheorie von Greg und Bowers gemäß, in diesem Bereich die Veränderungen, die der Text während des technischen Produktionsprozesses erfahren hat, rückgängig gemacht werden, sofern sie mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit als bewußte oder versehentliche Eingriffe Fremder ausgemacht werden können. Voraussetzung dafür ist natürlich, daß man eine exakte Unterscheidung zwischen „substantive variants" und „accidental variants" trifft und präzis festlegt, welche Arten von „accidentals" man als die Struktur des Textes tangierende gelten läßt. Dem Einwand, daß man ja, wenn die vom Autor benutzten Korrekturabzüge verschwunden sind, nicht genau wissen könne, ob die eine oder andere Veränderung nicht vielleicht eine Autorvariante ist, und sich deshalb doch lieber an die Überlieferung halten solle, diesem Einwand läßt sich damit begegnen, daß es besser ist, gelegentlich gegen den Autorwillen zu verstoßen, als diesen in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle wissentlich

unberücksichtigt zu lassen. Auf Fontanes Romane und Erzählungen kann man allerdings dieses Verfahren – mit einer Ausnahme – nicht anwenden, da zur Zeit nur die Satzvorlage für die Erstausgabe von „Ellernklipp" vorhanden ist. (Es wäre deshalb wünschenswert, wenn von dieser Erzählung einmal eine Art kritische Modelledition erarbeitet würde, die zugleich die Möglichkeit böte, Editionsmethoden und Editionstechniken praktisch zu erproben.) Für alle anderen Romane und Erzählungen Fontanes müßte der Vorabdruck oder die erste Buchausgabe die Vorlage für den zu edierenden Text bilden, da es nicht angeht, innerhalb eines Werkes nach unterschiedlichen Editionsprinzipien zu verfahren. Um so dringender aber ist es geboten, daß der Herausgeber die Leser auf die Probleme aufmerksam macht und sie über die von den Setzern stammenden Deformierungen orientiert. Die vollständige Verzeichnung der akzidentiellen Lautvarianten erscheint mir dabei wichtiger als die penible Registrierung des „historisch orthographischen Abfalls"[89].

Im Lichte der Theorie von Greg und Bowers sollte die verbreitete Auffassung neu überdacht werden, wonach dem edierten Text einer kritischen Edition nur dann anstelle des Erstdrucks dessen Satzvorlage zugrunde gelegt werden darf, wenn diese vollständig überliefert ist und wenn der Autor nachweislich keine Korrektur gelesen hat (oder – was nur in Ausnahmefällen vorkommt – wenn Korrekturabzüge überliefert sind, deren vom Autor korrigierter Satz mit dem Druck übereinstimmt).[90] Die erste Bedingung – vollständige Überlieferung der Satzvorlage – bleibt unbestritten (wie oben bereits ausgeführt); für die zweite schlage ich eine Modifikation vor: Zwar muß, wenn der Autor Korrekturen im Schriftsatz vorgenommen hat, die Korrekturabzüge aber nicht mehr vorhanden sind, der **Druck** den edierten Text bilden; für die akzidentiellen Lautvarianten aber ist die in der autorisierten Satzvorlage dokumentierte Form maßgebend. Dasselbe gilt für die Interpunktion sowie für die rein orthographischen Differenzen, sofern die Rechtschreibung nicht generell behutsam modernisiert wird. Ausgeschlossen bleiben Änderungen, für die sich kein Beleg beibringen läßt, etwa Rekonstruktionen nach dem Analogieprinzip in Fällen, wo in einer Handschrift nur wenige Seiten fehlen oder einzelne Textstellen infolge Beschädigung unleserlich geworden sind. Das Verfahren darf auch nicht auf die „substantive variants" übertragen werden, selbst dann nicht, wenn der Herausgeber davon überzeugt ist, daß solche Varianten in dem einen oder anderen Falle nicht vom Autor stammen, weil es sich um **typische** Setzerversehen wie Auslassungen, Erweiterungen, Vertauschungen, Ersetzungen von Buchstaben, Silben, Wörtern oder Satzteilen[91] handelt. Hier würden Eingriffe eine Kontamination zweier Textfassungen bedeuten. Die Oberflächenrestaurierung (im Bereich der „accidentals") des verderbten, überfremdeten, „verwitterten"[92] Textes dagegen ist kein kontaminierendes oder eklektisches Verfahren; sie wirkt vielmehr den Deformierungstendenzen entgegen, denen ein literarisches Werk „im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit" (W. Benjamin) zwangsläufig unterliegt.

9

Die von mir vorgeschlagene Methode der Textkonstituierung ist zwar weit interessanter für eine kritische Keller-, Raabe- oder Storm-Edition – da von diesen Autoren in beträchtlichem Umfang handschriftliche Satzvorlagen erhal-

ten geblieben sind —, sie hat jedoch auch für die Herausgeber Fontanescher Romane und Erzählungen nicht nur theoretisch-grundsätzliche, sondern auch praktische Bedeutung. Denn sie läßt sich analog auf die gedruckten Textfassungen übertragen. Bildet nämlich, aus welchen Gründen immer, die Buchausgabe (B) die Textgrundlage der kritischen Edition, dann sollten die „accidental variants" aus dem Vorabdruck (V) übernommen werden, wenn beiden Drucken nachweislich dasselbe (verschollene) Manuskript zugrunde gelegen hat oder wenn ein Exemplar von V, vom Autor durchgesehen oder nicht, die Satzvorlage für B war. Zwar finden sich im allgemeinen weniger Setzerfehler (und häufig auch weniger absichtliche Setzereingriffe), wenn ein Druck die Satzvorlage gebildet hat; gleichwohl sind abermalige Verformungen und Verwitterungen, wenn auch in geringerem Grad, zu beobachten. Für Fontanes Erzählprosa sind freilich die wenigen von Mugnolo und von mir untersuchten Kapitel noch keine ausreichende Basis, um gesicherte Aussagen über signifikante Veränderungen der Texte während der Druckgeschichte zu Lebzeiten des Autors treffen zu können. Bestimmte Trends jedoch lassen sich, wie mir scheint, deutlich erkennen.

Will man bei der Vorbereitung einer kritischen Ausgabe der Romane und Erzählungen Fontanes in all den Fällen, in denen die erste Buchausgabe als Textgrundlage in Frage kommt, in denen es aber auch einen autorisierten Vorabdruck gibt, dessen „accidentals" übernehmen, dann muß man zuvor die Deszendenz der Drucke prüfen, um sicherzugehen, daß dem älteren Druck wirklich ein größerer Autorisationsgrad hinsichtlich der bloßen Textdifferenzen eignet. Obgleich auf diesem Felde, insbesondere bei der Vorbereitung der Fontane-Ausgabe des Aufbau-Verlages, einige wichtige Erkenntnisse gewonnen worden sind[93], bleibt noch vieles zu tun. Nur in wenigen Fällen steht überhaupt fest, daß die Buchausgabe nach einem vom Autor erneut durchgesehenen Exemplar des Vorabdrucks gesetzt worden ist, in anderen ist dies mit mehr oder minder hoher Wahrscheinlichkeit zu vermuten; manchmal — vor allem wenn der Vorabdruck in einer Tageszeitung erschienen ist — enthalten jedoch die bis jetzt bekannt gewordenen Zeugnisse keine Indizien dafür, ob zwei Drucke voneinander abhängig sind, ob sie auf dieselbe oder auf zwei verschiedene handschriftliche Vorlagen zurückgehen. Erneute Prüfung der einschlägigen Materialien (mit Einschluß der bei der Vorbereitung der Ausgabe noch nicht bekannten bzw. zeitweilig verschollenen) und minuziöse Textvergleiche sind von Fall zu Fall erforderlich, damit sich ein reales Stemma aufstellen läßt. Die Problematik kann hier nur exemplarisch angedeutet werden.

Der Roman „Vor dem Sturm" erschien erstmals von Januar bis September 1878 in der Leipziger Wochenschrift „Daheim" und Anfang November desselben Jahres im Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin. Am 9. August erhielt Fontane sein Manuskript aus Leipzig zurück, woraus Gotthard Erler im Kommentar der „Romane und Erzählungen" folgert: „Nachdem der Text für V in Leipzig gesetzt worden war, schickte die Redaktion die Handschrift zurück. ... Für den Satz der Buchausgabe existierte demnach offensichtlich ein weiteres Manuskript."[94] Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß damals bereits beide Druckfassungen, auf verschiedenen Maschinen, doch in demselben graphischen Betrieb, gesetzt worden waren; denn sowohl die Wochenschrift „Daheim" wie die Buchausgabe von „Vor dem Sturm" wurden bei B. G. Teubner in Leipzig

hergestellt. Offensichtlich hat man von dem Manuskript zuerst den Satz für „Daheim" und dann den für die Hertz'sche Ausgabe angefertigt. Fontanes Nachricht an Hertz vom 15. September, „daß die nächste Nummer des ‚Daheim' die beiden Schlußkapitel des Romanes bringen" werde und daß er „alle Fahnen . . . durchcorrigirt" habe[95], legt die Vermutung nahe, die Autorkorrekturen seien nicht nur für den Vorabdruck, sondern auch für die Buchausgabe bestimmt gewesen. Ob diese Hypothese zutrifft, läßt sich freilich nur auf Grund einer durchgehenden Kollationierung beider Drucke feststellen.

Als Fontane Anfang August 1890 Wilhelm Hertz das Manuskript von „Quitt" ankündigte, fügte er hinzu, es handle sich dabei um „gute Fahnen", die er von der „Gartenlaube" bekommen habe[96]. Diese Bemerkung muß den im höchsten Maße irritieren, der weiß, daß der Vorabdruck in dem bekannten Familienblatt in einer total verstümmelten Version, wenngleich mit Fontanes generellem Einverständnis, erschienen ist. Unwahrscheinlich ist es, daß Fontane die „Gartenlauben"-Fahnen nach einer Handschrift korrigiert hat; denn es wäre ganz gewiß weniger aufwendig und für die Setzer der Buchausgabe hilfreicher gewesen, eine neue durchgehend handschriftliche Satzvorlage anfertigen zu lassen, falls das den unverstümmelten Text enthaltende Original keine Reinschrift war. Doch Fontane hat ja keine Handschrift, sondern „Gartenlauben"-Fahnen als Vorlage für die Buchausgabe geliefert. Zur Auflösung des Rätsels ist eine — wenigstens partielle — Rekapitulation der Entstehungsgeschichte des Romans erforderlich.

„Quitt" war von Anfang an für die „Gartenlaube" bestimmt[97], und schon drei Jahre vor Beginn der Fortsetzungsveröffentlichung hatte Fontane an Adolf Kröner, den Eigentümer des Blattes, geschrieben: „Kürzungen, Änderungen, Einschränkungen der französischen Brocken, Wegfall der letzten Kapitel, an nichts nehme ich Anstoß . . . Alles leuchtet mir mit seiner Berechtigung so sehr ein oder ist mir, wo ich anders darüber denke (wie die Schlußkapitel und das Französische) doch so begreiflich, daß mir ein Feilschen über alle diese Punkte, die doch schließlich nicht das Leben der Sache treffen, nur kleinlich vorkommen würde."[98] Der Brief erweckt den Eindruck, daß Kröner die Arbeit gekannt hat, die damals freilich erst im Entwurfsstadium vorlag. Tatsächlich findet sich in einer fragmentarisch überlieferten handschriftlichen Rohfassung am Ende des 22. Kapitels (dort: Teil 2, Kapitel 6) neben dem halb französisch geführten Gespräch zwischen Lehnert Menz und Camille L'Hermite eine Bleistiftnotiz von fremder Hand: „Ließen sich diese Antworten nicht in deutscher Sprache geben, da ja das Übrige, was L'Hermite sagt, auch deutsch gegeben wird? Die G[artenlaube] hat sicher über 100 000 Leser, welche nicht französisch verstehen."[99] Ganz offensichtlich war es Adolf Kröner, der diese Fassung in der Hand gehabt hat.

Am 11. November 1889, einem Montag, teilte Fontane Georg Friedlaender mit, er habe „in der vorigen Woche schon die Korrektur in Händen gehabt"; leider werde ihm „die Geschichte sehr gekürzt und hier und da auch wohl verunstaltet werden".[100] Vier Tage später schrieb der Autor an die Redaktion der „Gartenlaube": „Ergebensten Dank für den Roman in seiner Urform, wie für die freundlichen Zeilen, womit Sie die Fahnensendung begleitet haben. / Was die vorzunehmenden Kürzungen und Änderungen angeht, so wiederhole ich meine ganz ergebenste Bitte, frei schalten zu wollen, ohne mir die Sache noch

'mal vorzulegen." Und mit Bezug auf die obenerwähnte Stelle am Schluß des 22. Kapitels heißt es: „Außerdem, wenn's sein kann, räumen Sie unter den französischen Brocken nicht zu sehr auf. Vieles wird ohnehin fallen und nimmt dann die Brocken mit in den Orkus; an ein paar Stellen sind sie aber doch von Wichtigkeit, so da wo L'Hermite, auf Lehnerts Fragen, in zwei, drei französ. Worten immer knapp die Antwort giebt. Wird das übersetzt, so ist der Effekt weg."[101] Aus diesen beiden Briefen geht hervor, daß Fontane damit rechnet, die Redaktion werde seinen Roman kürzen und verunstalten, **nachdem** sie ihm die Korrekturfahnen geschickt hat; ja er äußerte eine Woche nach dem Eintreffen dieser Fahnen, ohne sich auf sie zu beziehen, noch einzelne Wünsche, ließ aber im ganzen der Redaktion freie Hand und verzichtete sogar ausdrücklich darauf, die bearbeitete Fassung vor dem Druck zur Kenntnis zu nehmen. **Die Fahnen, die Fontane Anfang November von der „Gartenlaube" erhalten hat, können unmöglich mit dem Vorabdruck identisch sein.** Ganz offenkundig hat man zunächst das vom Autor gelieferte Manuskript unverändert setzen zu lassen und erst später die Bearbeitung vorgenommen. Der „Roman in seiner Urform" wäre demnach wohl mit der „Fahnensendung" identisch. (Fontane scheint übrigens die „Gartenlauben"-Fassung des „Quitt"-Romans im einzelnen gar nicht gekannt zu haben.[102]) Irritierend freilich ist, daß er sich am 28. Juli 1890, diesmal bei Adolf Kröner selbst, für „das Manuskript von ‚Quitt'" bedankte, das dessen „gütige Weisung" an ihn hatte gelangen lassen.[103] Wenn wir davon ausgehen, daß es sich bei den am 15. November 1889 bestätigten Fahnen um den (nie ausgedruckten) Satz nach der von Emilie Fontane geschriebenen, von Theodor Fontane korrigierten Vorlage handelt — um einen Abzug, um den der Autor möglicherweise schon im Hinblick auf die Buchausgabe gebeten hatte —, dann kann das im Brief vom 28. Juli 1890 erwähnte **Manuskript** eigentlich nur diese Vorlage sein. Denn daß womöglich die Entwurfsfassung gemeint war, die Kröner 1886 gelesen hatte, ist insofern unwahrscheinlich, als Fontane diese ja für die „Korrektur", d. h. die gründliche Überarbeitung benötigte, die er von Juli 1888 bis April 1889 vornahm, und für die anschließende Abschrift von der Hand seiner Frau. — Obwohl ich überzeugt bin, daß es einen kompletten Fahnenabzug der (nur in Bruchstücken überlieferten) Endstufe der Handschrift gegeben hat, bedarf die Hypothese und bedürfen vor allem die Interpretationen der Briefstellen der Überprüfung, entweder mittels Kollationierung der in dieser Handschrift (wieder) vorhandenen Kapitel mit Vorabdruck und Buchausgabe oder anhand neu auftauchender Schreiben Kröners oder der „Gartenlauben"-Redaktion an Fontane.

Daß Zeitschriftenredaktionen sich im vorigen Jahrhundert nicht scheuten, einen fertigen Satz noch einmal stark korrigieren zu lassen, und dabei einen hohen Anteil Neusatz in Kauf nahmen, zeigt auch die Druckgeschichte anderer Werke Fontanes. So schrieb dieser am 21. März 1880 an Gustav Karpeles, den Redakteur von „Westermanns Monatsheften", im Zusammenhang mit der Vorbereitung des Vorabdrucks von „Ellernklipp": „Die Novelle ist etwa vier Bogen lang, eher ein paar Seiten weniger. Ich erbitte dafür ... vierhundert Taler. Empfange auch den Abzug des Ganzen, in welcher Gestalt ich es später ... als Buch herausgebe. Macht das Arrangement der Nummer Kürzungen nötig, so laß ich sie mir bis zur Reduzierung auf drei und einen halben Bogen gefal-

len."[104] Die oben ausgesprochene Vermutung, „Vor dem Sturm" sei für „Daheim" und für die erste Buchausgabe nach derselben Vorlage gesetzt worden, geht ebenfalls von der Annahme aus, daß der Satz des Vorabdrucks im nachhinein noch stark verändert worden ist, das heißt, daß die „beträchtlichen Kürzungen" in der Zeitschriftenfassung ebenso wie die redaktionellen Textänderungen — auch hier ging es u. a. um die Übersetzung französischer Partien[105] — anhand eines Fahnenabzugs vorgenommen worden sind. Aus all diesen Beobachtungen muß folgender Schluß — und dies nicht allein für die Fontane-Edition — gezogen werden: Wenn Korrekturfahnen vorhanden sind, dürfen sie nicht ungeprüft stemmatisch dort eingeordnet werden, wo auf Grund der „normalen" (heutigen) Abfolge von technischer Produktion und Autorkorrektur ihr Platz zu vermuten wäre.

10

Redaktionell verstümmelte Fassungen Fontanescher Werke, sofern diese auch in mindestens einem späteren, die Autorintention einigermaßen korrekt wiedergebenden Druck vorhanden sind, waren für die Fontane-Herausgeber bisher nur von peripherem Interesse, etwa im Zusammenhang mit der Beschreibung der Textgeschichte; „textkritisch" galten sie als praktisch bedeutungs- oder belanglos.[106] Dabei handelt es sich jedoch, strenggenommen, um autorisierte Texte, wenn wir Autorisation als einen juristischen Akt, nicht als eine sprachlich-künstlerische Entscheidung des Verfassers ansehen. Fontane hat der Redaktion der „Gartenlaube" freie Hand gegeben, den „Quitt"-Roman nach ihrem Gutdünken zu bearbeiten, und daß er das Ergebnis gleichwohl als Verunstaltung empfunden und bezeichnet hat, ändert nichts an der Tatsache, daß die „Gartenlauben"-Leute im „Recht" und keine Raubdrucker waren. (Daß sich Fontane, gewiß nicht leichten Herzens, aus Gründen der Existenzsicherung zu solchem Tun entschließen mußte — Kröner zahlte ihm mehr als das Dreifache dessen, was er von Hertz für die Buchausgabe bekam[107] —, braucht in diesem Zusammenhang nicht weiter erörtert zu werden.)
Wer in der Editionsphilologie der Überlieferung größere Bedeutung beimißt als der Autorisation, für den ist die „Gartenlauben"-Fassung von „Quitt" nicht minder wichtig als das in der Buchausgabe reproduzierte „Original" des Romans; denn jene hat — vermutlich in mehr als 300 000 Exemplaren verbreitet[108] — zweifellos eine weit größere zeitgenössische Wirkung gehabt als diese. Man hat, nicht zu unrecht, wie mir scheint, die aus dem Vergleich der beiden „Quitt"-Fassungen zu gewinnenden Resultate „ein Stück ungeschriebene Geschichte in der Fontane-Rezeption"[109] genannt, weil Fontane hier auf der einen Seite nur als „Heimatautor" beim Publikum ankam, auf der anderen Seite aber sich als Zeitkritiker „mit der Absicht an die Leser wandte, ihre Denk- und Anschauungsformen zu reflektieren"[110]. Eine historisch-kritische Ausgabe müßte beides dokumentieren und dürfte auch im Falle einer bloß juristischen Autorisation nicht auf „historische Faktizität" verzichten. Ein Paralleldruck beider Fassungen könnte deren unterschiedliche Wirkungsstrategien am sinnfälligsten demonstrieren.
Manches Weitere, was für eine kritische Fontane-Ausgabe zu bedenken ist, wäre noch zu erwähnen — zum Beispiel, daß die zeit- und kostenaufwendige Vorbereitung einer solchen Edition verlorne Liebesmüh ist, wenn die druck-

technische Darbietung der Ergebnisse nicht mit peinlichster Sorgfalt überwacht wird[111]; denn wissenschaftliche Veröffentlichungen, nicht zuletzt die Apparate kritischer Ausgaben, sind noch mehr der Gefahr einer Deformierung ausgesetzt als „glatte" Erzählprosa. Zu diskutieren wäre, bis zu welchem Grade und nach welchen Methoden druckinterne Varianz ermittelt werden muß. Otfried Keiler hat im Vorwort zu Mugnolos „Vorarbeiten" darauf hingewiesen, daß die Fontane-Ausgabe des Aufbau-Verlages „nicht alle denkbaren Unterschiede bis hin zu Veränderungen im Plattendruck ermitteln konnte", und daraus weitgehende Schlußfolgerungen gezogen.[112] Die Ermittlung möglicher Varianz bei stereotypiertem Satz, und zwar nicht nur von Auflage zu Auflage, sondern auch zwischen verschiedenen Exemplaren derselben Auflage, hätte den Einsatz eines modernen Kollationsgerätes sowie die Verfügbarkeit über eine größere Anzahl Exemplare vorausgesetzt; für beides aber wäre eine internationale Kooperation erforderlich gewesen, wie sie nur bei zentralen Forschungsprojekten möglich ist. Auch verspricht die analytische Druckforschung — auf die bei der Vorbereitung einer historisch-kritischen Ausgabe gleichwohl nicht verzichtet werden sollte — für Fontane schon deshalb weniger Resultate als für andere Autoren, weil seine Bücher zu seinen Lebzeiten nur selten nachaufgelegt worden sind.

Ich breche hier ab. Meine Bemerkungen sind vielleicht — jedenfalls nach den gegenwärtig herrschenden Lehrmeinungen der germanistischen Editionswissenschaft — nicht auf die wichtigsten Probleme einer kritischen Fontane-Ausgabe gerichtet, wohl aber auf Probleme, die mir als einem Editionspraktiker wichtig genug erscheinen, um öffentlich zur Diskussion gestellt zu werden. Gerade weil zum gegenwärtigen Zeitpunkt sowohl die personellen, wissenschaftsorganisatorischen, finanziellen und technischen wie auch die theoretischen und methodologischen Voraussetzungen für eine umfassende kritische Fontane-Ausgabe noch nicht, zumindest nicht im ausreichenden Maße gegeben sind, sollte die Zeit für prinzipielle theoretische Debatten, praktische Experimente und Vorleistungen genutzt werden. Je intensiver das geschieht und je größer der Konsens ist, der sich dabei, hoffentlich, zwischen Fontaneforschern und Editionsspezialisten herausbildet, um so größer ist auch die Aussicht, daß eine solche Ausgabe nicht schon in statu nascendi jenen Keim in sich trägt, der sie früher oder später zum Editionstorso verkümmern läßt.

Anmerkungen

1 Köster, Albert: Prolegomena zu einer Ausgabe der Werke Theodor Storms. Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse. Leipzig 1918. Bd 70, H. 3, S. 1.

2 Ebd., S. 3.

3 Raabe an Edmund Sträter, 24. März 1890. — In: „In alls gedultig". Briefe Wilhelm Raabes. Im Auftrage der Familie Raabe hrsg. v. Wilhelm Fehse. Berlin 1940, S. 249.

4 Fontane an Storm, 22. Mai 1868. — In: Theodor Storm — Theodor Fontane. Briefwechsel. Kritische Ausgabe. In Verbindung mit der Theodor-Storm-Gesellschaft hrsg. v. Jacob Steiner. Berlin (West) 1981, S. 126.

5 Ebd., S. 127 f.

6 Fontane an Wilhelm Hertz, 11. Dezember 1885. — In: Theodor Fontane, Briefe an Wilhelm und Hans Hertz. 1859—1898. Hrsg. v. Kurt Schreinert. Vollendet u. mit einer Einführung versehen v. Gerhard Hay. Stuttgart 1972, S. 282.

7 Thorpe, James: The Aesthetics of Textual Criticism. — In: Art and Error. Modern Textual Editing. Essays Compiled and Edited by Ronald Gottesman and Scott Bennett. London 1970, S. 88.

8 Hahn, Karl-Heinz / Holtzhauer, Helmut: Wissenschaft auf Abwegen? Zur Edition von Werken der neueren deutschen Literatur. In: forschen und bilden. Mitteilungen aus den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Heft 1, März 1966, S. 17 f. — Hahn, Karl-Heinz: Die Heine-Säkularausgabe. Anliegen und Probleme der wissenschaftlichen Edition neuzeitlicher poetischer Texte. In: Heinrich Heine. Streitbarer Humanist und volksverbundener Dichter. Internationale wissenschaftliche Konferenz aus Anlaß des 175. Geburstages von Heinrich Heine vom 6. bis 9. Dezember 1972 in Weimar. Weimar 1973, S. 277–299, bes. 287 ff. — Weidl, Erhard: Heinrich Heines Arbeitsweise. Kreativität der Veränderung. Hamburg 1974, S. 117. — Lüders, Detlev: Probleme der Varianten-Auswahl. Zu den Apparat-Prinzipien der vom Freien Deutschen Hochstift — Frankfurter Goethe-Museum veranstalteten Brentano- und Hofmannsthal-Editionen. In: Die Nachlaßedition. La publication de manuscrits inédits. Akten des vom Centre National de la Recherche Scientifique und der Deutschen Forschungsgemeinschaft veranstalteten französisch-deutschen Editionskolloquiums Paris 1977. Hrsg. v. Louis Hay u. Winfried Woesler. Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe A: Kongreßberichte. Bern/Frankfurt am Main/Las Vegas 1979. Bd 4, S. 224–227.

9 Mugnolo, Domenico: Vorarbeiten zu einer kritischen Fontane-Ausgabe. Zu Schach von Wuthenow, Cécile, Unwiederbringlich. (Beiträge aus der Deutschen Staatsbibliothek 3). Hrsg. v. Friedhilde Krause. Berlin 1985 (im folgenden zitiert: Mugnolo).

10 Ebd., S. 4.

11 Ebd., S. 39.

12 Ebd., S. 2.

13 Ebd., S. 39 ff.

14 Fontane, Theodor: Romane und Erzählungen in acht Bänden. Hrsg. v. Peter Goldammer, Gotthard Erler, Anita Golz u. Jürgen Jahn. Berlin und Weimar 1969 (im folgenden zitiert: Fontane, Romane und Erzählungen).

15 Mugnolo, S. 4.

16 Hettche, Walter: Über Nutzen, Notwendigkeit und Möglichkeit einer kritischen Edition der Werke Theodor Fontanes. Zu Domenico Mugnolos Vorarbeiten zu einer kritischen Fontane-Ausgabe. — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 527.

17 Boetius, Henning: Textqualität und Apparatgestaltung. — In: Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation. Hrsg. v. Gunter Martens u. Hans Zeller. München 1971, S. 233 f.

18 Seidel, Gerhard: Bertolt Brecht — Arbeitsweise und Edition. Das literarische Werk als Prozeß. Berlin 1977, S. 159.

19 Ebd., S. 292.

20 Schneider, Karl Ludwig: Die wissenschaftliche Teilausgabe als Modell für die Edition expressionistischer Dichtungen. — In: Texte und Varianten, S. 285–291.

21 Mugnolo, S. 39 f.

22 Grumach, Ernst: Aufgaben und Probleme der modernen Goethe-Ausgabe. — In: Tägliche Rundschau, 10. Mai 1952.

23 Martens, Gunter: Die Funktion des Variantenapparates in Nachlaßausgaben expressionistischer Lyrik. — In: Die Nachlaßedition (wie Anm. 8), S. 92.

24 Fetzer, Günther: Elektronisches Edieren. Vorschlag einer EDV-unterstützten Edition der Briefe Hugo von Hofmannsthals. In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd 101. Sonderheft: Probleme neugermanistischer Edition. Besorgt v. Norbert Oellers u. Hartmut Steinecke. Berlin (West) 1982, S. 93–115, bes. 113 f. — Vgl. auch Ott, Wilhelm / Gabler, Hans Walter / Sappler, Paul: EDV-Fibel für Editoren. Stuttgart/Tübingen 1982. — Ferner: Neuhaus, Manfred: Vom Zettelkasten zum Mikrochip. Elektronische Datenverarbeitung in der wissenschaftlichen Edition. In: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel (Leipzig). 152 Jahrgang, Heft 51 (17. Dezember 1985), S. 963–968.

25 Mugnolo, S. 41. — Ich verwende den Ausdruck „Satzvorlagen", denn mit ihnen hat es der Setzer, nicht der Drucker zu tun. Satzvorlagen müssen nicht Manuskripte im strengen Wortsinn, d. h. mit der Hand geschrieben sein; es kann sich auch, ganz oder teilweise, um Drucke handeln, z. B. für eine neue Auflage um das Exemplar einer älteren. Unter Setzern, Druckern, Verlegern und Autoren wurde Manuskript schon zu Fontanes Zeiten synonym für Satzvorlage gebraucht.

26 Ebd.

27 Hettche referiert hier scheinbar Mugnolos Intentionen, spitzt sie jedoch meines Erachtens, vielleicht zum Zwecke der Verdeutlichung, über Gebühr zu.

28 Erler, Gotthard: Die Dominik-Ausgabe. Eine notwendige Anmerkung. — In: Fontane-Blätter. 1 (1968) 7, S. 354–357, das Zitat S. 355.

29 Fontane an Wilhelm Hertz, 11. Dezember 1885. Fontane, Theodor: Briefe an Wilhelm und Hans Hertz. S. 282.

30 Fontane an Wilhelm Hertz, 3. September 1863. Ebd., S. 94 f.

31 Fontane an seine Tochter Martha (genannt Mete), 17. Mai 1889. Fontane, Theodor: Briefe II. Hrsg. v. Kurt Schreinert. Zu Ende geführt von Charlotte Jolles. Berlin (West) 1969, S. 129.

32 Fontane, Romane und Erzählungen. Bd 5, S. 540.

33 Fontane an seine Tochter Martha, 24. August 1882. Fontane, Theodor: Briefe II, S. 46.

34 Mugnolo, S. 67 ff.

35 Greg, W. W.: The Rationale of Copy-Text. In: Art and Error (wie Anm. 7), S. 17–36. – Bowers, Fredson: Some Principles for Scholary Edition of Nineteenth-Century American Authors. Ebd., S. 54–61, bes. 55.

36 Fontane an seine Frau, 19. Juli 1882. Fontane, Theodor: Briefe I. Hrsg. v. Kurt Schreinert. Zu Ende geführt von Charlotte Jolles. Berlin (West) 1968, S. 165.

37 Fontane an seine Frau, 11. August 1882. Ebd., S. 172.

38 Fontane an seine Frau, 19. Juli 1882. Ebd., S. 166.

39 Fontane an Wilhelm Friedrich, 4. November 1882. Hellge, Manfred: Fontane und der Verleger Wilhelm Friedrich. – In: Fontane-Blätter. 3 (1973) 1, S. 41.

40 Den Ausdruck hat Klaus Kanzog in die Editionswissenschaft eingeführt. Vgl. Kanzog, Klaus: Prolegomena zu einer historisch-kritischen Ausgabe der Werke Heinrich von Kleists. Theorie und Praxis einer modernen Klassiker-Edition. München 1970, S. 116 f., 121 und 185. – Ferner: Kreutzer, Hans Joachim: Uberlieferung und Edition. Textkritische und editorische Probleme, dargestellt am Beispiel einer historisch-kritischen Kleist-Ausgabe. Mit einem Beitrag von Klaus Kanzog. Beihefte zum Euphorion, Heft 7. Heidelberg 1976, S. 131 f.

41 Oellers, Norbert: Angleichung, Normalisierung, Restitution. Die Editio hybrida als Schicksal der deutschen Klassiker? – In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd 101, Sonderheft (wie Anm. 24), S. 29–42.

42 Die Handschrift befindet sich im Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek in Potsdam. Für die Möglichkeit, sie zu benutzen, und für die freundliche Unterstützung meiner Arbeit danke ich dem Leiter des Archivs, Herrn Dr. Otfried Keiler, sowie seinen Mitarbeitern, Frau Helga Breithaupt und Herrn Peter Schaefer.

43 Fontane an Julius Rodenberg, 3. März 1891. Fontane, Theodor: Briefe an Julius Rodenberg. Eine Dokumentation. Hrsg. v. Hans-Heinrich Reuter. Berlin und Weimar 1969, S. 44.

44 Fontane an Wilhelm Hertz, 4. August 1891. Fontane, Theodor: Briefe an Wilhelm und Hans Hertz, S. 334.

45 Wilhelm Hertz an Fontane, 4. August 1891. Ebd., S. 551.

46 Köster, Albert: Prolegomena (wie Anm. 1), S. 25.

47 Hübner, Arthur: Der Duden und die deutsche Rechtschreibung. – In: Deutsche Rundschau, Bd 248 (September 1936), S. 220.

48 Zahlreiche Nachweise dafür in Kösters Prolegomena. Eine detaillierte Untersuchung des Textes zweier Novellen wird von mir vorbereitet.

49 Vgl. die ausführlichen Berichte zur Textgeschichte und zum Textbefund in der Braunschweiger Ausgabe (Raabe, Wilhelm: Sämtliche Werke. Im Auftrage der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft hrsg. v. Karl Hoppe. Freiburg/Br., Braunschweig, (seit 1961) Göttingen 1951–1970. Bd 1–20. – Eine Darstellung der Problematik (mit Schlußfolgerungen für die Edition) hoffe ich demnächst vorlegen zu können.

50 Bowers, Fredson: Some Principles (wie Anm. 35). – In: Art and Error, S. 58.

51 Bowers, Fredson: Current Theories of Copy-Text, with an Illustration from Dryden. – In: Modern Philology 48 (1950/51), S. 16.

52 Bowers, Fredson: Textual Criticism. Aims and Methods of Scholarship in the Modern Languages and Literatures. Zitiert nach: Warner Barnes, Nineteenth-Century Editorial Problems. A Selective Bibliography. – In: Editing Nineteenth-Century Texts. Ed. by John M. Robson. Toronto 1967, S. 126.

53 Seiffert, Hans Werner: Edition. – In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. 2. Aufl. Hrsg. v. Werner Kohlschmidt und Wolfgang Mohr. Berlin (West) 1958. Bd 1, S. 313.

54 Genton, Elisabeth: Absichten und Ziele der Historisch-Kritischen Heine-Ausgabe Düsseldorf. – In: Jahrbuch für internationale Germanistik. Reihe A: Kongreßberichte, Bd 7, Bern / Frankfurt am Main / Las Vegas 1981, S. 97.

55 Pape, Manfred: Integraler Apparat und Apparattext. – In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd 35 (1976), S. 501 f.

56 Scheibe, Siegfried: Zum editorischen Problem des Textes. – In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd 101, Sonderheft (wie Anm. 24), S. 22.

57 Ebd., S. 21.

58 Scheibe, Siegfried: Zu einigen Grundprinzipien einer historisch-kritischen Ausgabe. – In: Texte und Varianten, S. 43.

59 Zeller, Hans: Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition. — In: Texte und Varianten, S. 60.

60 Ebd., S. 70–73.

61 Kraft, Herbert: Die Aufgaben der Editionsphilologie. — In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd 101, Sonderheft, S. 5.

62 Ebd., S. 6. — Vgl. auch Woesler, Winfried: Funktion und Planung historisch-kritischer Ausgaben. In: LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. Jg. 5/1975, Heft 19/20, S. 14: „Orthographische Normierungen der Druckereien gehören in jedem Fall zu den historischen Bedingungen, unter denen ein Werk erschien."

63 Kraft, Herbert: Die Aufgaben der Editionsphilologie, S. 6.

64 Vgl. Anm. 35. Der Aufsatz ist zuerst 1950/51 in den Studies in Bibliography erschienen.

65 Scheibe, Siegfried: Zum editorischen Problem des Textes (wie Anm. 56), S. 13. — Tatsächlich hat die auf der „Copy-Text"-Theorie beruhende anglistische Editionsphilologie verschiedene Modifikationen erfahren, und es ließe sich aus der einschlägigen Literatur durchaus das genaue Gegenteil von Scheibes Behauptung ableiten; vgl. z. B. Bowers: Multiple Authority. New Problems and Concepts of Copy-Text. In: The Library. 5th series, 27/1972, S. 85: „. . . the copy-ext must be that document on the family tree that is closest to the ultimate authority of the lost manuscript, since only this document preserves the accidentals in their purest extant form from the author's own manuscript, having undergone the absolute minimum of printing-house or scribal interference." (Zitiert nach Kranz, Dieter: „Copy-Text". Ein Beitrag zur Entwicklung des Begriffs und zu seinen Konsequenzen in Editionstheorie und -praxis. — In: LiLi 5/1975, Heft 19/20, S. 138.)

66 „Vergegenwärtigt man sich die Tatsache, daß in großen Editionen Selbstzensurvarianten, genetische Varianten von inhaltlichem Gewicht . . . , genetischer Buchstabenmüll und historisch orthographischer Abfall unterschiedslos und gleichberechtigt in kaum noch lesbaren, vor Technik strotzenden Lesartenapparaten kritiklos aneinandergefädelt werden, wird man rasch erkennen, daß man es hier mit dem ungelösten Feld der Textkritik zu tun hat." (Weidl, Erhard: Heinrich Heines Arbeitsweise. Kreativität der Veränderung. Hamburg 1974, S. 117.)

67 Hier und im folgenden referiere ich Gregs Aufsatz The Rationale of Copy-Text, nach: Art and Error, bes. S. 19 f.

68 Bowers, Fredson: Some Principles. — In: Art and Error, S. 55.

69 Weidl, Erhard: Heinrich Heines Arbeitsweise, S. 29 f.

70 Greg, W. W.: The Rationale of Copy-Text, S. 29.

71 Zeller, Hans: Befund und Deutung. — In: Texte und Varianten, S. 67.

72 Fränkel, Jonas: Dichtung und Wissenschaft. Heidelberg 1954. — Housman, A. E.: The Application of Thought to Textual Criticism (1921). In: Art and Error, S. 1–16.

73 Greg, W. W.: The Rationale of Copy-Text, S. 27 f.

74 Lichatschew, D. S.: Textologia. Moskau/Leningrad 1962. Zitiert nach: Górski, Konrad: Zwei grundlegende Bedeutungen des Terminus „Text". — In: Texte und Varianten, S. 338.

75 Bowers, Fredson: Some Principles. — In: Art and Error, S. 56.

76 Zeller, Hans: Struktur und Genese in der Editorik. Zur germanistischen und anglistischen Editionsforschung. — In: LiLi 5/1975, Heft 19/20, S. 116.

77 Seidel, Gerhard: Bertolt Brecht. Arbeitsweise und Edition, S. 141.

78 Müller-Seidel, Walter: Die Erforschung der deutschen Literatur und ihre Leser. — In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 26. Stuttgart 1982, S. 520–523.

79 Der Ausdruck wird, ebenso wie der Begriff „Lautvarianten", von den Herausgebern der Schiller-Nationalausgabe verwendet; er findet sich (erstmals?) in „Leitsätzen für die Bearbeitung der Nationalausgabe von Schillers Werken" aus dem Jahre 1940, die mir Herr Dr. sc. Siegfried Seidel freundlicherweise zugänglich gemacht hat. Vgl. auch Oellers, Norbert: Angleichung, Normalisierung, Restitution. In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd 101, Sonderheft, S. 31.

80 Plett, Bettina: Die Kunst der Allusion. Formen literarischer Anspielungen in den Romanen Theodor Fontanes. Köln 1986, S. 57 ff.

81 Bald, R. C.: Editorial Problems — A Preliminary Survey. — In: Art and Error, S. 49.

82 Bowers, Fredson: Some Principles. — In: Art and Error, S. 54 f.

83 Greg, W. W.: The Rationale of Copy-Text, S. 19.

84 Scheibe, Siegfried: „Der Handschuh" oder einige Probleme der Textologie. — In: Sinn und Form 3/1983, S. 651.

85 Oellers, Norbert: Angleichung, Normalisierung, Restitution, S. 33.

86 Ebd., S. 29.

87 Lieselotte Blumenthal in ihrem Bericht Zur Textgestaltung in: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe. Neunte, neubearbeitete Aufl. München 1981. Bd 9, S. 859.

88 Oellers, Norbert: Angleichung, Normalisierung, Restitution, S. 33.

89 Vgl. Anm. 66.

90 Scheibe, Siegfried: Zu einigen Grundprinzipien einer historisch-kritischen Ausgabe. — In: Texte und Varianten, S. 38 f. Ausführlich zitiert bei Kraft, Herbert: Die Geschichtlichkeit literarischer Texte, S. 33 ff. Scheibe begründet die Favorisierung der Satzvorlage ebenfalls damit, daß auf diese Weise „alle durch orthographische oder interpunktionelle Gewohnheiten der Drucker oder der Korrektoren oder durch Mißverständnisse des Setzers in den Erstdruck gelangten Veränderungen grundsätzlich von der Textgestaltung ausgeschlossen werden können, daß also eine dem Autor näher stehende Textform als in dem stets schon überfremdeten Druck geboten werden kann".

91 Vgl. Meringer, Rudolf und Mayer, Karl: Versprechen und Verlesen. Eine psychologisch-linguistische Studie. Stuttgart 1895, S. 102—129.

92 Gottfried Keller spricht in einem an den Verleger Wilhelm Hertz gerichteten Brief vom 10. Mai 1888 im Zusammenhang mit einer Neuauflage der „Sieben Legenden" von der „unheilbaren Verwitterung, welche die Zeit bringt und schon bei Lebzeiten eintritt, wenn man alt wird". Den Ausdruck „Textverwitterung" hat der Keller-Herausgeber Jonas Fränkel in die Editionsphilologie eingeführt. Vgl. Fränkel: Textverwitterung in C. F. Meyers Gedichten. — In: Fränkel, Dichtung und Wissenschaft, S. 195.

93 Vgl. Mugnolo, S. 4.

94 Fontane, Romane und Erzählungen. Bd 1, S. 359.

95 Fontane, Theodor: Briefe an Wilhelm und Hans Hertz, S. 191.

96 Ebd., S. 325.

97 Fontane, Romane und Erzählungen. Bd 5, S. 613.

98 Ebd., S. 621.

99 Fragmente der stark korrigierten Handschrift dieser Vorstufe befinden sich im Märkischen Museum, Berlin. Mein besonderer Dank gilt Frau Dr. Ruth Freydank, die es mir ermöglicht hat, die Blätter Ende 1986 während der Rekonstruktionsmaßnahmen in dem Museumsgebäude einzusehen. Die Fassung des Dialogs stellt eine Entwicklungsstufe zwischen der ersten Niederschrift und der Endstufe dar (vgl. Fontane, Romane und Erzählungen. Bd 5, S. 615 f. und 429). Eine knappe Beschreibung der Quitt-Handschriften findet sich bei Laufer, Christel: Verloren geglaubte Fontane-Manuskripte wieder im Märkischen Museum. — In: Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift für Charlotte Jolles. Ed. by Jörg Thunecke . . . in conjunction with Eda Sagarra. Nottingham 1979, S. 278 f.

100 Fontane, Theodor: Briefe an Georg Friedlaender, S. 117.

101 Lohrer, Lieselotte: Fontane und Cotta. — In: Festgabe für Eduard Berend. Weimar 1959, S. 464 f. Ich habe diesen Brief schon in den Anmerkungen der Fontane-Ausgabe des Aufbau-Verlages (Bd 5, S. 621) zitiert, allerdings nach einer älteren unvollständigen Veröffentlichung, so daß die Problematik dort nicht deutlich in Erscheinung tritt.

102 Fontane an Friedlaender, 2. Mai 1890. Fontane, Theodor: Briefe an Georg Friedlaender, S. 127.

103 Lohrer, Lieselotte (wie Anm. 101), S. 465.

104 Fontane, Romane und Erzählungen. Bd 3, S. 583.

105 Fontane, Romane und Erzählungen. Bd 1, S. 358 f.

106 Fontane, Romane und Erzählungen. Bd 1, S. 359; Bd 5, S. 622.

107 Kröner zahlte Fontane für „Quitt" im April 1889 einen Betrag in Höhe von 4783 Mark; von Hertz erhielt der Autor im Oktober des folgenden Jahres 1500 Mark. (Konieczny, Hans-Joachim: Theodor Fontanes Erzählwerke in Presseorganen des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Diss. Paderborn 1978, S. 144.)

108 Die „Gartenlaube", die 1869 in 270 000 Exemplaren gedruckt wurde, erreichte Ende der siebziger Jahre eine Auflage von 380 000 Exemplaren. (Becker, Eva D.: „Zeitungen sind doch das Beste". Bürgerliche Realisten und der Vorabdruck ihrer Werke in der periodischen Presse. — In: Gestaltungsgeschichte und Gesellschaftsgeschichte. Literatur-, kunst- und musikwissenschaftliche Studien. In Zusammenarbeit mit Käte Hamburger hrsg. v. Helmut Kreuzer. Fritz Martini zum 60. Geburtstag. Stuttgart 1969, S. 388.)

109 Konieczny, Hans Joachim: Theodor Fontanes Erzählwerke, S. 123.

110 Ebd., S. 132.

111 Für die Hawthorne Centenary Edition lasen drei oder mehr Editoren mindestens fünfmal Korrektur (Bowers, Fredson T.: A Preface to the Text. — In: Hawthorne, Nathaniel: The Scarlet Letter. Columbus 1962).

112 Mugnolo, S. VIII.

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE

[Bearb.: Helga Breithaupt (Handschriften) und Peter Schaefer (Literatur)]

Neuerwerbungen und -erscheinungen des FAP mit Nachträgen November 1986 bis März 1987 *

Handschriften

Biedermann, Karl (1812–1901, Schriftsteller): 4 Br. eigenh. m. U., Leipzig 1853, an Theodor Fontane. (BS 1,1–4)

Frenzel, Karl (1827–1914, Schriftsteller): 2 Br. eigenh. m. U., Berlin 23. 11. 1889 u. 1. 10. 1891, an Theodor Fontane. (BS 5,1–2)

Gensichen, Otto Franz (1847–1933, Schriftsteller): 4 Br. eigenh. m. U., Berlin 1868–1890, an Theodor Fontane. (BS 6,1–4)

Gruppe, Otto Friedrich (1804–1876, Schriftsteller): 6 Br. eigenh. m. U., Berlin u. o. O. [1852?] – 1869 u. o. J., an Theodor Fontane. (BS 7,1–6)

Harden, Maximilian (1861–1927, Schriftsteller): 4 Br. eigenh. m. U., Berlin 1889–1898, an Theodor Fontane. (BS 8,1–4)

Hauff, Hermann (1800–1865, Schriftsteller): 3 Br. eigenh. m. U., Stuttgart 10. 1. 1844; 12. 9. 1859; 28. 1. 1860, an Theodor Fontane. (BS 9,1–3)

Heigel, Karl August (1835–1905, Schriftsteller): 6 Br. eigenh. m. U., Berlin 1867–1868, an Theodor Fontane. (BS 10,1–6)

Hillern, Wilhelmine von (1836–1916, Schriftstellerin): 2 Br. eigenh. m. U., Oberammergau 27. 12. 1889 u. 17. 5. 1890, an Theodor Fontane. (BS 12,1–2)

Hopfen, Hans von (1835–1904, Schriftsteller): 5 Br. eigenh. m. U., Berlin 1867–1898, an Theodor Fontane. (BS 14,1–5)

Huber, Victor Aimée (1800–1869, Literaturhistoriker): Eigenh. Br. m. U., [Berlin] 13. 3. 1852, an Theodor Fontane. 1 S. – Betr. Hinweis auf einen Aufsatz. (BS 17,1)

Keil, Ernst (1816–1878, Verlagsbuchhändler): 2 Br. eigenh. m. U., Leipzig 29. 10. 1866 u. 25. 7. 1869, an Theodor Fontane. (BS 19,1–2)

König, Robert (1828–1900, Schriftsteller): Eigenh. Br. m. U., Leipzig 3. 8. 1864, an Theodor Fontane. 2 S. – Betr. Bitte um Beitrag für „Daheim". (BS 21,1)

---

* Wir danken allen Freunden, wissenschaftlichen Einrichtungen und Verlagen, die uns Fotokopien und Neuerscheinungen einsandten.

Köppen, Fedor von (1840–1904, Schriftsteller): Eigenh. Br. m. U., Koblenz 20. 6. 1865, an Theodor Fontane. 2 S. – Betr. Buchgeschenk an Fontane mit der Bitte um Bespr. in der Kreuzztg. (BS 22,1)

Lindau, Rudolf (1829–1910, Schriftsteller): 2 Br eigenh. m. U., Berlin 16. 2. 1883 u. 22. 2. 1883, an Theodor Fontane. (BS 24,1–2)

Löwenstein, Rudolf (1819–1891, Schriftsteller): 2 Br. eigenh. m. U., Berlin o. D. u. 19. 5. o. J., an Theodor Fontane. (BS 25,1–2)

Lubliner, Hugo (1846–1911, Schriftsteller): 2 Br. eigenh. m. U., Berlin 21. 3. 1883, an Theodor Fontane. – Betr. Aufführung der „Frau Aspasia" von O. F. Gensichen vom 20. 3. 1883. (BS 26,1–2)

Nordau, Max (1849–1923, Schriftsteller): 2 Br. eigenh. m. U., Paris 25. 9. 1891 u. 7. 10. 1891, an Theodor Fontane. (BS 32,1–2)

Palleske, Emil (1823–1880, Schriftsteller): Eigenh. Br. m. U., Berlin 2. 3. [1853], an Theodor Fontane. 1 S. – Betr. Einladung zur Vorlesung des Dramas „König Monmouth". (BS 34,1)

Pantenius, Theodor Hermann (1843–1915, Schriftsteller): Eigenh. Br. m. U., Zingst 1. 8. 1893, an Theodor Fontane. M. frank. Umschl. 1 S. – Betr. Ankündigung eines Besuches mit vielen Fragen an Fontane. (BS 35,1)

Seidel, Heinrich (1842–1906, Schriftsteller): Eigenh. Br. m. U., Berlin 8. 12. 1873 u. 1 Gedicht, an Theodor Fontane. 5 S. – Betr. Begleitschreiben zum Geschenk mit der Bitte um ein Urteil (Gedichte). (BS 42,1)

Triniüs, August (1859–1919, Schriftsteller): Eigenh. Br. m. U., Berlin 28. 12. 1889, an Theodor Fontane. 4 S. – Betr. Ehrung anläßl. des 70. Geburtstages Fontanes. (BS 45,1)

Wildenbruch, Ernst von (1845–1909, Schriftsteller): 2 Br. eigenh. m. U., Berlin 28. 5. 1874 u. 30. 12. 1889, an Theodor Fontane. (BS 47,1–2)

Wolzogen, Ernst von (1855–1934, Schriftsteller): Eigenh. Br. m. U., Berlin 9. 1. 1890 u. 1 Gedicht v. 4. 1. 1890, an Theodor Fontane. 5 S. – Betr. Fontanes 70. Geburtstag u. Bitte um Urteil zum Roman „Die tolle Komteß". (BS 48,1)

Primär-Literatur

Fontane, Theodor: Adel und Judentum in der Berliner Gesellschaft. Die Juden in unserer Gesellschaft. Wie man in Berlin so lebt. Berliner Ton. Berliner Sprechanismus. [= 5 Aufsatzentwürfe]. Aus „Die Poggenpuhls". [Entwurf]. Brief an Ernst Kossak von 16. Febr. 1864. – In: Jost Schillemeit, Berlin und die Berliner. Neuaufgefundene Fontane-Manuskripte. In: Jahrb. d. Dt. Schillergesellschaft. 30 (1986), S. 34–82. (ZA 1986)

Fontane, Theodor: Berliner Ton. – In: Der Geschichtenkalender 1987. Dritter Jg. Hrsg. von Klaus Steinhaußen. Mit Grafiken von Wolfgang Würfel. Rudolstadt: Greifenverlag 1987, S. 277–283. (86/91)

Fontane, Theodor: Briefe an Wilhelm Wolfsohn [Dresden, zwischen 5. u. 8. Juli 1842]. Letschin, 29. Febr. 1844. [Berlin, Anfang Aug. 1846.] Berlin, 10. Nov. 1849. [Berlin, 15. Dez. 1849]. — In: Christa Schultze, Theodor Fontanes und Wilhelm Wolfsohns Begegnungen 1848/49 in Berlin. Mit Briefen Fontanes aus der Frühzeit ihrer Freundschaft. In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 481–501. (65/5536=6,5)

Fontane, Theodor: Effi Briest. — Fortsetzungsabdr. in: General-Anzeiger, Bonn, Sept. 1986. (ZA 1986)

Fontane, Theodor: Effi Briest. Anm. von Walter Schafarschik. Nachw. von Kurt Wölfel. — Stuttgart: Reclam 1986. 411 S. (Reclam Lese-Klassiker) (86/87)

Fontane, Theodor: „Effi Briest" mit Materialien. Ausgew. u. eingel. von Hanns-Peter Reisner u. Rainer Siegle. — Stuttgart: Klett 1984. 353 S.: Abb. (Editionen für d. Literaturunterricht) (86/65)

Fontane, Theodor: Frau Jenny Treibel oder „Wo sich Herz zum Herzen find't". Nachw. von Walter Müller-Seidel. — Stuttgart: Reclam 1985. 225 S. (Reclam Lese-Klassiker) (86/88)

Fontane, Theodor: Gedichte. Neue Ausg. Hrsg. von Heinrich Wolfgang Seidel. Neuaufl. d. Ausg. d. Cotta'schen Buchhandlung von 1941. — [Stuttgart]: Magnus o. J. [1986]. 319 S. (87/12)

Fontane, Theodor: John Maynard. (Interpretieren Sie d. Gedicht!) — In: Schriftliche Abschlußprüfung Fach Deutsche Sprache u. Literatur. Schuljahr 1985/86. Oberschule u. Volksschule [d. DDR] Klasse 10. Faltblatt [1 von 4 frei zu wählenden Themen] (ZA 1986)

Fontane, Theodor: Lebenswege [Ged.] — In: Frankfurter Allg. Ztg. v. 20. 12. 1986. (ZA 1986)

Fontane, Theodor: Der Stechlin. Hrsg. von Hugo Aust. — Stuttgart: Reclam 1987. 555 S. (Reclam Lese-Klassiker) (87/24)

Fontane, Theodor: Stine. Roman. Mit e. Nachw. von Peter Demetz. — Frankfurt/M.: Insel 1986. 149 S. (Insel Taschenbuch; 89) (87/18)

Fontane, Theodor: Unterm Birnbaum. Ellernklipp. — Berlin: Verl. Neues Leben 1986. 267 S. (86/67)

Fontane, Theodor: Werke, Schriften und Briefe. Abt. III. Erinnerungen, ausgew. Schriften u. Kritiken. Bd 5. Zur deutschen Geschichte, Kunst u. Kunstgeschichte. Hrsg. von Walter Keitel, Helmuth Nürnberger u. a. — München: Hanser 1986. 1015 S.: Abb. (Hf 62/7551=3,5)

Fontane, Theodor: Werke und Schriften. Sämtl. Romane, Erz., Ged., Nachgelassenes. Bd 25. Frühe Erzählungen. Hrsg. von Helmuth Nürnberger unter Mitw. von Hans-Joachim Simm. — Frankfurt/M., Berlin: Ullstein 1986. 120 S. (Ullstein Buch; 4532. Fontane Bibliothek) [ungek. Nachdr. d. Ausg. d. Hanser Verl., 2., rev. Aufl.] (76/71=25)

Fontane, Theodor: Werke und Schriften. Sämtl. Romane, Erz., Ged., Nachgelassenes. Bd 26. Prosafragmente u. Entwürfe. Hrsg. von Helmuth Nürnberger unter Mitw. von Hans-Joachim Simm. — Frankfurt/M., Berlin: Ullstein 1986. 542 S. (Ullstein Buch; 4548. Fontane Bibliothek) [ungek. Nachdr. d. Ausg. d. Hanser Verl., 2., rev. Aufl.] (76/71=26)

Sekundär-Literatur

1. Bücher und Zeitschriftenbeiträge

Albus, Günter: Kulturgeschichtliche Tabellen zur deutschen Literatur. 1. 2. — Berlin: Volk und Wissen 1985–1986.
1. Von d. Anfängen bis 1870. 536 S.
2. Von 1871 bis zur Gegenwart. 610 S. (86/74=1–2)

Anderson, Paul I.: Psychographie und Correktur. Plädoyer für e. Faksimile-Herausgabe d. Arbeitshandschriften Fontanes. — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 516–526. (65/5536=6,5)

Bengel, Michael [Rez.]: Ekkhard Verchau, Theodor Fontane, Individuum u. Gesellschaft. Berlin, Wien: Ullstein 1983. — In: Germanistik (Tübingen). 27 (1986) 2, S. 383–384. (ZA 1986)

Berbig, Roland [Rez.]: Gustav Sichelschmidt, Theodor Fontane. Lebensstationen e. großen Realisten. München: Heyne 1986. — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 580–582. (65/5536=6,5)

Berbig, Roland; Keiler, Otfried: Internationale Arbeitskonferenz „Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit" (Potsdam, Juni 1986) [Bericht]. — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 567–575. (65/5536=6,5)

Betz, Frederick [Rez.]: Helmut Ahrens, Das Leben des Romanautors, Dichters und Journalisten Theodor Fontane. Düsseldorf: Droste 1985. — In: Literature, Music, Fine Arts. 19 (1986) 2, S. 99–100. (ZA 1986)

Boden, Petra [Rez.]: Peter-Uwe Hohendahl, Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus 1830–1870. München: Beck 1985. — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 584–586. (65/5536=6,5)

Bondy, Barbara: Theodor Fontane. Vor dem Unvereinbaren. — In: dies., Der unpersönliche Traum. Dichterportraits aus zwei Jahrhunderten. München: Beck 1986, S. 82–90. (ZA 1986)

Buder, Johannes: Der Reitergeneral von Seydlitz im Schaffen Theodor Fontanes. — In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. 37 (1986), S. 169–175. (87/16)

Craig, Gordon A.: Der Triumph des Borussismus: Theodor Fontane und Wilhelm II. — In: ders., Das Ende Preußens. Acht Porträts. Aus d. Engl. von Karl Heinz Siber. München: Beck 1985, S. 68–93. (ZA 1985)

Dieterle, Regina: Die Darstellung und Bedeutung der Arbeit im Roman „Irrungen, Wirrungen" von Theodor Fontane. — Lizentiatsarb. d. Philosoph. Fak. I an d. Univers. Zürich 1985. 117 S. 30 cm [Maschschr.] (87/14q)

Ehrmann, Andreas: Bedeutung und Funktion des weiblichen Dienstpersonals in Romanen Fontanes. — Magisterarb. Freie Univers. Berlin/West 1985. 85 S. 29 cm [Maschschr.] (85/66q)

Fabian, Franz: An der Havel und im märkischen Land. — Leipzig: Brockhaus 1986. 227 S. :Abb. [mehrfach zu F.] (86/81)

Fabian, Franz: Die Geschichte vom alten Birnbaum. — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 505–511. Mit 1 Foto. [Ausz. aus „An der Havel und im märkischen Land"] (65/5536=6,5)

Fischer, Hubertus: Selbstanzeige zu den Gegen-Wanderungen. — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 511–514. (65/5536=6,5)

Goldammer, Peter: Fontanes Autobiographien. — In: ders., Über den Tag hinaus. Zur dt. Lit. im 19. Jhd. Berlin, Weimar: Aufbau 1986, S. 266 bis 362. [Einl. in: Theodor Fontane, Autobiograph. Schriften. Hrsg. von G. Erler u. a. Berlin, Weimar: Aufbau 1982. — Teilvorabdr. in: Fontane-Blätter. 4 (1981) 8] (86/73)

Grevel, Lilo: Fontane in Italien. — In: Germanisch-romanische Monatsschrift. N. F. 36 (1986) 4, S. 414–432. (ZA 1986)

Haberkamm, Klaus: „Links und rechts umlauert": Zu e. symbol. Schema in Fontane's „Effi Briest". — In: Modern Language Notes. 101 (1986) 3, S. 553–591. (ZA 1986)

Hammel, Claus [Rez.]: Theodor Fontane, Autobiographische Schriften. Hrsg. von Gotthard Erler u. a. Mit e. Einl. von Peter Goldammer. 3 Bde. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1982. — In: Bienenstock, Berlin 137/1986. (ZA 1986)

Heinrich, Martina: Theodor Fontanes Verhältnis zu seinen Verlegern. — Diplomarb. Humboldt-Univers. Berlin 1984. 47, 12 S. 30 cm [Maschschr.] (85/19q)

Heizmann, Bertolt: Der irritierte Bürger. Theodor Fontane, Frau Jenny Treibel. Wilhelm Raabe, Stopfkuchen. Zum Wilden Mann. — Stuttgart: Klett 1986. 47 S. (Anregungen für d. Lit.unterricht) (87/1)

Hettche, Walter: Über Nutzen, Notwendigkeit und Möglichkeit einer kritischen Edition der Werke Fontanes. — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 527–533. (65/5536=6,5)

Jolles, Charlotte: In memoriam Bertold Spangenberg. — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 576–577. (65/5536=6,5)

Kaiser, Nancy A.: Social Integration and Narrative Structure. Patterns of Realism in Auerbach, Freytag, Fontane and Raabe. — New York, Bern, Frankfurt/M.: Lang 1986. 229 S. (New York University Ottendorfer Series; N. F. 23) (86/68)

Kliem, Peter G.: Wanderungen durch die Mark Brandenburg mit Theodor Fontane und anderen Reisenden. — Berlin: Ullstein 1986. 168 S. :Abb., überw. Farbfotos. (86/82)

Knoll, Renate [Rez.]: Andreas Bertschinger, Hermann Brochs „Pasenow" — ein künstlicher Fontane-Roman? Zur Epochenstruktur von Wilhelminimus u. Zwischenkriegszeit. Zürich, München: Artemis 1982. — In: Germanistik (Tübingen). 27 (1986) 3, S. 666. (ZA 1986)

Kowalewski, Ursula: Von wiedergefundenen Bildern der Familie von Rohr. — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 578–579. (65/5536=6,5)

Kraus, Hans-Christof [Rez.]: Mensch, Geschichte, Gesellschaft, Politik. Ekkhard Verchau, Theodor Fontane. Individuum u. Gesellschaft. Berlin, Wien: Ullstein 1983. — In: Ztschr. für Religions- u. Geistesgeschichte. 38 (1986) 1, S. 66–68. (ZA 1986)

Loster-Schneider, Gudrun: Der Erzähler Fontane. Seine polit. Positionen in d. Jahren 1864–1898 u. ihre ästhet. Vermittlung. — Tübingen: Narr 1986. 326 S. (Mannheimer Beitr. zur Sprach- u. Literaturwissenschaft; 11) (86/83)

Lüderssen, Klaus: Literatur und Kriminologie. Bemerkungen zu Theodor Fontanes Erzählung „Unterm Birnbaum". — In: Neue Rundschau. 97 (1986) 4, S. 112–136. (ZA 1986)

Mangelsdorf, Günther [Rez.]: Hubertus Fischer, Gegen-Wanderungen. Streifzüge durch d. Landschaft Fontanes. Frankfurt/M., Berlin: Ullstein 1986. — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 515–516. (65/5536=6,5)

Müller, Karla: Schloßgeschichten. E. Studie zum Romanwerk Theodor Fontanes. — München: Fink 1986. 160 S. [Diss. München 1984] (Münchner Universitätsschriften. Philosophische Fakultät. Münchner Germanistische Beiträge; 36) (86/69)

Müller, Karla [Rez.]: Karla Bindokat, Effi Briest. Erzählstoff u. Erzählinhalt. Frankfurt/M., Bern: Lang 1984. — In: Germanistik (Tübingen). 27 (1986) 2, S. 382. (ZA 1986)

Nagel, Bert: Innstettens Traum. — In: ders., Innstettens Traum u. a. Erz. Mit Rohrfederzeichnungen von Margarethe Krieger. Heidelberg: Heidelberger Verlagsanstalt 1986, S. 7–44. (86/75)

Nürnberger, Helmuth [Rez.]: Christian Grawe, Theodor Fontane, Effi Briest. Frankfurt/M.: Diesterweg 1985. — In: Germanistik (Tübingen). 27 (1986) 3, S. 628. (ZA 1986)

Nürnberger, Helmuth [Rez.]: Kurt Schober, Theodor Fontane. In Freiheit dienen. Herford: Mittler 1980. — In: Germanistik (Tübingen). 27 (1986) 3, S. 630. (ZA 1986)

Paulsen, Wolfgang: Warum ausgerechnet „Nimptsch"? — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 561–566. (65/5536=6,5)

Pörnbacher, Karl [Rez.]: Gunter H. Hertling, Theodor Fontanes „Irrungen, Wirrungen". Die „Erste Seite" als Schlüssel zum Werk. Frankfurt/M. u. a.: Lang 1985. — In: Germanistik (Tübingen). 27 (1986) 3, S. 628–629. (ZA 1986)

Pohlmann, Carola [Rez.]: Christian Grawe, Theodor Fontane. Effi Briest. Frankfurt/M. u. a.: Diesterweg 1985. — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 583–584. (65/5536=6,5)

Pravemann, Holger; Pravemann, Petra: Die Zeitungsausschnitt-Sammlung des Fontane-Archivs Potsdam (Bestände zwischen 1900 und 1910). E. Beitr. zur Erforschung d. Wirkungsgeschichte Theodor Fontanes. — Belegarb. Pädagog. Hochschule Karl Liebknecht Potsdam 1987. 54 S. [Maschschr.] (86/21q=13)

Riedel, Lisa: Eine Neuerwerbung für Neuruppin. „Schön Margret und Lord William". — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 501–503. (65/5536=6,5)

Rothschild, Thomas [Rez.]: Gaby Schachtschabel, Der Ambivalenzcharakter der Literaturverfilmung. Mit e. Beispielanalyse von Theodor Fontanes Roman Effi Briest u. dessen Verfilmung von R. W. Fassbinder. Frankfurt/M. u. a.: Lang 1984. — In: Germanistik (Tübingen). 27 (1986) 3, S. 629. (ZA 1986)

Sagarra, Eda: Symbolik der Revolution im Roman „Der Stechlin". — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 534–543. (65/5536=6,5)

Sagarra, Eda: Theodor Fontane, Der Stechlin. — München: Fink 1986. 129 S. (Uni-Taschenbücher; 1404. Text u. Geschichte. Modellanalysen zur dt. Literatur. 20) (87/17)

Schaefer, Peter: Eine Ergänzung zur Druckgeschichte des „Stechlin". — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 553–555. (65/5536=6,5)

Schillemeit, Jost: Berlin und die Berliner. Neuaufgefundene Fontane-Manuskripte. — In: Jahrb. d. Dt. Schillergesellschaft. 30 (1986), S. 34–82. (ZA 1986)

Schonauer, Franz: Theodor Fontane, Der deutsch-französ. Krieg 1870/71. Anm. von Franz Schonauer. — Man. e. Radio-Sendung d. Bayerischen Rundfunks 1986. 19 S. 30 cm (86/21q=9)

Schultze, Christa: Theodor Fontanes und Wilhelm Wolfsohns Begegnungen 1848/49 in Berlin. Mit Briefen Fontanes aus d. Frühzeit ihrer Freundschaft. Mit 1 Abb. — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 481–500. (65/5536=6,5)

Sommer, Dietrich [Rez.]: Charlotte Jolles, Fontane und die Politik. Berlin, Weimar: Aufbau-Verl. 1982. — In: Weimarer Beiträge. 32 (1986) 11, S. 1933–1934. (ZA 1986)

Stender, Reinhard: Religion, Kirche, Theologie in Fontanes Stechlin. Kirchengeschichtl. Hintergründe u. literar. Verarbeitung. — Wiss. Hausarb. Hamburg 1986. 62 S. (86/76)

Thunecke, Jörg [Rez.]: Helmut Ahrens, Das Leben des Romanautors, Dichters und Journalisten Theodor Fontane. Düsseldorf: Droste 1986. — In: Deutsche Bücher. Referatenorgan deutschsprachiger Neuerscheinungen. Amsterdam: Rodopi 1986/2, S. 156–157. (ZA 1986)

Wittig-Davis, Gabriele: Fontane auf englisch — ein zu weites Feld? — In: Fontane-Blätter. 6 (1987) 5, S. 555–561. (65/5536=6,5)

Wruck, Peter: „Viel Freud, viel Leid. Irrungen, Wirrungen. Das alte Lied." — In: Werkinterpretationen zur dt. Literatur. Von e. Autorenkoll. unter Ltg von Horst Hartmann. Berlin: Volk & Wissen 1986, S. 150–167. [Erstdr. in: Fontane-Blätter. 6 (1985) 1] (86/2)

2. Zeitungsartikel

anon.: Gisela Heller war zu Gast. — In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 12. 12. 1986. [betr. Vortrag „Emilie Fontane — ein preußisches Frauenleben"] (ZA 1986)

anon.: Storm für den Husumer Deich — Fontane für die Londonbrücke. Die Einstellung d. beiden befreundeten Dichter. — In: Hamburger Nachrichten v. 22. 3. 1986. (ZA 1986)

Demmelbauer, Josef: Fontane, der politische Skeptiker. Vorbild für Hofmannsthals „Weg zum Sozialen". — In: Die Presse. Unabh. Tagesztg für Österreich v. 23./24. 8. 1986. (ZA 1986)

Döhnert, Wolfgang: Fontane international. — In: Die Weltbühne 40/1986, S. 1269–1271. (86/70)

Eichler, Elfriede: Immer noch neugierig auf Fontane. Gespräch mit Parteifreund Dr. Otfried Keiler, Leiter d. FA d. DSB. — In: Nationalztg, Berlin v. 2. 8. 1986. (ZA 1986)

Erler, Gotthard: Die Fontanes und die Merckels. Über eine Freundschaft in Briefen. — In: Wochenpost v. 9. 1. 1987. (ZA 1987)

Kühne, A.: Fontane und die Hohenzollern. Vortrag von Prof. Dr. Dietrich Sommer in d. Ortsvereinigung Halle d. Goethe-Gesellschaft. — In: Der Neue Weg, Halle v. 22. 10. 1986. (ZA 1986)

Matt, Peter von [Rez.]: Theodor Fontane als Langweiler. Weitere Bde d. Hanser-Ausg. Theodor Fontane, Werke, Schriften u. Briefe. Abt. III. Erinnerungen, ausgew. Schr. u. Kritiken. Bd 5. Zur dt. Geschichte, Kunst u. Kunstgeschichte. München: Hanser 1986; Abt. I. Sämtl. Romane, Erz., Ged., Nachgelassenes. Bd 7. München: Hanser 1984. — In: Frankfurter Allg. Ztg v. 28. 3. 1987. (ZA 1987)

Milewski, Hiltrud: Den Blick für die Jugend bewahrt. Fontane, Dichter und Theaterkritiker. — In: Berliner Ztg v. 27. 2. 1987. (ZA 1987)

Nürnberger, Helmuth: Im Bummelton. — In: Frankfurter Allg. Ztg v. 20. 12. 1986. [s. Theodor Fontane, Lebenswege]

Orth, Wilhelm: Als Theodor Fontane für „Tante Voß" schrieb. — In: Der Morgen, Berlin v. 7. 3. 1987. (ZA 1987)

Schobeß, Joachim: Ehrenrettung für Emilie Fontane. Dichterwitwe verschenkte die Handschriften ihres Mannes. Von e. Verkauf ders. ist nichts bekannt. — In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 1. 11. 1986. (ZA 1986)

Schobeß, Joachim: War frei von Hurrapatriotismus. Theodor Fontanes Soldatenzeit 1844–1845. Nach England beurlaubt. — In: Brandenburgische Neueste Nachrichten v. 3. 12. 1986. (ZA 1986)

Scholz, Peter: Gelegenheit zur Interpretation. Symbolik u. Realismus in d. Darstellung von Krankheit u. Tod in Theodor Fontanes Romanen „Effi Briest" u. „Der Stechlin". — In: Humanitas, Berlin v. 30. 5. 1985. (ZA 1985)

Wengierek, Reinhard: Ein Stück vom weiten Feld. — In: Weltbühne v. 15. 7. 1986. [betr. angek. Br.-Ausg. Fontane-Merckel] (ZA 1986)

3. Nachträge

anon. [Rez.]: Aus dem Oderlande. — In: Europa. Chronik d. gebildeten Welt. 1863, Sp. 1475–1482. (ZA 1863)

anon. [Rez.]: Theodor Fontane, Von, vor und nach der Reise. Berlin: F. Fontane 1894. — In: Beiblatt d. Deutschen Roman-Ztg. 4 (1894) 44, Sp. 431. (ZA 1894)

Brüning, Elfriede: „Es lebe der Stechlin!" Wir stehen an dem See, dem Fontanes schönster Roman galt. — In: Die grüne Post v. 1. 9. 1935. (ZA 1935)

Fontane, Theodor: Balladen. Der alte Derffling. Der letzte York. Barbara Allen. Die Blumen des Waldes. Das Begräbnis des Sir John Moore. — In: Europa. 1861, Sp. 181–188. (ZA 1861)

Fontane, Theodor: Das Belvedere im Schloßgarten zu Charlottenburg. — In: Sonntags-Beil. No 24 d. Kgl. priv. Berlinischen (Vossischen) Ztg. v. 16. 6. 1872. (ZA 1872)

Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman. Mit 32 Bildtafeln (= Filmphotos aus „Der Schritt vom Wege") u. 4 Federzeichnungen. — Wien, Leipzig: A. J. Walter Verl. o. J. [um 1938]. 265 S. (87/22)

Fontane, Theodor: Paris im November 1870. 1.–3. — In: Wochenblatt d. Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.
1. Nr 45 v 11. Nov. 1874, S. 263–267.
2. Nr 46 v. 18. Nov. 1874, S. 270–272.
3. Nr 47 v. 25. Nov. 1874, S. 275–279.
[Vorabdr. aus „Der Krieg gegen Frankreich"] (ZA 1874)

Fontane, Theodor: Waltham-Abbey. — In: Neue Preußische (Kreuz) Ztg v. 28. Juli 1857. (ZA 1857)

Fontane, Theodor: Wilhelm Hensel. [Hrsg. von Cécile Lowenthal-Hensel.] — In: Mendelssohn Studien. Beitr. zur neueren dt. Kultur- und Wirtschaftsgesch. 3 (1979), S. 181–199. (86/85)

Friedmann, Alfred [Rez.]: „L'Adultera" von Theodor Fontane. — In: Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes. No 29, S. 405. (ZA 1882)

Krammer, Mario: Berlin im Wandel der Jahrhunderte. E. Kulturgesch. d. dt. Hauptstadt. Erg. von Paul Flechter. 2., durchges. Aufl. — Berlin: Rembrandt-Verlag 1956. 312 S. [erwähnt vielfach F.] (86/86)

L., O. v. [Otto von Leixner] [Rez.]: Theodor Fontane, Meine Kinderjahre. — In: Beiblatt d. Deutschen Roman-Ztg. 3 (1894), Sp. 502. (ZA 1894)

L. [Otto von Leixner] [Rez.]: Theodor Fontane, Die Poggenpuhls. — In: Beiblatt d. Deutschen Roman-Ztg. (1897) 1, Sp. 861. (ZA 1897)

Ritchie, J. M.: Fontane. — In: The Age of Realism. Ed. by F. W. J. Hemmings. Harmondsworth 1974, S. 248–353. (ZA 1974)

P. S. [d. i. Schlenther, Paul] [Rez.]: Theodor Fontanes neuer Roman. Frau Jenny Treibel oder Wo sich Herz zum Herzen find't. — In: Vossische Ztg Nr 557 v. 27. 11. 1892, Sonntagsbeil. Nr 48. (ZA 1892)

Schlenther, Paul: Zum Bilde Theodor Fontanes. — In: Das große Jahr 1914–15. Berlin 1915, S. 177–186. (85/14)

Schmidt, Wilhelm: War Fontane ein Freund des Fremdworts? — In: Zeitschr. d. Allg. Deutschen Sprachvereins. 37 (1922) 4/5, Sp. 86–88. (ZA 1922)

Zolling, Theophil [Rez.]: „Ellernklipp" von Theodor Fontane. — In: Die Gegenwart. 21 (1882) 8, S. 119–121. (ZA 1882)

Durch ein bedauerliches Versehen fehlten im Konferenzbericht von R. Berbig und O. Keiler (Fontane-Blätter H. 43, S. 567–576) 2 Teilnehmer, deren Beiträge zwar im Text erwähnt, auf der Referentenliste jedoch nicht genannt werden.

Wir bitten um Entschuldigung und ergänzen:

- Horst Denkler (Berlin/West): Distanzierte Nähe. Zum Verhältnis zwischen Wilhelm Raabe und Theodor Fontane.
- Peter Goldammer (Weimar): „Er war für den Husumer Deich, ich war für die Londonbrücke." Fontanes Storm-Essay – und die Folgen.

FONTANE-BLÄTTER: Die Fontane-Blätter erscheinen zweimal jährlich und finden Abnehmer in mehr als 20 Staaten. Leser in der DDR bestellen direkt beim Fontane-Archiv. Interessenten aus dem Ausland bestellen über ihren Buchhändler beim Buch-Export, Leninstraße 16, Leipzig, DDR-7010.

HERAUSGEBER: Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, Postfach 59, Dortustraße 30/34, Potsdam, DDR, 1561, Telefon 47 51, App. 133 (Mitarbeiter), 2 29 83 (Leiter).

REDAKTION: Dr. Roland Berbig, Dr. sc. Joachim Biener, Dr. Gotthard Erler, Dr. Ruth Freydank, Dr. Joachim Göbel, Anita Golz, Dr. Otfried Keiler, Prof. Dr. sc. Helmut Richter, Peter Schaefer, Joachim Schobeß, Bibliotheksrat i. R., Dr. Christa Schultze, Dr. sc. Peter Wruck.

SATZ UND DRUCK: Druckerei Märkische Volksstimme, BT Hegelallee 53, Lizenz des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik Nr. 1634. Art.-Nr. 31 782, ISSN 0015-6175

I/16/01 A 3797/87

LITERATUR-AUSKÜNFTE: Wissenschaftlich Arbeitende und Freunde des Werkes Fontanes, die Literaturauskünfte wünschen, wenden sich direkt an das Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, Postfach 59, Potsdam, DDR, 1561.

BITTE: Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Dissertationen und Diplomarbeiten, im Interesse der Forschung an das Fontane-Archiv einzusenden. Diese Bitte bezieht sich nicht nur auf selbständige Veröffentlichungen (Verlagsproduktionen), sondern auch auf Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel (unter Angabe der Zeitung, des Erscheinungsortes und des Datums). Das Fontane-Archiv ist fernerhin für laufende Hinweise dankbar.

DANKSAGUNG: Im vergangenen Halbjahr wurden dem FAP wertvolle Buchgeschenke aus nah und fern übergeben. Wir danken im Namen aller Benutzer. Die Bände tragen entsprechende Vermerke und stehen der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung.

Nachdruck, aus auszugsweise, ist nur mit Genehmigung des Fontane-Archivs der Deutschen Staatsbibliothek gestattet.

Beiträge aus der Deutschen Staatsbibliothek
Herausgegeben von Friedhilde Krause

Domenico Mugnolo

VORARBEITEN ZU EINER KRITISCHEN FONTANE-AUSGABE

Zu Schach von Wuthenow, Cécile, Unwiederbringlich

Mit einem Vorwort von Otfried Keiler

Berlin 1985

[Zu beziehen über:

Deutsche Staatsbibliothek, Abt. Publikation und Druck,
Postfach 1312, Berlin (DDR) 1086;

Preis: Inland 12,20 M; Ausland 18,00 M]